Fortsetzung und Beschluß
der
Reise
durch
England und Frankreich,
in Briefen
an
einen jungen Freund in Deutschland,
vom Herausgeber.

Sechzehnter Brief.

London.

Ich habe Dir, mein lieber Eduard, die Größe des Volks, unter dem ich jetzt lebe, durch einige Nachrichten von seinem Seewesen, von seinem Handel, von seinem Landbaue und von seinem Kunstfleiße anschaulich zu machen gesucht. Es ist nun noch übrig, Dir auch etwas von seinen wohlthätigen Anstalten und Einrichtungen zu sagen, welche zur Absicht haben, das menschliche Elend zu vermindern, und Leidenden aller Art, wo nicht immer Hülfe, doch Erleichterung und Trost zu verschaffen. Da ich aber, meines erbärmlichen Gesundheitszustandes wegen, mich von London nicht sehr weit entfernen, und die bessern Zwischentage und Zwischenstunden nur dazu benützen kann, mich mit den Merkwürdigkeiten dieses Einen Orts bekannt zu machen, so ist es natürlich, daß ich auch nur von denjenigen menschenfreundlichen Anstalten, die man hier in der Hauptstadt sieht, zu reden in Stande bin.

Große Städte, große Sünden, sagt man, und man hat freilich Recht so zu sagen, es mag dabei auf die Zahl der Lasterthaten, oder auf den Grad ihrer Strafbarkeit gesehen werden. Denn natürlich müssen 800,000 in einer einzigen Stadt zusammengepreßte Menschen mehr Sünden begehen, als 5 oder 10,000 andere, die an einem kleinen oder mittelmäßigen Orte

zusammen leben; auch ist es eben so natürlich, daß Taugenichtse aller Art und große Schurken von Handwerk lieber die ungeheuern Hauptstädte, wo sie sich eher unter der Menge verbergen können, und wo sich ihnen die meisten Gelegenheiten zu Schelmereien und Schurkereien aller Art darbieten, zu ihrem Aufenthalte wählen, als kleinere Oerter, in welchen jene Vortheile für sie wegfallen. Natürlich also auch, daß in jenen mehr schauderhafte Sünden, mehr Verbrechen im großen Geschmacke, wenn ich so sagen darf, begangen werden, als in diesen.

Man könnte und sollte aber auch mit gleichem Rechte, freilich ebenfalls nur in einem gewissen Sinne, sagen: große Städte, große Tugenden. Wenigstens ließe dieser Spruch sich, in gewisser Hinsicht, eben so gut vertheidigen, als jener. In welchem Sinne, und in welcher Hinsicht ich das nehme, willst Du wissen? Ich will mich erklären.

Man durchreise hundert kleine und mittelmäßige Städte, es sei in welchem Lande es wolle, um Wirkungen des Gemeinsinns, einer allgemeinen Menschenliebe und Wohlthätigkeit auszuspähen: und ich will behaupten, daß man in allen jenen Städten, zusammengenommen, kaum halb so viel davon entdecken werde, als in dem einzigen London; selbst unter der Voraussetzung, daß die Bevölkerung jener hundert Städte, zusammengenommen, eben so groß oder noch größer, als die von dieser unermeßlichen Hauptstadt sei. Ich will damit keinesweges zu erkennen geben, daß die Sittlichkeit überhaupt, und die Menschenliebe oder der Gemeinsinn insbesondere, in großen Städten, und namentlich in London, mehr als in kleinern zu Hause sind — wie könnte ich das, ohne einer allgemeinen Erfahrung zu

widersprechen? Aber das will ich kühnlich behaupten, daß in Städten von so ungeheurer Bevölkerung die Menschen nicht bloß mehr Gelegenheit und Veranlassung haben, sondern auch mehr innern und äußern Drang fühlen müssen, zum gemeinen Besten etwas beizutragen, und Werke der Menschenliebe zu verrichten, als an kleinern Orten. Vernimm meine Gründe.

Erstens, und was die Mittel und Veranlassungen zu dergleichen Werken betrifft, so ist es ja bekannt, daß sowol die Reichthümer eines Landes den großen Hauptstädten zuströmen, als auch, daß Menschen in preßhaften Umständen und Verunglückte aller Art sich gleichfalls dahin zu wenden pflegen, weil sie hier eher, als anderswo, entweder Mittel und Wege zu einem bessern Fortkommen, oder doch wenigstens mehr Unterstützung und Hülfe in ihren bedrängten Umständen zu finden hoffen dürfen. Große Städte dieser Art bieten daher mehr als andere die entgegengesetzten Schauspiele des höchsten Wohlstandes und der tiefsten Dürftigkeit, des glänzendsten Glücks und des größten Elendes dar. Je kleiner hingegen der Ort, desto beschränkter ist die Gelegenheit, mehr zu erwerben, als Jeder für sich selbst und die Seinigen gebraucht; desto beschränkter daher auch die Neigung und das Vermögen, zum gemeinen Besten mitzuwirken, so wie ebenmäßig die Gelegenheiten und Veranlassungen dazu hier seltner und weniger dringend, als dort, zu sein pflegen.

Zweitens verdient auch Dieses erwogen zu werden: Ungeachtet die Regierungen für die großen Hauptstädte verhältnißmäßig mehr thun, und mehr thun müssen, als für die kleinern Oerter, so können sie doch unmöglich Alles thun, was Städte von so ungeheurer Größe und Volksmenge erfodern, wenn es nur einigermaßen ordent-

lich, ruhig und kristlich darin hergehen soll. Es wird daher bald eine so fürchterliche Masse von Unsittlichkeit und Elend sichtbar, und für alle Bewohner eines solchen Orts so fühlbar und schädlich, daß sogar der entschiedenste Selbstsüchtling sich durch die allgemeine, auch ihm beschwerlich fallende Noth, selbst wider seine Neigung gezwungen fühlen muß, zur Verminderung jener gräulichen Masse mitzuwirken. Wenn es so weit erst gekommen ist — und dahin muß es an einem solchen Orte, ehe der Gemeingeist daselbst erwacht ist, sehr bald kommen — daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf Elende aller Art, zu stoßen, deren bloßer Anblick das menschliche Gefühl empört, oder auf Verworfene, welche der öffentlichen Wohlanständigkeit spotten, die öffentliche Ruhe stören, und die öffentliche, wie die besondere Sicherheit eines jeden Einwohners in Gefahr setzen: so fühlt Jeder, auch wenn er sonst am Herzen ziemlich abgestumpft und verkrüppelt ist, daß er für sich selbst und für die Seinigen wirkt, indem er zur Verminderung jener Unsittlichkeit und jenes Elendes mitzuwirken sich nicht entbrechen kann. Daher entstehen denn an einem solchen Orte wohlthätige Anstalten aller Art, zur Verminderung der Unsittlichkeit und des Elendes, Waisenhäuser, Armenschulen, Kranken- und Verpflegungshäuser, Findelhäuser, Zucht- und Arbeitshäuser u. s. w. Niemahls aber hat man an irgend einem Orte in der Welt mehr dergleichen, oder nur eben so viele in einer und ebenderselben Stadt beisammen gesehen, als hier in London.

Ungeachtet es daher zwar, drittens, wahr ist, daß an einem so großen und volkreichen Orte der einzelne Mensch dem einzelnen Menschen fremder und gleichgültiger wird, so ist es doch auch eben so wahr, daß die

ganze Gesellschaft der Mitbewohner und das öffentliche Wohl des Orts jedem einzelnen Bewohner insonderheit in gleichem Grade wichtiger werden muß. Die Eitelkeit wirkt dann natürlicher Weise auch hier, wie überall, im Verborgenen mit; und sie wirkt hier um so kräftiger, je größer die Bühne ist, auf der sie sich zeigen kann. Wer möchte nicht lieber von 800,000, als nur von 1000 Menschen sich beklatscht hören?

Du siehst, mein lieber Freund, daß ich gerade nicht gesonnen bin, der Sittlichkeit dieser großen Stadt auf Kosten kleinerer Städte eine Lobrede zu halten, indem ich, der Wahrheit gemäß, behaupten muß: daß London alle andere Städte, die ich kenne, an menschenfreundlichen und wohlthätigen Anstalten aller Art, man mag auf die Vielheit, oder auf die Größe, Pracht und vortreffliche Einrichtung derselben sehen, weit zurückläßt.

Von dem prachtvollen Verpflegungshause für alte oder unbrauchbare Seeleute zu Greenwich habe ich schon in einem meiner frühern Briefe mit derjenigen Bewunderung geredet, wozu Jeder, der diese Anstalt sieht, sich hingerissen fühlt. — Für die alten, oder verletzten Krieger des Landheers hat man eine ähnliche Anstalt zu Chelsea, nahe bei London, errichtet. Auch diese ist in einem weitläufigen und schönen Palaste angelegt worden, der aus drei großen Vierecken besteht, welche eben so viele geräumige Hofplätze einschließen. Breite und lange bedeckte Gänge und ein schattenreicher Pferch oder Park dienen den Bewohnern dieses Palastes, jene bei feuchter, dieser bei trockner Witterung, zu angenehmen Wandelbahnen. Die Zahl Derer, welche innerhalb des Gebäudes, und zwar sehr beauem und wohl unterhalten werden, beläuft sich jetzt auf 503. Dieses ist für eine so große Landmacht, als England in dem Laufe des

nunmehr geendigten Krieges unterhalten hat, freilich nicht viel, aber die Menge Derer, welche außer dem Hause leben, und Kostgeld erhalten, ist denn auch um so viel größer. Diese schätzt man nämlich auf 10,000 Köpfe, wovon jeder jährlich 12 Pfund oder 72 Rthlr. Verpflegungsgelder empfängt.

Daß die Kosten zur Unterhaltung dieses Verpflegungshauses, wo nicht ganz, doch größtentheils von den gemeinen Soldaten der Brittischen Landmacht und ihren Anführern hergegeben werden müssen, ist ein Uebelstand, den schon Andere *) mit Recht gerügt haben. Es wird nämlich dazu, bei der Soldzahlung für das Heer, von jedem Pfund Sterling eine Kleinigkeit zurückbehalten. Außerdem muß jeder Soldat und jeder Offizier sich jährlich noch einen Tag an seiner Löhnung abziehen lassen. Reicht Beides noch nicht zu, so bewilliget der Volksrath das Uebrige. Allein mit welchem Scheine von Billigkeit kann man die Verpflegung Derer, die für's Vaterland, oder — für den Minister, zerschossen oder zerhauen wurden, ihren Waffenbrüdern aufbürden, die der Gefahr, zerhauen oder zerschossen zu werden, so gut als sie, ausgestellt wurden? Will man Diese etwa dafür strafen, daß sie glücklicher als Jene davonkamen?

Es ist übrigens kein Zweig des menschlichen Elendes zu erdenken, für welchen hier nicht die wirksamsten Gegenanstalten, und zwar größtentheils nicht von der Regierung, sondern von Privatleuten, die zu dergleichen wohlthätigen Zwecken sich vereinigten, getroffen worden sind. Dieser letzte Umstand erregt und verdient die Bewunderung des Fremden mehr, als die ungemeine,

---

*) S. Wendeborn's Zustand Großbritanniens.

vielleicht zu weit getriebene, Pracht und Größe jener Anstalten. Die dazu errichteten Gebäude, ihr äußeres Ansehen und ihr Inneres verkündigen häufig eher die Wohnung eines Fürsten, oder Königes, als einen Aufenthalt verarmter oder verunglückter Menschen, welche von Wohlthaten leben. Selbst das berühmte Narrenhaus Bedlam (man spricht Bedlem) ist ein Palast, dessen der größte Herr sich nicht zu schämen haben würde. — Wozu diese Verschwendung? War es bloß Verlangen, die Hauptstadt zu verschönern, was dieselbe veranlaßte, oder wirkte vielleicht in einigen Fällen auch die Eitelkeit der Stifter solcher Anstalten mit? Bei einigen wenigstens ist dieser Einfluß nicht zu verkennen; wie denn bei andern auch die der Englischen Denk- und Sinnesart eigene Seltsamkeit und Grillenhaftigkeit bis zum Lächerlichen mit im Spiele gewesen sind. So hat z. B. ein gewisser Francis Bencroft, der zu seiner Zeit Vorschneider an der Tafel des Lordmayors war, und durch allerlei, gerade nicht sehr rühmliche Mittel ein ansehnliches Vermögen erwarb, 28,000 Pfund zu einer milden Stiftung vermacht, aber auch die Bedingung beigefügt, daß man seinen Körper einbalsamen, und den Deckel des Sarges mit einem Glasfenster und mit Hespen versehen solle: jenes, damit er sehen, dieses, damit er wieder herausgehen könne, sobald es ihm beliebe. Dem jedesmahligen Küster der Kirche, in welcher er beigesetzt werden wollte, vermachte er jährlich zwei, dem Prediger ein Pfund; dafür sollte dieser alle Jahr eine Gedächtnißpredigt auf ihn halten, jener aber die Zelle, worin er ruhen würde, fleißig auskehren und ausstäuben. Ein Anderer machte zur Bedingung, daß ihm zu Ehren jährlich ein großer Schmaus angestellt werde; mit der Bedingung, daß, vor Tafel, die Gesellschaft der Ge-

ladenen sich jedesmahl erst feierlich zur Kirche zu begeben habe, wo denn Einer von ihnen mit vernehmlicher Stimme die Worte in sein Begräbniß rufen solle: Sir N. N. (den Namen des Thoren habe ich nicht erfahren) how do you do? Hr. N. N., wie befindet ihr euch?

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, hier die Bemerkung einzuschalten, daß wol in keinem andern Lande so viele Urmenschen (Originale) und Sonderlinge aller Art, die sich durch irgend eine seltsame Eigenheit auszeichnen, gefunden werden, als in England. Die hiesige Erziehungsart, welche nicht, wie die in andern Ländern, zur Absicht hat, alle Köpfe nach einerlei Form zu modeln, sondern Jedem alle Freiheit läßt, sich nach eigenen Anlagen und Fähigkeiten auf seine Weise auszubilden, ist unstreitig, wo nicht die einzige, doch die vorzüglichste Ursache dieser Erscheinung. Die vielen Sonderlinge, welche dem Beobachter hier überall aufstoßen, machten es denn auch ganz begreiflich, warum die Engländischen Geschichtsdichtungen (Romane) und Bühnenstücke so viel reicher an neuen und seltsamen Figuren dieser Art sind, als die unsrigen. —

Man zählt in London wenigstens 24 große Anstalten, welche die Verpflegung und Wiederherstellung armer Kranken und Leidenden aller Art zum Gegenstande haben, nebst 17 Freiapotheken, aus welchen Hausarme die ihnen nöthigen Arzeneien unentgeltlich erhalten. Die meisten dieser Anstalten sind, wie gesagt, durch die Mildthätigkeit einzelner Personen oder Gesellschaften entstanden, und werden auch auf solche Weise unterhalten. Darunter sind zwei für die Einimpfung der Pocken, der natürlichen sowohl, als auch der Schutzpocken *); fünf

*) Diese letzten haben aber die eingeimpften natürlichen Po-

oder sechs Entbindungshäuser für schwangere Frauen; einige für Krüppel und Lahme; eins für Verletzte jeder Art; eine, um ansteckenden Krankheiten theils vorzubeugen, theils ihre weitere Ausbreitung zu verhindern; eine für solche, die aus den Krankenhäusern, als Wiederhergestellte, entlassen worden sind, aber noch einer besondern Pflege bedürfen, und drei — große Narrenhäuser. Wenn Dir die Zahl dieser letzten für Eine Stadt ein wenig viel dünket, so muß ich erinnern, daß ich bei meinem Aufenthalte zu Paris, vor dreizehn Jahren, doch auch zwei ziemlich große und stark bevölkerte Anstalten dieser Art, die eine in dem Bicêtre, die andere, wenn ich mich recht erinnere, in der Salpetrière fand. Doch ist von mehr als Einem Beobachter schon bemerkt worden, daß es unter den Engländern mehr Verrückte giebt, als in andern Ländern; so wie auch der Selbstmord von jeher nirgends häufiger als gerade hier begangen worden ist, wo doch die Menschen, im Ganzen genommen, sich so wohl befinden. Eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade ein Land, wo die gesunde Vernunft so allgemein verbreitet, und von jeher so vorzüglich thätig gewesen ist, und wo die meisten Menschen sich eines angenehmern Daseins zu erfreuen haben, als die Bewohner anderer Länder, die meisten Narren und die meisten Selbstmörder zählt! Man hat die Ursachen von beiden theils in der hiesigen dicken Luft, theils in den starken Speisen und Getränken der Engländer finden wollen. Der Einfluß dieser Dinge mag allerdings dazu mitwirken; allein der Hauptgrund von beiden scheint mir geistiger und sitt-

---

cken beinahe gänzlich schon vertrieben. In einem dieser Häuser hatte ein einziger Arzt am Ende des Jahrs 1801 schon 5400 Personen die Schutzpocken mit immer gleichem Glücke eingeimpft.

licher Art zu sein. Die Engländer sind, wenigstens großentheils, verzogene Kinder des Glücks und der Erziehung. Viele von ihnen haben von Kindheit an fast immer ihren Willen gehabt, und fast nie oder selten erfahren, was Mangel, Druck und Widerwärtigkeiten bedeuten. Sie haben also auch gar keine Uebung in gelassener Ertragung derselben gehabt. Begegnet diesen verzogenen Glückskindern nun auch einmahl etwas Widerwärtiges, welches denn doch selbst dem Reichsten und Mächtigsten zuweilen widerfahren muß, so wollen sie, wie man spricht, darüber gleich aus der Haut fahren. Sie rennen, wie Wahnsinnige, mit dem Kopfe gegen die Wand, und verlieren entweder den Verstand oder die Lebenslust. Während meines Hierseins ist keine Woche vergangen, ohne daß zwei oder drei Fälle dieser Art bekannt gemacht wurden. Dieses Unglück ist aber hier etwas so Gewöhnliches, daß kaum mehr Bemerkung davon genommen wird.

Außer jenen großen Kranken- und Verpflegungshäusern giebt es hier noch viele vortreffliche Anstalten aller Art, zur Verminderung des menschlichen Elendes und zur Beförderung der Sittlichkeit; z. B. 170 Verpflegungshäuser (Almshouses) für arme Alte beiderlei Geschlechts, 18 andere Armenhäuser, 41 Freischulen, worin im Durchschnitt 3500 arme Kinder beiderlei Geschlechts frei erzogen und unterwiesen werden, 14 andere öffentliche Schulen für verlassene und arme Kinder, 165, worin auf Kosten der einzelnen Kirchspiele im Durchschnitt nicht weniger als 6000 Knaben und Mädchen gekleidet und erzogen werden *). Blicke noch einmahl auf die Zahlen, die ich hier angegeben habe, zurück, und Du wirst Dich

*) Siehe The picture of London for 1802.

mit mir von Bewunderung und Hochachtung gegen ein Volk durchdrungen fühlen, welches die Pflicht der Mildthätigkeit in einem so beispiellosen Grade übt. Man berechnet, daß die Unterhaltung aller dieser Anstalten jährlich nicht weniger als 850,000 Pfund oder 5,100,000 Rthlr. koste. Wer aber kann berechnen, wie viel hier überdas von einzelnen Personen an einzelne Bedürftige gegeben wird! Bloß in demjenigen Theile dieser Stadt, welcher London im engern Sinne oder die Stadt (City) genannt wird, haben sich nicht weniger als 91 Gesellschaften gebildet, welche jährlich 75,000 Pfund unter sich aufbringen, um sie unter Hausarme zu vertheilen. Denke, Eduard! 75,000 Pfund oder 450,000 Rthlr., bloß zur Unterstützung solcher, die nicht dazu geeignet sind, in die öffentlichen Verpflegungshäuser aufgenommen zu werden; und das nur in dem einen Drittel der Stadt!! Ziehe den Hut ab, so oft Du den Namen Engländer nennen hörst. Hier verdienen sie unsere Ehrfurcht.

Alle jene Anstalten sind in Ansehung der darin herrschenden Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und zarten Sorgfalt für das Wohlsein Derer, die darin verpflegt werden, so ungewöhnlich musterhaft, daß sich etwas Aehnliches schwerlich in irgend einem andern Lande finden läßt. Besonders haben einige der vielen menschenfreundlichen Gesellschaften, die sich hier gebildet haben, theils durch die Wohlthätigkeit der Absichten, wozu sie sich vereinigten, theils aber auch durch die Zweckmäßigkeit der dazu getroffenen Anstalten und durch den treuen und gewissenhaften Eifer, womit sie jene Absichten unermüdet verfolgen, mich mit hoher Bewunderung und Rührung erfüllt. Ich kann und will nur einige davon anführen.

Das erste sei das von einer solchen Gesellschaft un-

terhaltene Magdalenen=Verpflegungshaus, welches die menschenfreundliche und heilige Absicht hat, verführte und entehrte Personen des andern Geschlechts von dem Wege des Verderbens, den sie unglücklicher Weise betreten haben, wieder auf den der Tugend, der Ehre und der Glückseligkeit zurückzuführen. Man hat dabei besonders sein Augenmerk auf die große Klasse jener bedauernswürdigen jungen Geschöpfe gerichtet, die von teuflischen Verführern unter dem falschen Versprechen der Ehe entehrt, dann verlassen, von erzürnten Anverwandten verstoßen, und dadurch beinahe in die Nothwendigkeit gesetzt werden, Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, und entweder Hand an sich selbst zu legen, oder das schändliche Gewerbe feiler Buhlerinnen zu ergreifen. Diese finden hier einen sichern Zufluchtsort, worin es ihnen nicht bloß möglich, sondern auch leicht gemacht wird, ihren Fehler zu verbessern, ihre Schande zu tilgen, und nach einiger Zeit in den Schooß ihrer Familien und in die menschliche Gesellschaft als gutgesinnte und nützliche Mitglieder derselben, zurückzukehren. Aber auch selbst den verworfensten öffentlichen Buhldirnen wird der Eingang in dieses Haus der Besserung nicht versagt, wenn sie den Vorsatz gefaßt haben, ihre schändliche Lebensweise zu verlassen und zur Tugend zurückzukehren.

Man fängt damit an, die Unglücklichen in jeder nöthigen Rücksicht auszufragen, und genaue Erkundigungen über sie einzuziehen, um den Grad ihres Verderbens und alle ihre Verhältnisse kennen zu lernen. Danach wird die ihnen anzuweisende Klasse und Gesellschaft bestimmt; denn sehr weise und menschenfreundlich sucht man zu vermeiden, daß eine Aufgenommene mit Andern zusammenkomme, die schon zu einem tiefern Grade der Unsittlich-

keit und des Verderbens hinabgesunken waren. Jede aber, ohne Ausnahme, hat sich, sobald sie aufgenommen worden ist, der schonendsten und sanftesten Behandlung zu erfreuen. Sie werden in allerlei nützlichen weiblichen Arbeiten, besonders aber in häuslichen und wirthschaftlichen Geschäften unterwiesen, und sowol der Geistliche des Hauses, als auch die menschenfreundlichen Vorsteher desselben, suchen dabei durch sanfte Belehrungen und Ermunterungen auf ihren Verstand sowol, als auf ihr Herz zu wirken. Man wendet sich hienächst an die Aeltern und Verwandten der Unglücklichen, falls sie deren haben, um diese zur Versöhnung zu bewegen, und sie geneigt zu machen, die Verirrten wieder aufzunehmen, sobald sie hinlängliche Beweise ihrer völligen Besserung gegeben haben. Findet sichs aber, daß eine solche Person ganz verwaiset ist, oder daß die Ihrigen hartnäckig entschlossen sind, sie nicht wieder aufzunehmen, so bleibt sie so lange in der Anstalt, bis die unermüdete Sorgfalt der Vorsteher irgend eine andere gute und sichere Lage für sie ausfindig gemacht hat.

Das Vertrauen, welches diese ehrwürdige Anstalt sich erworben hat, ist so groß und wohlgegründet, daß viele Herrschaften die daraus Entlassenen vorzugsweise in ihren Dienst zu nehmen wünschen; ja sogar, daß ein großer Theil der Gebesserten in der Folge von rechtschaffenen Männern geheirathet worden ist; und — was dem Verdienstlichen der Anstalt vollends die Krone aufsetzt — man will bemerkt haben, daß diese, der menschlichen Gesellschaft wiedergeschenkten Personen die besten Dienstboten, die treuesten Gattinnen und die sorgfältigsten Hausmütter zu werden pflegen.

Zwei und dreißig Mitglieder derjenigen Gesellschaft, welche dieses Haus unterhält, sind die Vorsteher der-

selben. Unter diese ist die Aufsicht getheilt; eine verständige Frau vertritt die Stelle der Hausmutter.

Die Anstalt wurde im Jahr 1758 gestiftet. Von da an bis 1798, also in einem Zeitraume von 40 Jahren, hat sie nach und nach nicht weniger als 3188 verirrte junge Personen aufgenommen. Davon waren, einem öffentlich bekanntgemachten Auszuge aus den Büchern der Anstalt zu Folge,

1) mit ihren Verwandten ausgesöhnt, verheirathet, oder als Dienstboten in guten Häusern untergebracht worden	2075
2) mit unheilbaren Uebeln behaftet, und deßwegen abgegeben	98
3) gestorben	63
4) auf ihr eigenes Gesuch entlassen	439
5) schlechter Aufführung wegen fortgeschickt	446
6) beim Abschlusse in der Anstalt befindlich	67
Ueberhaupt	3188

Da man nun die in der ersten Klasse als Gebesserte und Gerettete ansehen kann, so erhellet daraus, daß die Anstalt bei mehr als zwei Dritteln der Aufgenommenen ihre menschenfreundliche Absicht bisher glücklich erreicht hat. Welch ein Gewinn für den Staat und die menschliche Gesellschaft! Welch hohes Verdienst für Diejenigen, welche dazu mitwirkten!

Das Seitenstück zu dieser wohlthätigen Anstalt ist eine andere, der man den Namen Asylum oder Zufluchtshaus gegeben hat. So wie jene die Rettung verirrter und gefallener Personen zur Absicht hat, so zweckt diese im Gegentheil darauf ab, den Verirrungen und dem Falle zuvorzukommen. Sie bemächtiget sich besonders solcher jungen Mädchen, die keine Aeltern

oder anderweitige Fürsorger haben, von welchen sie eine sittlich-gute und vernünftige Erziehung erhalten könnten, und die daher, im erwachsenen Zustande, Gefahr laufen würden, verführt und unglücklich gemacht zu werden. Diese bleiben unter zweckmäßiger Anführung, Unterweisung und Aufsicht so lange in der Anstalt, bis sie irgendwo entweder als Dienstboten, oder auf eine andere Weise untergebracht werden können. Auch hier begnügen Diejenigen, welche dieser Gesellschaft beigetreten sind, sich nicht damit, bloß Geldbeiträge dazu zu geben, sondern sie verwalten dabei auch selbst der Reihe nach das Aufseheramt. Heil den wackern Männern, welche auf eine so edle Weise der Menschheit denjenigen Zoll von ihrem Vermögen und von ihren Kräften entrichten, den jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ihr schuldig ist!

Die sogenannte menschenfreundliche Gesellschaft (humane Society) hat den Zweck, ertrunkene und erstickte Personen durch schnelle und zweckmäßige Hülfe ins Leben zurückzuführen. Nach öffentlichen Amtsberichten hat sie, seit ihrer Stiftung, diese wohlthätige Absicht nun schon bei nicht weniger als 2659 Verunglückten erreicht! Was in aller Welt mag die Ursache sein, daß man hier, wie in Hamburg, so oft nur plötzliche Hülfe (d. i., in der ersten, auch wol noch in der zweiten Stunde nach dem Unfalle) möglich ist, die meisten Ertrunkenen und Erstickten wieder zu beleben weiß? und daß an andern mir bekannten Orten, wo es doch auch nicht an geschickten Aerzten, Wundärzten und eifrigen Menschenfreunden fehlt, man so selten oder fast niemahls damit zu Stande kommt? Die Mittel, die dabei angewandt werden müssen, so wie die ganze Verfahrungsart, sind doch lange schon kein Geheimniß mehr!

Sollte es nicht der Mühe werth sein, von solchen, besonders wasserreichen Oertern, wo dergleichen Unfälle sich oft ereignen, einen jungen Arzt oder Wundarzt auf öffentliche Kosten nach Hamburg und London zu schicken, um die an beiden Orten errichteten Rettungsanstalten, und die ganze Verfahrungsart, die dabei angewandt wird, genauer zu beobachten?

Eine andere Gesellschaft hat sich hier in der menschenfreundlichen Absicht vereinigt, arme Kranke in ihren Wohnungen aufzusuchen, um ihnen dort nach Möglichkeit Hülfe, oder doch wenigstens Erleichterung zu verschaffen.

Wiederum eine andere hat sich zum Zwecke gesetzt, armen Eheweibern zur Zeit ihrer Entbindung die ihnen nöthige Hülfe, Bequemlichkeit und Pflege, gleichfalls in den eigenen Wohnungen derselben, zu verschaffen. Sie unterhält zu diesem Behufe 32 Witwen, welche immer bereit sein müssen, dahin zu gehen, wo ihre Hülfe erfodert wird. Alles, was der armen Wöchnerinn in diesem Zustande nöthig ist, und was sie aus Dürftigkeit sich selbst nicht würde verschaffen können, wird ihr unentgeltlich geliefert.

Selbst die unglücklichen Gefangenen in den öffentlichen Gefängnissen sind der Aufmerksamkeit der hiesigen Menschenfreunde nicht entgangen. Es war mir, als ich das berühmte Gefängniß für Schuldner, welche nicht bezahlen können, King's Bench (Kins Bentsch) genannt, besuchte, erfreulich und rührend, innerhalb des mit einer hohen Mauer eingeschlossenen Hofraums einen angeklebten Anschlag des Inhalts zu finden: daß, wenn irgend einer der Gefangenen einen schicklichen Wunsch oder ein dringendes Bedürfniß habe, er hiemit eingeladen werde, sich deßhalb schriftlich an eine Gesellschaft zu

wenden, deren Versammlungshaus angegeben wurde; da denn Einer aus ihrer Mitte kommen werde, um darüber mit ihm zu reden. Wie mancher arme Hausvater, der um einer Kleinigkeit, vielleicht um einer oder zweier Guineen willen, sich in dieses Gefängniß geschleppt sah, wird auf diese Weise seiner Familie wiedergegeben!

Sogar zur Verminderung des Schadens, welchen listige Schurken dem bessern Theile der Gesellschaft zufügen, haben sich wackere Rechtsgelehrte in Gesellschaften vereiniget, und sich selbst die Verbindlichkeit aufgelegt, allen Arten von Betrügereien nachzuspüren, um ihre Urheber gerichtlich zu verfolgen und zur Strafe ziehen zu lassen. Man hat mir zwei dergleichen Gesellschaften genannt, die schon manchem Beeinträchtigten Schutz und Hülfe verschafft haben sollen.

Ich habe mir Mühe gegeben, irgend einen Zweig des menschlichen Elendes zu ersinnen, für den man hier noch nicht auf Hülfe gedacht hätte; allein es hat mir nicht damit gelingen wollen. Wo ist ein anderer Ort in der Welt, von dem man etwas Aehnliches sagen könnte? Edle Britten, wie gern verzeihe ich euch, nachdem ich diesen euren fast beispiellosen Eifer zur Verminderung des Elends eurer Brüder kennen gelernt habe, euren, vielleicht oft zu übermäßigen Volksstolz! Wie geduldig lasse ich mir jetzt die Kälte, ja sogar die Geringschätzung gefallen, womit ihr, freilich ein wenig gar zu selbstgefällig, von eurer wirklichen oder eingebildeten Höhe auf uns andere Ausländer, weß Volks wir auch sein und wie wir auch heißen mögen, herabsehen zu dürfen glaubt! Selbst die oft unmäßige Geldgier, selbst den euch schlechtkleidenden Geldstolz, den mehr als Ein unparteiischer Beobachter euch schon vorgeworfen hat, vergebe ich euch, nachdem ich gesehen habe, welchen edlen

Gebrauch ihr, zum Theil wenigstens, von den erworbenen Schätzen zu machen sucht. Die Begierde, die ganze Welt von euch und eurem Gelde abhängig zu machen, und die unnöthigen Kriege, die ihr zuweilen führt, um diesen, nicht sehr weisen Zweck zu verfolgen — möge euch Gott vergeben! Ich habe eure starken Seiten kennen gelernt; was kümmern mich die schwachen! Besser wäre es freilich, wenn ihr auch von diesen euch loszumachen gewußt hättet; aber da jedes Volk, wie jeder einzelne Mensch, seine schwache Seite hat, und haben muß, wie es scheint, so soll die eurige mich nicht abhalten, euch auf euren entgegengesetzten bessern und ruhmwürdigen Seiten zu lieben, zu ehren und zu bewundern.

Eins ist indeß, nach allen jenen Beobachtungen über den Wohlthätigkeitstrieb der Engländer, sehr befremdlich und auffallend; dieses nämlich: daß man, trotz den vielen großen und prächtigen Verpflegungsanstalten für Arme und Nothleidende, trotz jenen drei Millionen Pfund Sterling, welche das Land zum Behuf des Armenwesens gesetzmäßig jährlich aufbringen muß, und trotz der großen Mildthätigkeit einzelner Personen und Gesellschaften, doch auch hier, mitten in dem reichen und wohlthätigen London, noch immer Straßenbettler sieht! Zwar ist es damit Gottlob! bei weiten so arg nicht mehr, als es zu Wendeborn's Zeiten, seiner Beschreibung nach, gewesen sein muß, aber doch immer noch ärger, als man es hier zu finden erwarten sollte. Die Schuld davon kann sicher nicht an mangelhaften Hülfsquellen für das Armenwesen liegen — diese sind ja hier ergiebiger, als in irgend einem andern Lande; — sie muß nothwendig in unvollkommenen und fehlerhaften Einrichtungen zu finden sein. Hievon soll man auch, wie ich höre, sich hier selbst überzeugt haben, und deßwegen

entschlossen sein, das Armenwesen nach dem Muster des Hamburgischen zu verbessern. Dabei könnten denn die Engländer, wenn sie sonst wollten, zugleich lernen, daß andere Länder doch auch ihr Gutes haben, und daß man daher, besonders wenn man nie aus London oder aus England gekommen ist, nicht so geradezu mit Geringschätzung oder Verachtung auf sie hinabblicken sollte. Es könnte, besonders in Deutschland, wol noch mehr für sie zu lernen geben, wovon sie in ihrem hohen Selbstgefühle sich nie etwas träumen ließen. —

Genug für heute! Denke doch darüber nach, guter Eduard, ob es nicht etwa thulich sei, eine oder die andere jener menschenfreundlichen Gesellschaften, von welchen ich Dir Nachricht gegeben habe, auch bei uns nachzuahmen? Für mein Leben gern möchte ich mit Hand, Mund und Herzen dabei sein. Du doch auch?

Siebzehnter Brief.

London.

Ein Reisender, dem es darum zu thun ist, den Geist, die Sitten und besonders die gegenwärtige Stimmung eines fremden Volkes kennen zu lernen, muß nicht versäumen, die Schauspiele und überhaupt die öffentlichen Vergnügungsörter zu besuchen. An diesen herrscht nämlich gewöhnlich mehr Freiheit, als man sonst irgendwo in ebendemselben Lande findet; hier lassen daher auch die Menschen, mehr als sonst wo, ihr Eigenthümliches, ihre Denkart, ihre Meinungen, ihren Geschmack und die jedesmahlige Stimmung des Tages zum Vorschein kom-

men. Auch ich habe deßwegen, so weit mein jämmerlicher Gesundheitszustand es erlauben wollte, diese Gelegenheiten, den öffentlichen Volksgeist zu beobachten, nicht versäumen zu müssen geglaubt, so wenig lüstern ich auch sonst, wie Du wol weißt, nach Lustbarkeiten dieser Art seit Jahren schon gewesen bin.

Viele Engländer scheinen hierin meines Sinnes zu sein. Zwar sind sie durch die Bank ziemlich neugierig, vielleicht mehr als wir; allein ihre Neugier hat fast ausschließlich nur die Staatsbegebenheiten zum Gegenstande. Sie sind daher die stärksten Zeitungsleser in der Welt; und diese Art von Neuigkeitssucht erstreckt sich bei ihnen durch alle Stände. So gute Esser sie auch sind, so würden doch, glaube ich, viele von ihnen lieber auf Frühstück und Abendbrot, als auf die Morgen- oder Abendzeitung Verzicht thun. Man hat hier nämlich Neuigkeitsblätter, nicht bloß für alle Tage, sondern auch für jede Tageszeit, Morgen-, Mittags- und Abendblätter; und wer sich Abends ohne Gewissensbisse ruhig niederlegen will, der muß wenigstens eins derselben von jeder Gattung gelesen haben. Die Kaffee- und die andern öffentlichen Häuser sind daher immer voll von Zeitungslesern, die ihr Geschäft so emsig und so stille treiben, wie Mönche und Nonnen, die den Rosenkranz abbeten*).

Das Schauspiel hingegen hat, scheint es, weniger Reiz für sie. Wie käme es sonst, daß in dieser ungeheuren Stadt, außer zwei oder drei Volksbühnen, auf welchen Possenspiele der untersten Art, untermischt mit Reiter-,

*) Ich habe hier in London nicht weniger als 30 Zeitungen, welche theils täglich, theils an bestimmten Tagen der Woche erscheinen, und 36 Monatsschriften gezählt.

Springer- und Seiltänzerkünsten, gegeben werden, nur zwei rechtliche Schauspielergesellschaften, die von Drury-Lane und von Covent-Garden, nebst einem Welschen Singspiele, zur Befriedigung aller Schauspielbedürfnisse vollkommen hinreichen; und daß selbst diese den Sommer über, wenn die Großen und Reichen auf dem Lande leben, zu feiern sich gezwungen sehen? Wie sticht in diesem Betrachte das schaulustige Paris dagegen ab, wo oft zwanzig Bühnen aller Art, selbst mitten im Sommer, kaum hinreichend sind, die Menge der sich andrängenden Zuschauer aufzunehmen!

Die erste der genannten beiden Bühnen wird allgemein für die vorzüglichste gehalten. Man muß indeß gestehen, daß die zweite ihr rühmlich nacheifert; ich wenigstens habe den Unterschied zwischen beiden kaum noch merklich finden können. Einer der vorzüglichsten Miteigenthümer von jener ist der berümte Sheridan, eins der beredtsten und witzigsten Mitglieder des Unterhauses. Der erste Schauspieler auf dieser Bühne heißt Kemble, die erste Schauspielerinn Siddons; Beide mögen leicht zu den besten in der Welt gehören.

Der Geschmack der Engländer in der Schauspielkunst nähert sich dem unsrigen. In Ansehung des Trauerspiels wenigstens entfernen sich beide von dem der Franzosen gleich weit. Man zieht auch hier, wie bei uns, den einfachen und natürlichen Ausdruck der Empfindungen dem erkünstelten und übertriebenen vor; und die höchste Kunst des Schauspielers ist hier, wie bei uns, sich selbst und seine Kunst zu verstecken, und nur die Personen erscheinen zu lassen, in deren Rolle er auftritt. So wie der Engländer und der Deutsche ihre Empfindungen und Leidenschaft in der Wirklichkeit anders als der Franzose äußern, so geschieht Dieses auch auf ihren

Bühnen. Jene reden, wo diese schreien; jene machen oft nur eine gelinde Handbewegung oder ein stilles Mienenspiel, wo diese mit ihren Armen hoch über dem Kopfe in der Luft fechten; jene erschüttern oft durch eine sanfte Dämpfung und Erstickung der Stimme, wo diese toben und brüllen zu müssen glauben. Wie in der Natur, so auf den Bühnen. Alle drei ahmen ihre Natur nach; und alle drei thun recht daran.

Nur darin unterscheidet der Englische Bühnengeschmack sich von dem Deutschen, daß man hier mehr, als bei uns, das Zusammengesetzte und Verwickelte in der Handlung, und das Starke, Grelle und Sonderbare in der Personenzeichnung und in den Handlungen liebt. Man ist hier für die starken Genüsse, wie an der Tafel, so vor der Bühne. Ein Stück, wie Emilia Galotti, Nathan der Weise oder Regulus, würde hier eben so wenig Beifall finden, als unser Kohlgericht und unser Schinken, ohne Kayennepfeffer und Soja genossen. Der Himmel erhalte uns unsern Geschmack an dem Einfachern! Er ist doch, man sage was man wolle, der älteste und der natürlichste. Die Griechen hatten ihn, wie wir.

Will man die hiesige oberste Volksklasse — ich meine die auf dem Geländergange (Galerie), sonst auch John Bull genannt — in ihrer muthwilligsten Laune und in der vollsten Ausübung ihrer Hoheitsrechte bewundern, so muß man in die Schauspielhäuser gehen. Hier ist dieser Stand, wie der höchste, so auch der lauteste und der alleinbefehlende. Selbst der König und die Königinn müssen, wenn sie ins Haus treten, zu ihm hinaufsehen, und ihm eine anständige Verbeugung machen. Fiel diese einmahl, seiner Meinung nach, nicht ehrerbietig genug aus, so hat man Beispiele,

daß er noch einmahl! (da Capo!) oder tiefer! rief; und sein Wille mußte geschehen. »Es hat sich ereignet«, sagt Wendeborn, »daß das Volk, wenn es eine Zeit lang auf den König warten mußte, ungeduldig geworden, und ihn, wenn er endlich erschien, statt des gewöhnlichen Händeklatschens, mit Zeichen des Unwillens empfing. Alsdann hat der König wol seine Uhr aus der Tasche gezogen, nach derselben gesehen, und den Kopf geschüttelt, als ob er nicht gewußt, daß es schon so spät sei; worauf denn das Volk durch Händeklatschen ihm hinwiederum Dankbarkeit für seine Herablassung zu einer solchen Art der Entschuldigung bezeigt hat.«

Ich habe 56 Jahre gelebt, folglich allerlei Geräusch und Lärm auf diesem Erdenrunde zu hören Gelegenheit gehabt; ich bin vier Jahre lang Mitglied zweier Deutschen Hochschulen gewesen; ich habe zur Zeit des siebenjährigen Krieges manchem wilden Auftritte, besonders bei einer nächtlichen Plünderung von berauschten Helden, in der Nähe beigewohnt, wobei wahrlich tapfer geschrien und getobt wurde; ich habe zweimahl auf dem Meere das Heulen des Sturmwindes und das Brüllen rollender Wogen gehört; und glaubte daher wirklich, mich rühmen zu dürfen, einigermaßen aus Erfahrung zu wissen, was wilder Lärm und ungestümes Toben sei. Allein ich irrte mich; denn jetzt muß ich ehrlich gestehen, daß ich, ehe ich neulich zum ersten Mahle einem Schauspiele zu Drurylane beiwohnte, noch gar keinen Begriff davon hatte. Solch ein Getöse, als ich hier, sowol vor dem Anfange des Stücks, als auch in den Zwischenzeiten von einem Aufzuge zum andern, und bei zufälligen Veranlassungen mitten im Gange des Stücks, zu hören bekam, war mir noch niemahls vorgekommen.

Als z. B. zwei der ersten Schauspieler auf die Bühne

traten, um den fünften Aufzug zu eröffnen, fiel es den Herren und Damen in der Höhe plötzlich, wie durch Eingebung, ein, vorher erst einen Gesang haben zu wollen. Hundert und mehr Stimmen brüllten daher auf einmahl donnernd in das Haus hinein: a Song! a Song! ein Lied! ein Lied! Die Schauspieler, ehrerbietig hinaufblickend, standen ein Weilchen unbeweglich still; da aber das Geschrei sich nicht legte, sondern vielmehr immer zunahm, so kehrten sie hinter die Schiebewände zurück. Nun zogen jene vollends die Schleusen ihrer mächtigen Kehlen auf, und es entstand ein so fürchterliches und zugleich so seltsames Getöse, daß man, ohne es selbst gehört zu haben, sich unmöglich einen Begriff davon machen kann. Ein Theil der Herren fuhr fort: a Song! a Song! zu brüllen; Andere hingegen, und zwar die Meisten, ahmten die Stimmen aller Thiere, und zwar mit einer Kraftfülle nach, daß die stärksten und wildesten unter diesen selbst davor erbebt sein würden. Einige wieherten, wie Pferde; Andere grunzten, wie Schweine; Einige brüllten, wie Löwen oder Stiere; Andere schrien, wie Esel oder Hirsche in der Brunstzeit; Einige brummten wie Bären, Andere kräheten, Andere pfiffen, Andere blökten, Andere heulten. Man glaubte, in Noahs Dreidecker zu sein. Aber der Lärm kam aus dem Paradiese; nur freilich aus dem verlornen.

Endlich, nachdem man hinter den Bühnenwänden seinen Entschluß gefaßt hatte, trat einer der beiden Schauspieler wieder hervor, um ihn anzukündigen. In dem Augenblicke war das Ungewitter beschworen. Eine tiefe Stille herrschte durchs ganze Haus; der Schauspieler näherte sich in demüthiger Haltung des Körpers der Vorbühne, machte den Herren in der Höhe eine

ehrerbietige Verbeugung, und sagte: wenn die edlen Herren (Gentlemen) geneigen wollten, zu erlauben, daß man erst den fünften Aufzug spiele, um unterdeß die nöthigen Vorkehrungen zum Gesange zu machen, so würden sie die Gesellschaft sehr verbinden, und ihr Befehl solle dann sofort erfüllt werden. Hundert Stimmen schrien hierauf die Antwort hinab: Gut! gut! Wir sind's zufrieden! Wir wollen warten! Der Schauspieler verbeugte sich, und man fuhr nun ungehindert fort, den Aufzug auszuspielen. Unterdeß hatten die beste Sängerinn und der beste Sänger sich zu einem Gesange vorbereitet; sie traten auf, sangen mit Begleitung ein paar beliebte Lieder, und nun war Alles beruhiget und zufrieden.

Daß diese Herren und Damen, welche das Paradies bewohnen, sich eine besondere Gemüthsergetzlichkeit daraus zu machen pflegen, Diejenigen, welche sie, sowol auf dem Erdplatze, als auch in den Seitengestühlen oder Logen, so tief unter sich erblicken, mit Sinesischen Apfelschalen zu bewerfen, ist bekannt. Auch ich bin mit dieser Gunstbezeigung, gleich Andern, mehrmahls beehrt worden; und ich habe sie, gleich Andern, als einen höflichen Scherz, mit Lächeln angenommen. Der erste Lord und die erste Lady können nichts Anderes dabei thun.

Eins scheint mir hiebei sehr bemerkenswerth zu sein. Ungeachtet diese Volksklasse sich nirgend muthwilliger, als in den Schauspielhäusern, zeigt — die Zeiten der Parlementswahlen ausgenommen, wo sie vollends ganz ausgelassen zu sein pflegt — so hat man doch nur selten Beispiele von irgend einer Art von Gewaltthätigkeit hier erlebt. Und doch ist keine Wache vorhanden, von der sie im Zaume gehalten würde! Hier sieht man, daß

das Englische Volk den Genuß der Freiheit gewohnt ist, und daß die heilige Stimme des Gesetzes ihm, in den meisten Fällen wenigstens, mehr als Flintenspieße gilt. Eben diese Bemerkung dringt sich dem Fremden alle Tage und Nächte durch ganz London auf. Kannst du es glauben, Eduard! daß diese unermeßliche Stadt und die in ihr querlende ungeheure Volksmasse den ganzen Tag über, ohne soldatische Aufsicht, sich selbst überlassen bleiben, und zur Nachtzeit nur von einer Handvoll abgelebter Nachtwächter bewacht und beschützt werden? Außer der königlichen Leibwache, welche den Dienst in St. James besorgt, sieht und hört man hier nichts von Soldaten. Dies ist wirklich groß und einzig in seiner Art. In andern, viel weniger volkreichen Städten Europens glaubt man eines ganzen Heeres von Fußknechten und Reitern zu bedürfen, um Ordnung und Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu erhalten. Hier überläßt man die Leute, selbst den unbändigen Pöbel, sich selbst und der Aufsicht des unbewaffneten Gesetzes. Nur im Nothfalle erscheinen einige bürgerliche, bloß mit Stäben bewaffnete Diener der Ordnung, Konstabel genannt, um Ruhe zu gebieten, oder, wenns ja einmahl recht arg wird, so tritt ein Friedensrichter hervor, um den Ruhestörern, die sich vergessen, das Gesetz wider den Aufruhr vorzulesen: und in den allermeisten Fällen ist das vollkommen hinreichend. Der unruhigste Pöbel wird dadurch beschwichtiget, und schleicht beschämt von dannen. In keiner Stadt in der Welt, die mit London nur einigermaßen in Vergleichung kommen kann, wird so wenig von Gewaltthätigkeiten, von nächtlichen Einbrüchen oder Mordthaten gehört, als hier. Wahrlich! die Engländer verdienen freie Leute zu sein, weil sie gelernt haben, das Gesetz zu ehren, ohne durch Flinten-

kolben und Flintenspieße dazu gezwungen zu werden

Die Preise der Schauspiele sind hier, wie Alles, doppelt so hoch, als bei uns. Die ersten Plätze in der Oper gelten eine halbe Guinee, in den beiden andern Schauspielhäusern sechs Schillinge. Außer diesen giebt es in der Oper nur noch geringere Plätze zu fünf Schilling; in den beiden andern Häusern aber gelten die zweiten Plätze drei Schilling und einen Sixpenze, die erste Galerie aber zwei, die andere einen Schilling. Bei uns würde das Haus zu solchen Preisen ziemlich leer gelassen werden.

Die beiden vornehmsten öffentlichen Vergnügungsörter der Bewohner London's sind bekanntlich Vaux-hall und Ranelagh *). Beide liegen an dem äußersten Süd- und Südwestende der Stadt, so daß man, auch wenn man in dem Mittelpunkte derselben wohnt, nicht gut zu Fuß dahingehen oder von da zurückkehren kann, wofern man nicht, wie ich, ein geübter Fußgänger ist, für den ein paar Meilen in Einem Tage nicht viel sagen wollen. Dies vermehrt die Kosten dieses Vergnügens sehr, die, was den bloßen Eintritt betrifft, in Vauxhall 3, in Ranelagh 5 Schilling betragen, wofür man im letzten auch Thee oder Kaffee, nach Belieben, unentgeltlich erhält. Aber was kümmert man sich hier um Kosten, wenn die Sache, welche bezahlt wird, nur der Mühe werth ist!

Ob dies an den genannten beiden Orten der Fall sei, wage ich nicht zu entscheiden. Beide sind wirklich sehr prachtvoll; aber es geht in beiden, nach Engländischer Sitte, denn doch ein wenig sehr einförmig, steif und frostig her; mehr aber noch in Ranelagh, wo vorzüglich die große

*) Dieses letztere hat bald nachher ganz aufgehört. A. z. n. A.

und vornehme Welt sich versammelt, als in Vauxhall, wo die Gesellschaft gemischter ist. In diesem letzten ist auch das Oertliche zwei oder dreimahl geräumiger, als in jenem, und die Erleuchtung größer und glänzender. In der Mitte des Gartens steht ein der Tonkunst gewidmeter Tempel von ganz eigener Bauart. Das zweite Geschoß nämlich bildet eine offene Bühne für die Gesellschaft der Tonkünstler, die von da herab, unter Begleitung einer Orgel, das Ohr durch Spiel und Gesang entzücken. Hier kann man manche der besten Sänger und Sängerinnen London's und vortreffliche Tonspieler hören. Diese Unterhaltung mag etwa anderthalb Stunden währen. Dann lustwandelt man entweder in den schönerleuchteten Gängen des Gartens, oder geht in ein nicht weit von jenem Tempel stehendes großes Gebäude, um die darin sitzenden und wandelnden Menschen zu mustern, oder läßt sich nach Gefallen irgend eine Erfrischung oder ein Abendbrot geben. Hundert und mehr gedeckte Tische stehen sowol in dem genannten Gebäude, als auch außerhalb desselben in langen Reihen von Verschlägen (Logen) bereit, welche für kleine geschlossene Gesellschaften eingerichtet sind. Das Innere des Gebäudes besteht aus einem prächtigen, sehr geschmackvoll verzierten Rundsale, einem großen und langen Speisesaale, und einer mit schönen Gemählden und Standbildern geschmückten Vorhalle. Gegen elf Uhr pflegt wöchentlich ein oder zweimahl ein Feuerwerk gegeben zu werden; und damit hat das Fest, wenigstens für Diejenigen, welche kein Nachtessen einnehmen wollen, ein Ende.

Zu Ranelagh wird die ganze, oft sehr zahlreiche Gesellschaft in einen einzigen, aber freilich sehr großen und prächtigen Rundsaal zusammengedrängt, weil der Gar-

ten zu klein und zu unbedeutend ist, als daß man ihn öfter als ein- oder zweimahl durchwandeln möchte, welches in einer halben Viertelstunde vollbracht ist. Die Mitte des gedachten Rundsaals ist mit einem Grottengebäude geziert; um dasselbe her steht ein Kreis gedeckter Tische, und auf diesen folgt ein breiter und weiter Kreis, worin die Gesellschaft unaufhörlich die Runde macht. An den Wänden rings umher sieht man Verschläge oder sogenannte Logen, gleichfalls mit Tischen versehen, worin kleine Gesellschaften, nach Belieben, speisen oder Erfrischungen nehmen können. Im zweiten Geschosse läuft ein Gang oder eine sogenannte Galerie herum, aus welcher man die Gesellschaft von oben herab überschauen kann. Hier ist auch eine Bühne für die Tonkünstler errichtet, welche die Gesellschaft durch Spiel und Gesang unterhalten.

Nachdem man sich auf der gedachten kreisförmigen Wandelbahn fünf- oder sechsmahl mit der Gesellschaft, wie ein Kreisel, herumgedreht hat, wird man des Dinges satt, und setzt sich hin, um den Zuschauer zu machen. Aber auch dieser Unterhaltung — ich rede hier von meinem eigenen Gefühle — wird man bald herzlich müde. Vier bis fünf hundert wohlgekleidete Menschen, gleich den Pferden in einer Roßmühle, sich unaufhörlich, und zwar großen Theils schweigend, wenigstens ohne lebhafte Unterhaltung, einige Stunden lang im Kreise herumdrehen zu sehen, kann zwar eine Zeit lang belustigen, wird aber doch am Ende zu einem langweiligen Vergnügen, welches man, je eher je lieber, beendiget zu sehen wünscht. Auch fühlt man sich beim Anblicke dieser ewigen Kreisbewegung zuletzt vom Schwindel ergriffen, und muß sich von Zeit zu Zeit entfernen, um den Kopf wieder zum Stillstande zu bringen. Der Eng-

länder verläugnet sich auch bei seinen Vergnügungen nicht. Es geht hier Alles so still, so kalt, so steif und ruhig, als bei einem Leichenzuge her. Die Meisten schreiten in sich gekehrt und schweigend für sich allein daher; und selbst die kleinen Gesellschaften, die an einandergeschlossen umherwandeln, haben sich so wenig zu sagen, daß man im Ganzen nur ein leises Gemurmel vernimmt, welches durch keinen starken Laut, noch weniger durch schallendes Freudengelächter unterbrochen wird. Man muß gestehen, daß die Vergnügungen der Engländer nicht sehr fröhlicher Art sind. Die Franzosen verstehen sich besser darauf.

Dagegen geht aber auch hier Alles — zur Ehre dieses Volks sei's gesagt! — so vollkommen anständig her, daß weder das Auge noch das Ohr durch irgend eine Unschicklichkeit, geschweige denn durch Unsittlichkeit, beleidiget wird. Diese preiswürdige Wohlanständigkeit findet hier, so weit meine eigenen Beobachtungen reichen, bei allen öffentlichen Vergnügungen Statt. Ein schöner Zug in dem Gemählde dieses Volks! Unstreitig giebt es in dieser reichen und üppigen Stadt der sittenlosen Menschen nicht weniger, als an ähnlichen großen Orten, allein das äußere Bezeigen ist doch hier noch viel ehrbarer und anständiger, als an jenen. Ein Beweis, daß dem Engländer, im Ganzen genommen, doch noch mehr Schamgefühl, als gewissen andern Völkern beiwohnen muß; und wo dieses noch nicht zerstört ist, da muß es nothwendig auch noch mehr innere Sittlichkeit geben *).

---

*) Schreiber dieses kann nicht unbemerkt lassen, daß zur Zeit seines Aufenthalts in London (1815) in der obigen Hinsicht eine große Veränderung eingetreten war; daß z. B. die sogenannten gutwilligen Dirnen daselbst

Auch hier in Ranelagh pflegen die Feste sich mit einem schönen Feuerwerke zu endigen. Wenn man die Summen berechnete, welche zu London und Paris, besonders aber an diesem letzten Orte, wo man die Feuerwerke mehr als irgendwo leidenschaftlich liebt, alljährlich in abgebrannten Lustfeuern in die Luft geschickt werden, so würde man finden, daß sie zusammengenommen einen bedeutenden Tilgungsstock (Sinking fond) zur Abtragung der Staatsschulden beider Völker abgeben könnten.

Außer den jetzt beschriebenen Vergnügungsörtern giebt es in London selbst noch eine Menge anderer, von welchen ich aber hier nur das auch im Auslande berühmte Pantheon auf der Oxfordstraße nennen will. Dieses prächtige Gebäude, dessen Erbauung nicht weniger als 90,000 Pfund oder 540,000 Rthlr. gekostet haben soll, wurde zu öffentlichen Lustbarkeiten — Bällen, Larventänzen, Tonspielen u. s. w. — bestimmt, hat aber, ich weiß nicht durch welches Verhältniß ungünstiger Umstände, wenig Glück gemacht. Jetzt scheint es beinahe ganz vergessen zu sein, ungeachtet die innern Einrichtungen überaus schön und prächtig, und zu dergleichen öffentlichen Belustigungen sehr bequem sind. Es wird jetzt fast nur noch zu Ausstellungen solcher Kunstsachen und Seltenheiten gebraucht, die für Geld gezeigt werden. Diesmahl war, außer einer Sammlung recht schöner neuer Gemählde, ein bisher unbekanntes Meerungeheuer (versteht sich, nur in der ausgetrockneten und

---

ihre Schwestern zu Paris an öffentlich zur Schau getragener Schamlosigkeit weit übertrafen, und in den Schauspielhäusern, wie bei den Tanz-Vergnügungen in Vauxhall eine Rolle spielten, welche mit der obigen Schilderung des Verf. im grellsten Widerspruch stand.

Anm. z. n. Aufl.

nach dem Leben ausgespannten Haut) darin zu sehen, welches man vergangenes Jahr an der Küste der Grafschaft Dorset gefangen hat. Es ähnelt dem Haifische, unterscheidet sich aber doch von demselben, theils durch seine ungeheure Größe, theils dadurch, daß es hinten, nach dem Schwanze zu, zwei dicke Schenkel hat. Seine Länge ist 28, sein Umfang in der Dicke gegen 20, und die Breite seines Schwanzes 8 Fuß. In seinem entsetzlichen Rachen soll es nicht weniger als 4000 Zähne haben. Selbst habe ich sie nicht gezählt. Als dieser gräuliche Fisch sich in den Netzen verwickelt hatte, mußte man ihm erst 17 Kugeln in den Leib schießen und viele andere Wunden ihm beibringen, ehe man damit zu Stande kommen konnte, ihn zu tödten. Um das getödtete Ungeheuer ans Land zu ziehen, mußte man, außer einer Menge Menschen, sieben Pferde vorspannen. Aus diesem Umstande läßt sich auf sein Gewicht schließen.

Diese naturgeschichtliche Seltenheit erinnert mich, daß ich Dir noch kein Wort über das Brittische Museum gesagt habe. Diese kostbare Sammlung besteht theils aus beträchtlichen Büchersälen, theils aus einem Schatze von Handschriften, theils aus alterthümlichen Kunstsachen aller Art, wozu vornehmlich die herrliche Hamiltonsche Sammlung der in Italien ausgegrabenen Alterthümer, besonders der vielen Etrurischen Gefäße gehört, die den Engländischen Künstlern und Gewerksmeistern eine so reiche Fundgrube der schönsten Formen darbieten*), theils aus Seltenheiten, die Kleider, Werk-

---

*) Im J. 1816 hat dieser Theil des Museums, durch den Ankauf der von Lord Elgin in Griechenland gesammelten [A]lterthümer, einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten.
Anm. z. n. Aufl.

zeuge, Waffen, Götzen u. s. w. verschiedener neuentdeckter Völker, besonders auf der Südsee, betreffend, theils aus einem Münzkabinette, theils endlich aus einer naturgeschichtlichen Sammlung. Diese letzte schien mir die unbedeutendste und mehr vernachlässiget zu sein, als man von einer dem Brittischen Volke gehörigen Naturschatzkammer vermuthen sollte. Wenn man andere große Sammlungen dieser Art, besonders die unermeßlichen Schätze in dem Pflanzengarten (Jardin des plantes) zu Paris, gesehen hat, so kommt Einem diese etwas dürftig, und der Ehre, einem so großen und reichen Volke anzugehören, nicht sehr würdig vor. Gleichwol habe ich auch hier Etwas kennen gelernt, welches mir bis dahin nur aus Beschreibungen bekannt gewesen war. Dies ist das wunderbare Schnabelthier (den von unserm Blumenbach ihm beigelegten Griechischen Namen, der etwas sehr lang und schwerfällig ist, wirst Du mir wol erlassen), ein Geschöpf, welches die Lücke zwischen den beiden Klassen der vierfüßigen Thiere und der Vögel ausfüllt, und zum Uebergange aus der einen in die andere dient. Es ist beinahe von der Größe eines Iltiß, rauh und vierfüßig wie dieser, aber statt der Schnauze hat es einen Gänse- oder Entenschnabel. Es ist daher auch beidlebig (amphibisch), und wohnt sowol im Wasser, als auf dem Trocknen. Sein Vaterland ist Neuholland.

Da ich mich nicht darauf einlassen kann und darf, Dir mehr einzelne Merkwürdigkeiten aus diesen Sammlungen zu beschreiben, so füge ich nur noch hinzu, was denn doch hier in London auch wol für eine Merkwürdigkeit gelten kann, daß die Schätze dieses Museums — unentgeltlich gezeigt werden! So viel ich weiß, ist dieser Fall hier der einzige in seiner Art. Einer der er-

sten Vorsteher dieses Museums, Herr Planta, ein Schweizer, welcher die Güte hatte, mich selbst herumzuführen, ungeachtet ich ihn gerade von Geschäften sehr gedrängt fand, ist ein eben so braver und gefälliger, als kenntnißvoller Mann.

Ich glaube, den schmalen Raum, der mir noch übrig ist, nicht besser anfüllen zu können, als wenn ich ein Wort über den Musentempel, oder die ungeheure Büchersammlung des berühmten Lackington hinzufüge. Dieser merkwürdige Mann war, wenn ich recht gehört habe, ursprünglich ein Schuhflicker, dann ein Trödler, der besonders mit alten Büchern schacherte, und hörte endlich damit auf, der erste und größte Buchhändler in Europa, oder, welches in diesem Betrachte einerlei sagt, in der Welt zu sein. Es lebe die Betriebsamkeit! — Man schätzt die Zahl seiner zum Verkauf ausgestellten gebundenen Bücher auf 800,000! Eine der größten Büchersammlungen, die es giebt. Die Bibliothèque nationale*) zu Paris enthält nur 300,000 Bände. Mag jene Zahl, die Lackington selbst und seine Leute angeben, auch ein wenig übertrieben sein — wer vermag es nachzuzählen? — so überzeugt man sich doch bald durch den bloßen Anblick des von ihm selbst aufgeführten mächtigen Gebäudes, worin diese erstaunliche Sammlung aufgestellt ist, daß die Angabe von der Wahrheit sehr weit nicht abweichen kann. Dieses Gebäude ist ein Eckhaus, und läuft, vier Stockwerke hoch, auf beiden Seiten zwei Straßen entlang. Auf der einen Seite tritt man gleich von der Straße in einen großen Büchersaal, in dessen Mitte man durch alle Stockwerke hinauf in einen runden, aus lauter aufgestellten Büchern gebildeten Tem-

---

*) Jetzt wieder: „Royale."

pel schaut. In jedem Stockwerke läuft vor den daselbst befindlichen Bücherbörden ein Geländergang herum, so daß man überall bequem hinzutreten kann. Der Anblick ist wirklich groß und einzig in seiner Art, und doch mag dieser hohe und volle Tempel nicht den zehnten Theil der ganzen Sammlung enthalten. So viel vermögen Fleiß und Betriebsamkeit! Ehre dem Manne, der sich dadurch zu dieser Höhe hinaufzuschwingen wußte! Wenn Du Lust hast, mehr von ihm zu erfahren, so laß Dir aus der Schulbuchhandlung sein, aus dem Engländischen übersetztes merkwürdiges Leben geben, welches durchgesehen zu haben Dich nicht gereuen wird.

Und nun lebe wohl, mein Lieber! Mit der nächsten Post erhältst Du meinen letzten Brief aus London. Von woher ich Dir dann wieder schreiben werde? — Rathe! Mein nächster Brief wird Dir sagen, ob Du es getroffen habest.

Achtzehnter Brief.

London.

Hier also, lieber Eduard, mein letzter schriftlicher Besuch aus London! Nimm mich, wie ich bin, und wie man kurz vor der Abreise immer zu sein pflegt; ein wenig zerstreut, ein wenig ermüdet vom Packen, und den Kopf ein wenig voll von den hundert Kleinigkeiten, welche man zuletzt noch zu besorgen hat. Bei mir kommt nun überdies — Du weißt, welcher Erfahrungen wegen — noch die Bangigkeit vor der vortrefflichen Engländi-

schen Post hinzu, der ich mich nun schon noch einmahl hingeben muß. Auf dem Meere habe ich viele böse Stunden gezählt, aber wenn ich mir Das, was mir in der göttlichen Postkutsche, wie ich sie einst von einem Reisenden nennen hörte, bevorsteht, durch die Einbildungskraft vergegenwärtige, so wünsche ich, je eher je lieber, wieder mitten auf jenem zu sein. Dies zur Entschuldigung, wofern diesmahl nicht viel Zusammenhang in meinem Briefe sichtbar werden sollte!

Am meisten fürchte ich mich vor dem Drange, der in diesen Postkutschen so häufig zu herrschen pflegt. Zwar sind sie an sich geräumig und bequem; zwar giebt es hier auch Gesetze, welche die Zahl der Personen, die eine Postkutsche in Verhältniß zu ihrer Größe aufzunehmen berechtiget ist, genau bestimmen; allein die Habsucht der Posthalter geht diesen Gesetzen vorbei, und packt, so oft sie Gelegenheit dazu hat, ein Drittel Personen mehr hinein, als sie sollte. Ob diese, besonders die zarteren und schwächlicheren unter ihnen, darüber zu Grunde gehen, und ob die schönen Rosse durch den rastlosen Schnelllauf vor solchen Lasten, als man ihnen unbarmherziger Weise aufbürdet, in kurzer Zeit abgetrieben werden, kümmert sie wenig. Sie haben ja auf die Gesundheit und das Leben jener nicht gezeichnet, um mich eines kaufmännischen Ausdrucks zu bedienen; und was diese betrifft, so hat man ja berechnet, daß sie nach zwei Jahren, außer Dem, was sie kosteten, einen Gewinn von 10 vom Hundert eingebracht haben werden. Mögen sie dann nachher, wenn sie als Postpferde nicht mehr gebraucht werden können, immerhin zu der Schmach und dem Elende eines Karrengauls hinabsinken! Der schöne Spruch: Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes, steht vermuthlich nicht in der Bibel dieser Herren,

oder sie müssen glauben, daß Das, was dem Gerechten vorgeschrieben ist, einen Posthalter nicht angehe.

Es giebt hier, außer den gewöhnlichen Kutschen, welche den unsrigen gleichen, auch größere, von länglicher Bauart, in welchen zwei Bänke, nicht Hinter- und Vorsitze bilden, sondern der Länge nach durch den Wagen gehen, so daß die Reisenden alle seitwärts fahren, und einander gegenüber sitzen. Mit Erstaunen habe ich dergleichen Wagen hier mitten in London, beim Ankommen oder Abfahren, oft dergestalt mit Menschen von innen und außen überladen gesehen, daß sie von fern kleinen, durch Aufthürmung menschlicher Wesen entstandenen Bergen glichen, die sich durch die Straßen bewegten. Um Dir aber einen Begriff von dieser Ueberladung, nicht nach einem dichterischen Bilde, sondern nach bestimmten Angaben, zu bilden, wisse, daß ich ein paar Mahl die Unglücklichen, die ich so übereinandergepackt sah, gezählt habe, und nicht weniger als zwölf Personen in dem Wagen, und sechszehn auf der Außenseite, also zusammen 28, sage, acht und zwanzig erwachsene Menschen fand, kleine Kinder, welche Frauenzimmer auf dem Schooße hielten, ungerechnet! Dazu das Gepäck aller dieser Leute in großen ledernen Verschlägen vor und hinter der Kutsche! Dazu nur vier Pferde, um diese übermäßigen Lasten fortzuschaffen! Und das in einem Schnelllaufe, wodurch zwei Deutsche Meilen in Einer Stunde zurückgelegt werden! Wie wird Dir, Eduard? Möchtest Du lieber einer der Ziehenden, oder einer der Gezogenen sein? Ich glaube, keins von beiden. Dies zu meiner Rechtfertigung, wenn Dir die Lust anwandeln sollte, mich der Weichlichkeit zu zeihen, daß ich über die Unbequemlichkeiten der vollkommensten Post in der Welt klage.

Da ich unwillkührlich auf diesen Gegenstand noch einmahl zu sprechen gekommen bin, so muß ich doch auch im Vorbeigehen die Frage Dir beantworten, die uns Deutschen, so oft wir von Engländischen Postkutschen reden hören, immer auf der Zunge zu schweben pflegt: wie die Engländer und Engländerinnen es anfangen, um sich oben über dem Kutschkusten (denn das versteht man unter der Außenseite) festzuhalten und das Herabstürzen zu vermeiden? Wisse denn, daß bei den meisten kleine eiserne Bogen am Rande des Kastens befestiget sind, an welchen man sich halten kann. Allein oft sieht man dergleichen kleine Lehnen auch nur vorn und hinten, so daß Diejenigen, welche an den Seiten sitzen, gar keinen Stützpunkt haben. Manche Kutsche ist sogar auch damit nicht einmahl versehen, sondern oben völlig eben so nackt, als die unsrigen. Und doch werden auch diese mit Menschen bepackt. Diese mögen denn sehen, wie sie es anfangen, um bei dem pfeilschnellen Fluge durch die Luft nicht hinabgeschleudert zu werden; es ist ihre Sache. Allein theils kommt ihnen die vollkommene Ebene der Engländischen Landstraßen dabei zu Statten; theils ist man hier in dieser Art zu fahren von Kindheit an so geübt, daß ich sogar Mütter mit kleinen Kindern auf dem Schooße auf diese Weise völlig frei ohne alle Aengstlichkeit sitzen und dahinfliegen gesehen habe. Und das sogar auf dem Steinpflaster in der Stadt!

Eine Art von Post gereicht dieser weitläufigen Stadt zu einer großen Bequemlichkeit. Dies ist die Zweipfennigpost, welche täglich, und zwar zu verschiedenen Stunden bis in die Nacht hinein, Briefe, nicht bloß in der Stadt, sondern auch mehre Meilen weit ins Land besorgt. Ehemahls hieß sie die Pfennigpost, weil man für jeden Brief nur einen Engländischen Pfennig

bezahlte. Jetzt, da das Doppelte dafür entrichtet werden muß, ist auch die Benennung danach umgeändert worden. Wie mühselig und kostspielig würde es sein, wenn man in dieser unermeßlichen Stadt alle Briefe und Briefzettel oder Billets durch eigene Boten bestellen lassen müßte! Dieser Unbequemlichkeit ist man durch die Zweipfennigpost überhoben.

Auch des Hinschickens der Briefe nach den Posthäusern bedarf es hier nicht; denn täglich hört man zu verschiedenen Zeiten Leute durch die Straßen klingeln, die mit einem ledernen Sacke versehen sind, worein sie alle für die Posten bestimmte Briefe sammeln, um sie gehörigen Ortes abzuliefern. Man giebt eine Kleinigkeit dafür, und ist sicherer, daß sie richtig besorgt werden, als wenn man sie durch seine eigenen Leute bestellen ließe. Das Amt solcher Briefsammler ist nämlich einträglich (auch kauft man es für 50 Pfund, wie ich mir habe sagen lassen); und Diejenigen, die sich damit belehnt finden, hüten sich daher wohl, es durch irgend einen Unordnungsfehler zu verscherzen. —

Ich versprach Dir in einem meiner vorigen Briefe, Dich noch einmahl nach dem Parlamentshause zu führen; und ich halte Wort. Erst in diesen letzten Zeiten meines Hierseins habe ich einer Sitzung des darin versammelten Volksrathes beigewohnt, weil ich jedesmahl, wann ich mich um einen Einlaßzettel*) bewarb, erfuhr, daß nichts von Bedeutung vorkommen würde, wobei

*) Dieser muß von einem Mitgliede des Parlaments unterzeichnet sein, und gilt bloß für Einen Tag und nur für eins der beiden Häuser, das Unter- oder Oberhaus, je nachdem das Mitglied dem einen oder dem andern angehört. Mißbräuchlich wird man auch für drei oder vier Schillinge von den Thürhütern eingelassen.

ich Gelegenheit haben könnte, einige der vorzüglichsten Redner zu hören. Endlich, da die Auflösung des Volksraths bevorstand, mußte ich mich denn doch entschließen, aufs Gerathewohl hineinzugehen. Es geschah; und über mein Hoffen hatte ich das Vergnügen, doch wenigstens drei vorzügliche Männer sich erheben zu sehen, um für eine Sache zu reden, die keinesweges zu den unerheblicheren gehörte.

Es war im Unterhause. Das Oertliche desselben antwortet der Erwartung nicht, die man von dem Versammlungssaale der Stellvertreter eines so mächtigen Volkes zu haben berechtiget ist. Dieser Saal ist für die Menge Derer, die sich darin versammeln soll, so enge, daß ich nicht begreife, wie sie Platz darin finden würden, wenn sie einmahl, was aber freilich wol nur selten oder nie der Fall sein mag, den Einfall bekämen, alle zu erscheinen. Denn jetzt, nach der Vereinigung Irlands mit Großbritannien, beläuft, wenn ich nicht irre, die Zahl derselben sich auf 700; und schon 500 müßten in diesem Raume sich nicht wenig gedrängt finden. Auch der Begriff von Anstand, Feierlichkeit und Würde, den man mit der Zusammenkunft der Stellvertreter eines großen Volks zu verbinden sich nicht erwehren kann, wird, wenn man einer Sitzung dieses Hauses beiwohnt, sehr herabgestimmt. Nur der Sprecher und die dienenden Beamten erscheinen in schwarzen, langen und weiten Feierkleidern, den Kopf in mächtige Perücken gehüllt, die ihnen vorn in zwei breiten lockigen Zöpfen auf der Brust, und hinten, ich weiß nicht in wie vielen andern, über die Schultern den Rücken hinabfließen. Die übrigen Mitglieder des Hauses kommen in ihren häuslichen Alltagskleidern, die meisten in Stiefeln, und überhaupt sehr nachläßig angezogen. Eben so we-

nig legen sie sich irgend einen andern Zwang während der Sitzung auf. Viele sind in beständiger Bewegung, gehen bald zu Diesem, bald zu Jenem, sprechen und lachen mit einander, setzen sich, stehen wieder auf, verlassen den Saal, um etwa Apfelsinen, Nüsse oder dergleichen zu holen, und kehren dann wieder zurück, um das Geholte zu verzehren; so daß die Versammlung fast immer in unruhiger Bewegung ist. Andere, welche ihr Frühstück noch nicht gehörig verdaut haben mögen, strecken sich der Länge nach aus, und legen dabei wol gar (wie ich von Einigen wirklich gesehen habe) die gestiefelten Beine auf die Rücklehne derer, welche vor ihnen, und zwar auf einer etwas niedrigeren Bank sitzen. Für den mit Ehrfurcht gegen eine Volksversammlung erfüllten Fremden hat dieser Anblick etwas Empörendes; der Engländer ist daran gewöhnt.

Nachdem der Sprecher die schon angekommenen Mitglieder einige Mahle mit lauter Stimme überzählt hatte, erklärte er endlich, daß die gesetzliche Zahl dasei. Hiemit setzte er sich auf seinen thronmäßigen Stuhl; und die Sitzung war eröffnet. Dieser Sprecher soll ein braver und sehr verdienter Mann sein, aber sein Ansehen ist das eines steifen Schulmonarchen, seine eintönige Stimme und sein Vortrag die eines Küsters, der die Merkwürdigkeiten einer alten Domkirche zeigt, und in auswendig gelernten Formeln herbetet, was für eine Bewandtniß es damit habe. Ich glaubte den seligen Semler auferstanden zu sehen, welcher seine Vorlesungen gerade eben so eintönig und schulmeisterisch anzufangen pflegte.

Es erhob sich nun zuvörderst ein Mann, der besonders durch den menschenfreundlichen Eifer, womit er den schändlichen Sklavenhandel, aber leider! noch immer

ohne Erfolg bestritt, im Auslande sowol, als in England selbst, sich eben so berühmt, als beliebt gemacht hat — Wilberforce. Auch diesmahl war der Gegenstand seiner Rede sittlicher und menschenfreundlicher Art. Er machte bekannt, daß ein gewisser Doktor Smith ein kräftiges Mittel gegen die Verbreitung ansteckender Krankheiten erfunden habe, und legte Zeugnisse, sowol von verschiedenen Schiffskapitänen, als auch von den ersten Aerzten London's vor, welche einstimmig erklärten, daß sie das Mittel, jene auf Schiffen, auf welchen bösartige Krankheiten ausgebrochen waren, diese in Krankenhäusern, vollkommen bewährt gefunden hätten. Dann trug er darauf an, daß das Haus den König in einer Bittschrift ersuchen möge, dem Erfinder dieses höchstschätzbaren Mittels (er nannte es nitrous fumigation, ein salpeteriges Dampfmittel) eine Belohnung angedeihen zu lassen. Hr. Erskine, ein durch ganz Europa berühmter Rechtsgelehrter und trefflicher Redner, unterstützte den Antrag, in einer zwar nur kurzen, allein dem Gegenstande angemessenen, sanfthinfließenden Rede. Man sieht und hört es diesem würdigen Manne an, daß er seit vielen Jahren schon in großen Versammlungen zu reden gewohnt ist. Seine Stimme ist sanft, wohltönend und biegsam; sein Vortrag scheint von selbst und ohne Anstrengung des Redenden sich zu ergießen; sein Anstand ist eben so natürlich und ungezwungen, als edel. Der gute Wilberforce thut es ihm in Ansehung dieser letztgedachten Rednervollkommenheit bei weiten nicht gleich. Er ist vielmehr, indem er zu reden anfängt, unruhig und gezwungen, und weiß, gleich einem Anfänger im Reden, lange nicht, wie er die Füße setzen, und was er mit den Händen vornehmen soll, Erst wenn er durch den Gegenstand seiner Rede sich erwärmt fühlt,

legt er das Gezwungene ab, und dann nimmt auch er eine edlere Stellung an, und seine Bewegungen werden natürlicher.

Außer einigen andern, minder berühmten Gliedern des Hauses, trat auch der jetzige Minister der Schatzkammer, Addington, zur Unterstützung des Antrages auf. Dieser brave Mann nimmt durch seine redliche Gesichtsbildung, wie durch sein anspruchloses Bezeigen, schon beim ersten Blicke ein. Da nun Alles für, und Keiner wider den Antrag redete, so erklärte der Sprecher endlich, daß er einstimmig genehmiget sei, und zwei Tage nachher las man in den Zeitungen, der König habe, auf die ihm eingereichte Bittschrift des Unterhauses, dem Doktor Smith eine Belohnung von 1700 Pfund verwilliget. Eine gleiche Summe wurde dem Engländischen Gesandten am Neapolitanischen Hofe, Drummond, zuerkannt, um die ausgegrabenen alten Handschriften dafür abschreiben zu lassen. So nehmen hier die Gesetzgeber sowol, als auch die Regierung, durch öffentliche Ermunterungen und Belohnungen an Allem Theil, was das Wohl und die Fortschritte der Menschheit betrifft!

Für die Sitzung des Oberhauses, der ich an ebendiesem Tage beizuwohnen gedachte, kam ich zu spät. Sie war, als das Unterhaus auseinander ging, schon aufgehoben, und da einige Tage danach das Parlament vom Könige aufgelöset wurde, für diesen Tag aber, des großen Zulaufs wegen, kein Eintrittszettel für mich zu erlangen war, so mußte ich darauf verzichten.

Die erwähnte Auflösung des Volksraths, welche bekanntlich alle sieben Jahr geschieht, wurde auch diesmahl, wie gewöhnlich, mit großer Feierlichkeit vollzogen. Gegen Mittag wurde die Straße von St. James bis zum Parlamentshause von der königlichen Leibwache zu Pferde

und zu Fuß besetzt, aber erst zwischen zwei und drei Uhr nahm der Zug unter Kanonendonner und Glockengeläute seinen Anfang. Ein Trupp Reiter eröffnete ihn; diesem folgten zwei sechsspännige Wagen mit königlichen Edelknaben, und auf diese ein anderer, worin des Königs Oberstallmeister fuhr. Nach diesem gingen königliche Bediente, mit schwarzen Kappen auf den Köpfen, paarweise. Dann erschienen die schon neulich von mir beschriebenen Yeomen in ihrer Tracht aus den Zeiten Heinrichs VIII. Auf diese folgte wieder Reiterei; und nach derselben trat eine Anzahl sogenannter Konstabel oder Ordnungswächter, mit Stäben bewaffnet, zu Fuß einher. Unmittelbar nach diesen fuhr der König selbst, in einem mit acht buntgeschmückten isabellfarbigen Pferden bespannten großen und ganz übergoldeten Prachtwagen. Oben über dem Kasten dieses Wagens erblickt man die Figuren zweier Götterknaben oder Genien, und hinten, statt der Bedienten, die Gestalt des Wassergottes, und eine zweite, die ich nicht unterscheiden konnte. Ehemahls waren die Wände dieses Wagens von Glase, damit der König von allen Seiten her gesehen werden könnte; allein seit den wiederholten verruchten Anfällen auf das geheiligte Leben des Monarchen, hat man die Vorsicht angewandt, sie aus starkem Eisenbleche, und die beiden Fenster der Schläge aus spiegelndem, folglich undurchsichtigen Kronglase machen zu lassen. Der gute König, seiner redlichen Gesinnungen sich bewußt, kann und mag aber zu dieser ängstlichen Vorsicht sich nicht erniedrigen. Er hatte beide Fenster heruntergelassen, und saß mit seiner unbefangenen, ruhigen und gutmüthigen Miene zu Jedermanns Ansicht offen da; und wahrlich, nur von einem Teufel oder von einem Verrückten könnte er mit dieser Miene und mit dem von

reinen Vatergefühlen gegen sein Volk erfüllten Herzen, welches aus dieser Miene spricht, Etwas zu besorgen haben. Hinter ihm fuhren die königlichen Prinzen, nebst den ersten Staatsbeamten, und Volksgetümmel erfüllte die Straße. So ging der Zug bis nach dem Westminsterpalaste oder Parlamentshause. Hier tritt der König erst in ein Nebenzimmer, um den zu diesem Behuf aus dem Tower hergebrachten königlichen Schmuck, Krone, Reichsmantel u. s. w., anzulegen; dann verfügt er sich ins Oberhaus, und entläßt in einer kurzen Anrede die bisherigen Stellvertreter des Volks ihrer Pflichten, indem er das Parlament für aufgelös't erklärt. In einer kleinen halben Stunde war Alles geschehen, und der Zug kehrte, unter einem dumpfen Zurufe des Volkes, nach St. James zurück.

Wenn ich bei diesen meinen Briefen über England und London irgend eine Art von Vollständigkeit beabsichtigte, so dürfte ich nicht verabsäumen, Dir nun auch erst einen bestimmten Begriff von den wesentlichen Bestandtheilen der Engländischen Verfassung zu geben. Allein diese steht schon in so vielen Büchern beschrieben, daß ich nicht wüßte, wie ich es anfangen sollte, Dir Etwas darüber zu sagen, was nicht geradezu für nachgesprochen oder nachgeschrieben erklärt werden müßte. Ich verweise Dich also lieber auf ein Werk, in welchem Du nicht bloß Das, was diesen Gegenstand betrifft, sondern auch Alles, was zu einer genauern Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner gehört, mit Deutscher Gründlichkeit und Vollständigkeit deutlich auseinandergesetzt finden wirst. Es ist das schon einige Mahle von mir angeführte Werk über Großbritanniens gegenwärtigen Zustand, von unserm verdienten Landsmanne Wendeborn geschrieben. Hier wirst Du jene Nach-

richten über Englands Verfassung gleich vorn im ersten Bande finden *).

So sehr und so laut man, in England nicht bloß, sondern auch im Auslande, und wie es scheint, mit Recht, über die Einbrüche geklagt hat, welche das Meisterstück der Staatsklugheit, die Verfassung Großbritanniens, besonders in neuern Zeiten, durch Bestechungen gelitten hat, so ist sie doch, selbst in diesem, hier und da durchlöcherten Zustande, noch immer die weiseste und beste, welche Europa bisher gesehen hat. Denn nie gab es, wenigstens in Europa, eine andere, in welcher die verschiedenen Gewaltszweige weiser beschränkt und zu einem vollkommneren Gleichgewichte mit einander verbunden gewesen wären; und nie befand sich ein Volk unter seiner Verfassung, im Ganzen genommen, und in jeder wichtigen Rücksicht besser, als das Engländische unter der seinigen. Auch hier gilt der Ausspruch des Meisters: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Was aber jene Klagen über die Verletzungen dieser Verfassung in dem Munde der Engländer selbst zu einer nicht sehr rühmlichen für sie macht, ist die Bemerkung, daß die wesentlichen Grundlagen dieses ehrwürdigen alten Gebäudes (wozu ich vornehmlich das Recht der Parlamentswahlen und das Geldbewilligungsrecht rechnen zu müssen glaube) noch immer so fest liegen, daß das Volk es noch heute in seiner Gewalt hätte, den durch jene Einbrüche bewirkten Schaden, so bald es wollte, vollkommen, und zwar ohne gewaltsame Umwälzungen, wieder auszubessern. Es brauchte nur

*) Ein neues, sehr geschätztes Werk, diesen Gegenstand betreffend, ist: »Gedrängte Darstellung der Engl. Staats-Verfassung, von Custance.« Brschw. b. F. Vieweg, 1826.

jetzt, da eine neue Parlamentswahl vor sich gehen soll, ein einziges Mahl unbestechlich zu sein, um unbestechliche Stellvertreter zu wählen; und es ist kein, in neuern Zeiten eingeschlichener Mißbrauch zu erdenken, der durch ein so besetztes Unterhaus nicht auf einmahl wieder abgeschafft werden könnte. Aber freilich heißt das mit andern Worten nichts anders, als: das Volk, oder doch wenigstens alle Diejenigen, welche eine Stimme zu geben haben, müßten ein einziges Mahl tugendhaft dabei zu handeln sich entschließen. Eine Foderung, die so bald wol nicht erfüllt werden dürfte!

Die Völker haben in neuern Zeiten mancherlei kostbare und gefährliche Versuche gemacht, die vollkommenste Verfassung zu erfinden; allein keins derselben ist bis jetzt aufgeklärt genug gewesen, um die so nahe liegende und so leicht begreifliche Wahrheit einzusehen: daß man, um frei zu sein, damit anfangen müsse, tugendhaft zu sein. Es ist mit den Staaten, wie mit den einzelnen Menschen, mit der bürgerlichen Freiheit, wie mit der sittlichen. Beide bestehen in der Herrschaft der Gesetze — dort der bürgerlichen, hier der sittlichen — und in dem unbedingten Gehorsam, welcher denselben geleistet wird. Beide sind also ohne Tugend gar nicht denkbar. Der unsittliche einzelne Mensch ist ein Sklav seiner Leidenschaften; das unsittliche Volk (wie vollkommen seine Verfassung auch immer sein mag) ein Spielwerk und ein Knecht der Herrschsüchtigen, die, unter welcher Benennung es auch sein mag, sich an seine Spitze zu drängen wissen. Diese Vormänner, welche einem lasterhaften Volke Freiheit verheißen, sind ohne Ausnahme, entweder Schwärmer, die nicht wissen, was sie thun, oder listige Betrüger, die unter dem

Scheine der Befreiung dem Volke schwerere Ketten bereiten, als diejenigen waren, die es bis dahin trug. Die neueste Weltgeschichte hat diese Wahrheit außer allen Zweifel gesetzt.

Die Vorbereitungen zu den neuen Wahlen haben nun schon ihren Anfang genommen. Diejenigen, welche für London und Westminster gewählt zu werden wünschen, haben bereits Trinkhäuser eröffnet, worin Jeder auf ihre Kosten, so viel er will, verzehren kann. Dies ist die Zeit, in welcher Johann Bull seine Hoheitsrechte in gänzlicher Zügellosigkeit ausübt. Es fallen die größten Ausschweifungen und Unordnungen dabei vor, zu denen die Regierung, so lange es immer möglich ist, durch die Finger sehen muß. Die Zeitungen werden, die nächsten sechs oder acht Wochen lang, voll davon sein.

Es ist unglaublich, welche Summen von Einzelnen, die gewählt zu werden wünschen, oder von ihren Freunden verschwendet werden müssen, um sich der meisten Stimmen zu versichern. Für Einige belaufen sich diese Kosten auf mehr als 100,000 Pfund oder 600,000 Rthlr. Die Partei des Hofes und die der Obstands- oder Oppositionsseite liegen dabei öffentlich im Streite. Jede von ihnen bewegt Himmel und Hölle, und streuet Gold mit vollen Händen aus, um diejenigen Männer wählen zu lassen, deren Denkart der ihrigen gemäß ist. Zwar sind Gesetze da, welche die Bestechungen scharf verbieten; allein man weiß ihnen auszuweichen. Bald kauft man Dem, der eine Stimme zu geben hat, Etwas ab, oder läßt, wenn er ein Handwerker ist, Etwas bei ihm machen, und bezahlt es hundertfältig; bald beschenkt man die Frau, die Tochter, den Sohn desselben, oder läßt sie durch die dritte oder vierte Hand be-

schenken, ohne dabei zu sagen, daß man seine Stimme dafür zu erkaufen wünsche. In allen diesen und ähnlichen Fällen muß das Gesetz wider die Bestechungen schweigen, weil es, wie alle Engländische Gesetze, nur buchstäblich erklärt und angewandt werden darf. Als ein Pröbchen solcher verlarvten Bestechungsarten theile ich Dir folgenden lächerlichen Vorfall mit, der sich, ich weiß nicht ob bei der letzten oder vorletzten Parlamentswahl, zugetragen haben soll. Die Stimmen einer Gemeine waren zwischen zwei Bewerbern vollkommen getheilt. Nur Einer, ein Haarkünstler und Bartpfleger oder Barbier — denn hier, wie in Frankreich, sind beide Geschäfte in einer und derselben Person vereiniget — hatte noch nicht gestimmt. Dieser sollte also den Ausschlag geben. Einer der beiden Bewerber verfügte sich zu ihm, mit der Bitte, daß er ihm den Bart abnehmen möge. Es geschah; der Geschorne bezeigte über die vortreffliche Art, wie er bedient worden sei, sein höchstes Wohlgefallen, versicherte, nie geglaubt zu haben, daß die Kunst zu scheren bis zu einem solchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet werden könne, und fügte hinzu, daß ein so vorzüglicher Künstler nicht auf gewöhnliche Weise belohnt werden müsse. Bei diesen Worten drückte er ihm einen Beutel mit 50 Guineen in die Hand und ging. Erst in der Thür empfahl er sich beiläufig seiner Gunst beim Wahlgeschäfte, und erhielt dagegen die Versicherung, daß man einen so großmüthigen Kundmann nicht vergessen werde. Sein Nebenbuhler, der jeden Schritt des Gegners belauren ließ, hatte den Vorgang kaum erfahren, so ging auch er ins Haus des Bartscherers. Ebenderselbe Vorwand, ebendieselben Lobpreisungen, dann das Doppelte jener Belohnungen, nämlich 100 Guineen, und nun zuletzt ebendieselbe Empfeh-

lung beim Weggehen, und von Seiten des geschmeichelten Künstlers ebendieselbe Zusicherung. Der Erste, der es gleichfalls nicht an sorgfältiger Beobachtung seines Nebenbuhlers fehlen ließ, und dem folglich auch nicht verborgen blieb, was dieser gethan hatte, besuchte am folgenden Morgen, und zwar kurz vor dem Schlage der Stunde, zu welcher die letzte Stimme nothwendig gegeben werden mußte, seinen Gönner, den Haarkräusler, von neuen, versicherte, daß er der Wollust, von ihm geschoren zu werden, durchaus noch einmahl theilhaftig werden müsse, und ersuchte ihn daher, weil gerade noch so viel Minuten bis zum Schlage der entscheidenden Stunde übrig wären, ihm diese Wohlthat in der Geschwindigkeit erst noch angedeihen zu lassen. Sein Wunsch wurde gewährt, und unter tausend Lobpreisungen und Danksagungen schenkte er dem Künstler diesmahl gleichfalls 100 Guineen. Jetzt war es die höchste Zeit, nach dem Wahlplatze zu gehen. Beide liefen dahin, und der Zweimahlgeschorne erhielt die Stimme des Scherers. In diesem Augenblicke sprang der getäuschte zweite Bewerber hinzu, packte den Bartscherer beim Arm und fragte: Kennt er mich? — Allerdings, antwortete dieser; Sie sind der edle Herr, der mich gestern für meine geringe Bedienung so großmüthig belohnt hat. — Und erinnert er sich, Herr! was er mir beim Weggehen versprach? — O ja, war seine Antwort; aber ich hatte das Nämliche auch jenem Herrn zugesagt, und dieser ließ sich zweimahl von mir scheren. — Hiemit trug der Eine seine Guineen, der Andere seine Nase heim.

Aehnliche Auftritte ereignen sich bei dieser Gelegenheit oft. Selbst Diejenigen, welche entweder bloß der Ehre wegen, oder gar aus reiner Absicht dem Vaterlande zu dienen, gewählt zu werden wünschen, müssen,

wollen sie anders ihren Zweck nicht verfehlen, zu dem unwürdigen Mittel der Bestechung sich erniedrigen. Unter 3 — 4000 Pfund gelangt zu dieser Ehre Keiner. Haben die Bestechungen bei den Wahlen ihren Zweck erreicht, so kommen die unwürdigern des Ministers hinzu, der den Einen durch Standeserhöhung, den Andern durch Verleihung eines einträglichen Amtes, ohne Arbeit, den Dritten durch andere Begünstigungen für die Hofpartei zu gewinnen oder vielmehr zu erkaufen weiß. Wie kann man von einem so gewählten und so gestimmten Volksrathe erwarten, daß er seine hohe Bestimmung, über die Rechte und Freiheit des Volkes zu wachen, erfüllen werde? —

Ehe ich schließe, muß ich doch noch einer kleinen Begebenheit erwähnen, welche hier gestern zur öffentlichen Gemüthsergetzlichkeit diente, und von der ich gern gestehe, daß sie auch mir kein geringes Vergnügen gemacht hat. Ein Buchhändler nämlich, welcher überwiesen war, ein auf die Verführung der Jugend abzweckendes schändliches Buch gedruckt zu haben, war verurtheilt, eine Stunde lang öffentlich am Pranger zu stehen, und dann ein halbes Jahr lang in Newgate gefangen zu sitzen. Die erste Hälfte dieses gerechten Urtheilsspruches wurde nun gestern vollführt, und die liebe Straßenjugend rächte sich an ihrem Verführer durch einen Regen von faulen Eiern, Koth und desgleichen, womit sie den Schändlichen frohlockend überschüttete. Möchten wir doch recht bald ein ähnliches Schauspiel in Deutschland erleben, wo es so sehr noth thäte!

Und hiemit zum letzten Mahle von hieraus: Lebe wohl! Das nächste Mahl — woher meinst Du? Ach, guter Eduard, nicht von Lissabon oder Cadix, wie Du zu erwarten berechtiget warest, sondern von —

Calais oder Amiens. Der schöne Reiseplan, mit dem ich ausfuhr, ist zerplatzt. Mein jämmerlicher Gesundheitszustand zwingt mich, auf dem kürzesten und zugleich bequemsten Wege, d. i. durch Frankreich, zu euch zurückzukehren. Es steht geschrieben: Meine Wege sind nicht eure Wege; das habe ich zehn tausend und mehr Mahl in meinem Leben erfahren; und da ich hintennach noch immer gefunden habe, daß die Wege der heiligen Vorsehung besser waren, als die meinigen, so füge ich mich auch diesmahl ohne Murren. Macht ihr es auch so, wenn ihr mich vielleicht kränker und elender zurückkommen seht, als ich war, da ich von euch ging. Der Himmel weiß, wozu mir und euch das nützlich oder nöthig sein mag. Sein Wille geschehe! Morgen reise ich nach Dover, übermorgen bin ich vielleicht schon in Calais. Ich umarme euch Alle mit Innigkeit und Sehnsucht.

Neunzehnter Brief

Calais.

Kaum habe ich wieder festen Boden unter mir, so fühle ich auch schon von neuen das Bedürfniß, mich mit Dir, mein theurer Eduard, zu unterhalten. Da ich nun alles Sehenswürdige, was es hier für mich giebt, gestern schon hinlänglich beschaut habe, so kann ich die drei oder vier Stunden, die mir hier noch übrig sind, wol nicht besser, wenigstens nicht angenehmer für mich selbst, hinbringen, als wenn ich Dir erzähle, wie es mir auf dem Wege von London bis hieher gegangen ist.

Ich hatte mich zu London in eine viersitzige Postkutsche einschreiben lassen, welche die Reisenden für 5 Guineen (die Ueberfahrt von Dover nach Calais, welche eine Guinee kostet, mit eingeschlossen) in vier Tagen nach Paris, also einige 70 Deutsche Meilen weit, zu bringen verspricht. Da ich aber nicht Lust hatte, Frankreich eben so, wie England, zu durchfliegen, so bezahlte ich meinen Platz nur bis Dover, um es in meiner Gewalt zu behalten, die fernere Reise so geschwind oder so langsam, als ich wollte, zu machen. Mein Gepäck mußte ich den Abend vor der Abreise abliefern; ich selbst wurde beschieden, mich des folgenden Morgens drei Viertel auf vier Uhr einzustellen.

Bei meiner Ankunft vor dem Posthause fand ich den Platz mit Menschen angefüllt, welche sämmtlich ein reisemäßiges Ansehn hatten. Wo will das hin? dachte ich; und fühlte im Geiste schon die Drangsale, die meiner warteten. Der zweite unangenehme Anblick war, daß ich das Gepäck aller dieser Personen, mit dem meinigen vermischt, wie Kraut und Rüben durch einander geworfen und einen großen Hügel bilden sah. Statt Einer Kutsche, die ich zu finden erwartet hatte, fuhren deren jetzt zwar drei vor; allein auch diese schienen mit der Menge von Menschen, welche fortgeschafft werden sollten, noch in gar keinem paßlichen Verhältnisse zu stehen. Jetzt fing man an, in die Packräume des vordersten Wagens von den aufgehäuften Koffern, Kisten und Päckchen so viel zu werfen, als sie fassen konnten; dann schob man von den vorräthigen Personen so viel hinein, und ließ so viele andere auf die Außenseite klettern, bis jeder Raum und jedes Räumchen mit menschlichen Gliedmaßen völlig angefüllt war. Der so bepackte Wagen fuhr ab, und der zweite vor. Ich hatte verlangt

und gebeten, daß mein Gepäck aus der Masse des übrigen herausgezogen und besonders hingestellt würde, um es auf demjenigen Wagen, welcher mir selbst zu Theil werden würde, zusammen zu haben; allein es gab kein Mittel, diesen Wunsch zu erreichen. Keiner achtete auf mein Verlangen, Keiner ließ durch mein Bitten sich abhalten, Alles durch einander zu werfen, und so geschah es, daß auf jeden der drei Wagen Etwas von dem Meinigen zu liegen kam. Zu Dover werdet ihr das Eurige wiederbekommen! Das war Alles, was ich zur Antwort erhielt.

Als endlich der dritte Wagen vorfuhr, und noch viel mehr Menschen übrig waren, als, ohne Einpökelung, Platz darin finden konnten, sprang ich zuerst hinein, und bemächtigte mich eines der Hintersitze, wozu ich berechtiget war, weil ich eher als alle Andere mich hatte einschreiben lassen. Ein wohlgekleidetes Frauenzimmer setzte sich neben mir. Zwei andere Frauen, wovon die eine zwei Kinder, ein ganz junges, welches noch an der Brust lag, und einen derb ausgestopften Buben von ungefähr drei Jahren mit sich führte, nahmen die Vordersitze ein. Ich hoffte, dies werde Alles sein; allein wie erschrak ich, als sich noch ein fünftes Wesen, eine große, sehr stark beleibte und schon etwas bejahrte Frau hereindrängte, und, so gut es gehen wollte, zwischen — nein auf mir und meiner Nachbarinn Platz nahm. Ihr einer ungeheurer Schenkel ruhete nämlich auf einem der meinigen, der andere auf dem meiner armen Mitschächerinn. Endlich arbeitete sich noch ein Herr herein, ein Irländer, der gleichfalls nicht übel beleibt war, und preßte seinen Leichnam zwischen die beiden Frauenzimmer auf den Vordersitzen. Diejenige von diesen, welche ihren Ehesegen bei sich hatte, und ihren Schooß durch

den Irländer so beengt fand, daß sie beide Stück unmöglich länger darauf halten konnte, warf ohne Umstände das dicke weinende Rotznäschen auf meinen Schooß, und legte das andere, welches gleichfalls erbärmlich schrie, an die Brust. Was war dabei zu thun? Wollte ich mein Gepäck, welches auf den andern beiden Wagen schon fort war, nicht ohne mich in die weite Welt fahren lassen, so mußte ich mich fügen, und mit Geduld ertragen, was nun einmahl nicht zu ändern war.

Der Weg von London nach Dover, sechzehn Deutsche Meilen lang, läuft größtentheils durch herrliche und vortrefflich angebaute Gegenden; der Tag war einer der heitersten und wärmsten, die ich in England erlebt habe; aber was half es mir, durch ein Paradies zu rollen, ohne Zeit und Genießkraft zu haben, mir irgend Etwas von den tausendfältigen Schönheiten, die überall vor mir ausgebreitet lagen, durch die Sinne zueignen zu können? Dazu schoß das Fuhrwerk, worin ich verpackt lag, viel zu schnell dahin; dazu waren auch die Drangsale, welchen alle meine Sinne in diesem Marterkasten unterlagen, viel zu groß, zu mannichfaltig und zu anhaltend.

Sobald man die grünen Hügel über Blackheath hinaus erreicht hat, übersieht man an vielen Stellen die reiche Ebene, durch welche die mit Schiffen bedeckte Themse ihr breites Gewässer dem Meere zuwälzt. Der schöne Anbau und die hohe Fruchtbarkeit des Landes, durch welches man hinfährt, erregen auch hier die Bewunderung des Reisenden. Ehe man über die Einwirkungen eines immer feuchten, mit Meersalztheilchen geschwängerten Dunstkreises, welcher auf diesem Lande ruhet, nachgedacht hat, begreift man nicht, wie dieser trockne und steinige Kies- und Kreideboden, der oft nur einen

halben Spaten tief mit besserem Erdreich überdeckt ist, einer so vorzüglichen Fruchtbarkeit fähig sei; am wenigsten, wie Bäume aller Art einen so üppigen Wuchs und ein so fröhliches Ansehen darin haben können. Waldungen von Belang sieht man hier zwar nirgends, aber überall Hecken, welche netzförmig die Felder durchschneiden, und überall einzelnes Gebüsch und Baumdruffeln, hin und wieder auch kleine Gehölze, welche den Landschaften ein sehr mannichfaltiges, munteres und mahlerisches Ansehn geben.

Die beiden beträchtlichen Städte, Rochester und Canterbury, durch welche die Straße läuft, sind, wie alle andere, die ich in England gesehen habe, voller Leben und Betriebsamkeit, und stellen, wie alle andere, ein schönes Bild der Reinlichkeit und des Wohlstandes dar. Auch diese gleichen der Hauptstadt darin daß fast alle Erdgeschosse der Häuser aus Kaufmannsläden bestehen. Besonders scheint Rochester an seinem schiffbaren Flusse, der sich nicht weit davon in die Themse ergießt, sich eines lebhaften Handels zu erfreuen. Wenigstens sah ich auf diesem Flusse dreimahl mehr Schiffe liegen, als ich hier zu Calais in dem Hafen und an dem Strande zähle. Und doch ist jenes nur eine Landstadt, dieses ein Seehafen!

Abends um sechs Uhr kamen wir zu Dover an. Wir würden früher daselbst eingetroffen sein, wenn nicht zweimahl unterweges, des Wagenwechsels wegen, hätte umgepackt werden müssen. Insofern uns dieses jedesmahl eine Stunde zum Ausruhen gewährte, war es mir ganz angenehm; wenn ich aber meinen schon wieder ganz zerschabten Koffer und den jämmerlichen Zustand meiner übrigen Habseligkeiten betrachtete, die beim jedesmahligen Umpacken, wie Bälle, hinunter auf das Stein-

pflaster, und wieder hinauf in die Behälter der Wagen geworfen wurden, so hätte ich wünschen mögen, daß man uns lieber gar keinen Ruhepunkt verwilliget hätte.

Dover liegt an dem Fuße eines grünen, mit einer alten Burg gezierten Hügels, hart an der Meerenge, durch welche die Nordsee mit dem Weltmeere zusammenhängt. Die Stadt ist weder groß, noch schön, sondern, der Bauart nach, älter und minder angenehm, als die übrigen Engländischen Städte, die ich gesehen habe. Auch hier, wie in allen Engländischen Häfen, sind die Schereien, welchen der Reisende unterworfen ist, groß und kostspielig. Erst mußt Du, so wie Du abgestiegen bist, nach dem Fremdenamte (Alien-office), um, für die Gebühr, Deinen Paß durchsehen und unterschreiben zu lassen, dann nach dem Steueramte, wo man Dir, gleichfalls für schuldige Bezahlung, Koffer und Packen durchwühlt, auch wol, wenn man Verdacht gegen Dich geschöpft hat, Dir in die Taschen greift, oder Dich wol gar ersucht, Dich bis aufs Hemde zu entkleiden; und das Alles, um sich zu überzeugen, daß Du kein Geld aus diesem Goldlande mit Dir nehmest. Nur 5 Guineen darf, wenn man mich recht benachrichtiget hat, der Reisende bei sich führen und mitnehmen; was mehr bei ihm gefunden wird, das ist verfallen. Eine harte Verfügung! denn eine von jenen 5 Guineen muß man für die Ueberfahrt bezahlen, und ich wüßte nicht, wie man es anfangen wollte, um mit den übrigen vieren von Calais bis Paris zu kommen. Wechsel aber auf Calais oder eine andere Zwischenstadt würde man, da noch gar kein Handel zwischen England und Frankreich wieder Statt findet, zu Dover schwerlich bekommen können. Wie oft habe ich nun schon Veranlassung gehabt, in Ge-

danken zu mir selbst zu sagen: wir glücklichen Braunschweiger! —

Der Irländer, mit dem ich gereiset war, ein gebildeter, kenntnißreicher und sehr gefälliger Mann, schloß sich mir angelegentlich an, so wie ich mich ihm. Wir nahmen in Dover und auch hier in Calais ein gemeinschaftliches Zimmer, und wurden bald bis zur Vertraulichkeit mit einander bekannt. Er war viel gereiset, hatte folglich viel gesehen und erfahren, und war obenein weit gesprächiger, wißbegieriger und theilnehmender, als die meisten Engländer zu sein pflegen. Da ich ihm nun an den letzten beiden Eigenschaften nicht nachstand, so war unser Freundschaftsband bald geknüpft. Daß er es eben so herzlich damit meine, als ich, davon gab er mir gestern Abend folgenden Beweis, für dessen reine Absicht jeder seiner redlichen Gesichtszüge bürgte.

Ich mußte ihm, auf sein Verlangen, meine häusliche Lage und meine wesentlichen Verhältnisse beschreiben. Er hörte mir mit vieler Aufmerksamkeit zu, und als ich fertig war, sagte er nach einigem Nachdenken, und mit einer Art von Rührung: ich würde Sie sehr glücklich preisen, wenn ich (hier sah er mich erst scharf darauf an, ob ich seine gute Absicht auch nicht übel deuten würde), wenn ich nicht Eins an Ihnen zu bedauern fände. — Ich merkte, was er sagen wollte (er war nämlich, wie die meisten Irländer, ein Katholik), und antwortete: daß ich Ihres Glaubens nicht bin, und folglich, der Lehre Ihrer Kirche gemäß, der ewigen Verdammniß entgegenlebe, nicht wahr? — Sie haben es getroffen, sagte er, indem er mir wohlwollend in die Augen blickte. Ich dankte ihm für seine freundliche Theilnahme an meinem Schicksale, und setzte hinzu: es freue mich, sowol von meinem Kirchenglauben, als auch

von meinen persönlichen Grundsätzen des Kummers überhoben zu sein, gleiche Besorgnisse über ihn unterhalten zu müssen; denn jener sowol, als auch diese, stimmten mit der Ueberzeugung des Apostels Paulus zusammen: daß Gott die Person nicht ansehe, sondern daß in allerlei Volk, folglich auch in allerlei Glauben, wer ihn fürchte und recht thue, ihm angenehm sei. Da er sich hierauf alles Ernstes rüstete, mir zu beweisen, daß gleichwol der wahre Glaube zur Bedingung unserer Seligkeit gemacht sei, und daß dieser kein anderer als der Glaube seiner Kirche sein könne, ersuchte ich ihn, nicht weiter fortzufahren, weil es mir wehthun würde, seiner menschenfreundlichen Bemühung eine Ueberzeugung entgegensetzen zu müssen, die durch keine erdenkliche Gründe mehr wankend gemacht werden könne. Er gewährte meine Bitte; und zu meiner Freude habe ich nachher nicht bemerken können, daß sein Wohlwollen und sein Vertrauen zu mir dadurch im mindesten wankend geworden wären. Der gute Mann war wirklich besser, als der Gott, dem er mich hätte zuführen mögen; denn er konnte Den noch achten und lieben, den dieser, seiner Meinung nach, ewig verdammen mußte.

Jetzt, mein lieber Eduard, mache Dich auf ein kleines Seeabenteuer gefaßt, welches ich auf unserer Ueberfahrt von Dover nach Calais zu bestehen Gelegenheit fand. Daß ich mit dem Leben davon gekommen bin, beweiset Dir dieser Brief. Laß Dir also nur nicht bange werden, wenn Dir die Umstände hier und da ein wenig kraus und wunderlich vorkommen sollten. Sie sind vorüber, diese Umstände, und ich sitze hier wohlbehalten auf festem Grund und Boden am Tische, um Dir das Abenteuer zu erzählen.

In jeder Meerenge, folglich auch in diesem sogenannten Paß von Calais, pflegt die Strömung stärker, der Wind heftiger, und aus beiden Ursachen das Wogengetümmel wilder zu sein, als auf der offenen See. Hier aber kommt noch der Umstand hinzu, daß die Hauptströmungen längs der Engländischen Küste hingehn, und daß sich daher oft dicht vor dem Hafen von Dover heute Sandbänke bilden, welche morgen vielleicht schon wieder fortgerissen sind. Die Lothsen dieses Orts müssen demnach fast täglich durch das Senkblei untersuchen, wo die Sandbänke jedesmahl liegen, und wie man folglich steuern müsse, um glücklich zwischen ihnen durchzukommen. Diese Lothsen behaupten daher auch eine vollkommene Herrschaft über die Meerenge, und sehen es als ein wohlerworbenes Recht an, daß jedes Schiff, welches entweder über oder durch dieselbe hinsegeln will, Einen aus ihrer Mitte an Bord nehmen müsse, um sich von ihm durchsteuern zu lassen. Thut ein Wagehals von Schiffer dieses nicht, so kann er, wenn ein Unglücksfall sich ereignet, auf ihre Hülfe keine Rechnung machen. Man will sogar mehrmahls Beispiele erlebt haben, daß dergleichen Schiffer von hiesigen Lothsen absichtlich irre und ins Verderben geleitet worden sind, indem sie, während seiner Durchfahrt, sich auf dem Meere etwas zu thun machten, und vor ihm hinsegelnd mit ihren leichten Fahrzeugen über Bänke steuerten, auf welchen jener, wenn er ihnen unvorsichtiger Weise folgte, mit seinem schwerern Schiffe sitzen bleiben mußte. Ich erzähle hier, was ich von glaubwürdigen Leuten gehört habe, und wünsche von Herzen, daß die Nachricht ungegründet sein möge. Was ich aber bei dem Vorfalle, den ich Dir jetzt erzählen will, selbst bemerken konnte, widerspricht ihr leider! nicht.

Da der Hafen von Dover während der Ebbezeit trocken liegt, so muß man, um auszulaufen, jedesmahl die zurückkehrende Flut abwarten. Diese trat erst Vormittags um acht Uhr ein, und um neune wurden wir an Bord gerufen. Der Tag war vollkommen heiter, der Wind zur Hälfte günstig, nur ein wenig scharf. Alles schien uns also eine angenehme und geschwinde Ueberfahrt zu versprechen. Ungefähr 50 Personen, Herren und Damen, alte und junge, machten die Reisegesellschaft aus. Das Packetboot war klein und leicht; die darin befindliche Kajüte konnte nur sechs bis acht Personen fassen; der übrige Schiffsraum unter dem Verdecke war ganz mit Gepäck angefüllt. Zu unserm Aufenthalte blieb also nur das Verdeck übrig, welches bei trockenem Wetter ohnehin Jedermann der dumpfigen Kajüte gern vorzuziehen pflegt. Der Schiffsführer oder Kapitän fand übrigens nicht für nöthig, einen Lothsen mit an Bord zu nehmen.

Das Schiff fing nunmehr an zu treiben, und die Bootsleute waren darüber aus, die Segel aufzuziehen. Ehe sie aber damit völlig zu Stande kommen konnten, glitten wir schon aus dem stillen Hafen in die sehr unruhige Strömung, welche hart an der Mündung desselben hinflutet. Hier fanden wir das Wogengewühl wilder und unbändiger, als es mir wenigstens jemahls vorgekommen war. Unser Mißgeschick aber wollte, daß die Segel nun zwar völlig aufgezogen, aber noch nicht gestellt, d. i. dergestalt befestiget und gerichtet warne, wie sie es in Verhältniß zu unserm Winde und zu der Richtung, die wir zwischen den Bänken hin zu nehmen hatten, sein sollten. Noch übler war es, daß man das sogenannte Schwert auf der dem Winde entgegengesetzten Schiffsseite hinabzulassen gleichfalls versäumt

hatte. Das Schiff lag daher schon beim Auslaufen ziemlich schief, als wir, kaum eine Minute darauf, ganz unerwartet von einem der heftigsten Windstöße getroffen wurden, welcher ganz das Ansehen hatte, unser leichtes, noch nicht vom Schwerte unterstütztes und gehaltenes Fahrzeug umstülpen zu wollen. Wenigstens stieg die dem Winde entgegengesetzte Seite des Schiffes beinahe senkrecht in die Höhe, und die entgegengesetzte niedrige Seite sank in gleichem Verhältnisse so tief, daß beinahe die Hälfte des Verdecks unter Wasser ging. Hätte in diesem Augenblicke nicht Jeder von uns ein Tau, oder irgend einen andern festen Gegenstand ergriffen, um sich daran zu halten, so würden wenigstens alle Diejenigen, welche ihren Platz auf der Mitte des Schiffes, wo es kein Geländer, sondern nur eine Handbreit Bord gab, hinab ins Meer gesunken sein. Unter diesen befand sich auch Dein alter Freund, und zwar gerade auf der niedrigen Schiffsseite, so daß er jetzt, hangend an dem kleinen Geländer, welches der Kajütentreppe zur Einfassung dient, die Füße im Meere hatte.

Kaum hatte Jeder in dieser ungemächlichen Lage, so gut er konnte, sich zu befestigen gesucht, so stieg an der Windseite des Schiffs eine der gräulichsten Wogen, die ich je gesehen habe, wie ein Berg in die Höhe, brach sich, und schüttete die ganze Fülle ihres Gewässers, wie ein Stück von der Sündflut, unbarmherzig über uns aus. In diesem Augenblicke wußte Keiner von uns, ob er unter oder über dem Meere, diesseits oder schon jenseits der Sterne sei. Die Damen, lauter Engländerinnen, die bis dahin eine bewundernswürdige Ruhe und Fassung geäußert hatten, erhoben jetzt, da sie nicht wußten, wie ihnen geschah, ein durchdringendes Ge-

schrei; der Schiffer, am Steuerruder hangend, welches er nicht zu lenken vermochte, tobte gegen die Matrosen, und diese, bleich wie der Tod, wußten nun vollends nicht, wie sie es anfangen sollten, um das Schwert hinabzulassen, und die flatternden Segel, welche zur Hälfte auf und in dem Meere lagen, sowol aufzufangen und zu befestigen, als auch so weit einzureffen oder zu verkürzen, als die Gewalt des uns treffenden Seitenwindes es nöthig machte. Gleichwol mußte Beides nothwendig geschehen, wenn wir nicht Gefahr laufen sollten, das Schiff durch einen zweiten Windstoß völlig umgekehrt, oder auf eine der nahen Sandbänke geworfen zu sehen.

Eine der Damen, eine zarte Engländerinn, hatte sich kurz vor dem Unfalle neben mir platt auf dem Verdecke niedergelassen. Diese saß jetzt völlig im Wasser, und hatte, um nicht fortgespült zu werden, den untern Theil des Treppengeländers ergriffen, an dessen obern Theile meine eigene Persönlichkeit hing. Sobald nun das Wasser der zerplatzten Woge verlaufen war, und man wieder sehen konnte, wo man war, fühlte ich natürlicher Weise zunächst die Pflicht, dieser armen Person auf die Füße zu helfen. Ich hing daher das ganze, noch immer schwebende Gewicht meines eigenen Körpers an die rechte Hand, beugte mich zu ihr hinab, und suchte sie mit meiner Linken aus dem Wasser in die Höhe zu heben. Allein das ging über meine Kräfte. In der Todesangst, wovon sie ergriffen war, hatte sie sich so krampfhaft und so fest angeklammert, daß ich sie nicht zu mir heraufziehen konnte. Ein Herr, ihr Gatte oder Bruder, der, nur einige Schritte davon, an der entgegengesetzten Seite des Treppengeländers hing, arbeitete sich endlich bis zu uns heran; und unserer ver-

einigten Anstrengung gelang es hierauf, sie auf die enge Kajütentreppe zu heben, auf der sie dann, erstarrt und leblos, wie sie war, mehr hinabrutschte, als hinabstieg. Acht oder neun andere Frauenzimmer, und darunter eins mit einem Säugling im Arme, wurden nach und nach auf ebendieselbe Weise hinabgeschafft, und lagen nun in dem kleinen Kämmerchen, durchnäßt, krank und leichenähnlich, mehr über als neben einander, auf dem Boden ausgestreckt.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich, so widerwärtig es Dir auch in die Ohren fallen wird, anzumerken nicht vergessen, daß die am Gestade versammelten Lothsen und übrigen Schiffsleute beim Anblicke unsers Unfalls ein so lautes Hurrah! erhoben, daß es, trotz dem starken Wogengeräusche, bis zu uns erscholl. Ob diese unzeitigen Frohlocker wirklich glaubten, daß wir in Gefahr wären, oder nicht, lasse ich gern dahin gestellt sein; allein auf jeden Fall schien ihr Freudengeschrei mir doch übel angebracht und eines theilnehmenden menschlichen Wesens nicht sehr würdig.

Das Uebelste bei dem ganzen Vorfalle war, daß die allermeisten Personen unserer Gesellschaft fast von dem Augenblicke an, da das Schiff sich auf die Seite legte und zwischen den hohen Wogen zu taumeln begann, plötzlich so seekrank wurden, als man es werden kann; und das in einer Lage, wo Jedermann der höchsten Anstrengung bedurfte, um sich festzuhalten. Wohin man blickte, sah man Leichen um sich her, die an Tauen hingen, und die, bei der schiefen Stellung und dem heftigen Schwanken des Fahrzeuges, in jedem Augenblicke in den Abgrund zu sinken droheten. Aus ihrem Anblicke konnte Jeder auf den Zustand schließen, worin er selbst sich befand.

Erst nach fünf oder sechs Minuten kamen die Bootsleute, mit unbeschreiblicher und gefahrvoller Anstrengung, endlich dahin, Schwert und Segel in Ordnung zu bringen. Zwei derselben sah ich auf Tauen, die höchstens nur zwei Finger dick waren, von dem Schiffsborde durch das wogende Meer und bis an den Gürtel unter Wasser, dahin reiten, wo die Hälfte des großen Segels auf und unter dem Wasser lag, um es einzubinden. Wie sie es machten, weiß ich nicht, denn ich mußte die Augen davon abkehren, weil ich besorgte, sie vom Meere verschlungen zu sehen, ohne ihnen beispringen zu können.

Das Schiff richtete sich zwar nunmehr so weit wieder auf, daß nur der äußerste linke Bord noch unter Wasser blieb; allein auch so noch war die Lage desselben viel zu schräg, und die schwankende Bewegung viel zu heftig, als daß man, ohne sich anzuklammern, aufrecht hätte stehen können. Hiezu kam, daß fast jede neue Woge, welche an die hohe Schiffsseite schlug, ihren Gipfel über uns hinspritzte, so daß es auf dem Verdecke unaufhörlich floß, und schon deßwegen Niemand festen Fuß darauf fassen konnte. Mein Uebelsein aber nahm von Minute zu Minute so rasch zu, daß ich dem Augenblicke schon entgegensehen mußte, da es mir an Kräften fehlen würde, mich in der schwebenden Stellung länger zu erhalten. In dieser mißlichen Lage blickte ich vergebens nach einem Plätzchen umher, wo ich mich hinlegen könnte. Endlich fielen meine Augen auf die hohe Schiffsseite gegen mir über, und ich dachte, wenn es mir nur gelingen wollte, dahin zu kommen, so würde ich an dem Tauwerke mich halten, die Füße aber gegen das Treppengeländer stemmen können, und so doch wenigstens einen festen Stützpunkt haben. Es gelang mir; allein ich fand bald, daß meine Lage dadurch um nichts

verbessert war. Das Geländer war von dem Tauwerke zu entfernt, als daß ich es mit den Füßen erreichen konnte, und ich hatte nun noch das Ungemach oben ein, daß jede an der Schiffswand sich brechende Woge mir ihr Wasser ins Angesicht spritzte. Was hiebei meine Lage vollends sehr betrübt machte, war, daß ich die Annäherung einer Ohnmacht fühlte. Was alsdann aus mir werden würde, wenn ich auf das schräge, immer überfließende Verdeck, ohne Kraft mich an irgend Etwas zu halten, hinstürzen würde, war leicht vorherzusehen, denn auf Hülfe stand nicht zu rechnen. Jeder Mitreisende hatte genug mit sich selbst, jeder Matrose mit dem Schiffe zu thun, dessen Lage der ganzen Mannschaft noch immer volle Beschäftigung gab. Zum Glück verschaffte mir die Natur, in dem Augenblicke, da ich hinsinken zu müssen glaubte, die mit der Seekrankheit verbundene Erleichterung; und die Ohnmacht ging vorüber.

Ich fühlte indeß nur zu sehr, daß ich in der neuen Lage es eben so wenig, als in der vorigen, lange würde aushalten können. Unaussprechlich sehnte ich mich nach irgend einem Winkel, wo ich mich mit Sicherheit hinstrecken könnte; allein es fand sich dergleichen nirgends. Da indeß irgend Etwas geschehen mußte, weil meine Kräfte mit jeder Minute mehr abnahmen, und ich vor Schwindel und Uebelsein die Augen nicht mehr offen zu halten vermochte, so fiel mir ein, zu versuchen, ob ich nach dem eingehobenen und auf das Vordertheil des Schiffs gestellten Boote mich hinarbeiten könne, um mich alsdann entweder an der Seite desselben auf das nasse Verdeck hinzulegen, oder, wenn ich es vermöchte, in dasselbe hineinzusteigen. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen kam ich endlich damit zu Stande, indem ich von Tau zu Tau langsam fortschwankte. Als ich

bei dem Boote angekommen war, sah ich zwar, zu meinem großen Leidwesen, daß die Woge, welche gleich anfangs sich über das Schiff ergoß, auch dieses Boot, wiewol in geringerem Maße, getroffen habe; es stand nämlich eine Handhoch Wasser darin; da es mir indeß auf ein wenig Nässe mehr oder weniger jetzt nicht mehr ankommen konnte, so ließ ich mich dadurch nicht abhalten, hineinzuklettern, und mich der Länge nach darin auszustrecken.

Der erste Augenblick, da ich den von Schwindel und Uebelsein schweren Kopf endlich niederlegen konnte, hatte etwas unbeschreiblich Süßes für mich; aber bald überfiel mich, von Nässe und halber Ohnmacht, eine so heftige Fieberkälte, daß ich nicht zu bleiben wußte. Die bei mir von Zeit zu Zeit vorbeilaufenden Bootsleute, die ich anrief und flehentlich bat, mir meinen Mantel aus dem Schiffsraume heraufzuholen, hörten mich entweder nicht, oder wollten mich nicht hören. Als endlich Einer von ihnen auf dem Borde meines Boots mit Anknüpfung eines Taues beschäftiget war, ergriff ich ihn bei den Beinen und hielt ihn so lange fest, bis er versprach, mir den gedachten Liebesdienst für ein gutes Trinkgeld zu erweisen. Es geschah; und nun streckte ich mich wieder, in meinen Mantel gehüllt, hin, und blieb in dumpfer Betäubung so lange liegen, bis ich, nach drei Stunden, an der sanftern Bewegung des Schiffes merkte, daß wir in ein stilleres Wasser eingelaufen sein müßten. Ich richtete mich auf, und sah, daß wir schon ganz nahe an der Französischen Küste hinsegelten, und den Hafen von Calais im Gesicht hatten. Da das Schiff in seiner jetzigen Richtung den Wind hinter sich hatte, so flog es mit Pfeilschnelle dahin. Die schaukelnde Bewegung hatte aufgehört, und von diesem

Augenblicke an wurde es mit jedem Kranken an Bord, auch mit mir, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich besser, so daß ich nach einigen Minuten auf dem nun wieder ebenen Verdecke aufrecht dastehen, und mich der außerordentlichen Schnelligkeit freuen konnte, mit der wir dahin- und in den langen und schmalen Hafen hineinflogen. Wären die Bootsleute in dem Augenblicke, da wir gegen das Hafengestade, wo gelandet werden sollte, anschossen, nicht damit zu Stande gekommen, alle Segel herabfallen zu lassen, so würde das Fahrzeug einen zerschmetternden Stoß erhalten haben. So aber blieb es, seiner Flügel beraubt, hart an der Hafenwand auf einmahl bewegungslos stehen.

Einige hundert Menschen standen an der Stelle, wo wir anlegten, versammelt. Einige hatte die Neugier, Andere ihr Beruf herbeigeführt. Diese Letzten — Gastwirthe mit ihren Tafeldeckern und Aufwärtern, Lohnbedienten, Dolmetscher, Haarkünstler und Bartpfleger, Wäscherinnen, Schneider und Schuster, Packträger u. s. w. — sprangen, sobald das Schiff an den Vorsätzen lag, wie vom Sturmwinde getrieben, zu uns herab, und in einem Augenblicke war das ganze Verdeck so voll, daß kein Apfel mehr zur Erde fallen konnte. Jeder von diesen suchte nun sich so vieler Fremden zu bemächtigen, als es ihm gelingen wollte. Die Gastwirthe betheuerten, daß ihre Hôtels die ersten und schönsten in der Stadt wären; die Haarkräusler und Bartscherer, daß die vornehmsten Lords sich nur von ihnen bedienen ließen; die Wäscherinnen, daß sie an Geschicklichkeit und an zarter Schonung, womit sie die Wäsche handhabten, alle andere weit überträfen, u. s. w. u. s. w. Der Eine packte mich beim Arme, ein Zweiter beim Schooße, und ein Dritter schlang seine beiden Arme mir um den

Leib, und schien fest entschlossen zu sein, seine Beute nicht wieder fahren zu lassen. So wie das Gepäck aus dem Schiffsraume heraufgehoben wurde, griffen bei jedem Stücke zwanzig Hände zugleich zu, um sich seiner zu bemächtigen. Es gelang mir indeß, Das, was mir gehörte, ihnen jedesmahl wieder zu entreißen, bis ich Alles zusammen hatte. Hier, wo ich mit Franzosen, wenn gleich mit hungrigen und aus Hunger unbescheidenen, zu thun hatte, durfte ich aus einem andern Tone reden, als es gegen Engländische Packträger rathsam sein würde. Auch erreichte ich meinen Zweck, und mein Gepäck wurde nicht eher angerührt, bis ich mit Denen, die es fortschaffen sollten, erst einen bestimmten Vertrag gemacht hatte. So entging ich also diesmahl der willkührlichen Schatzung und den Prellereien, welchen man bei solchen Gelegenheiten ausgesetzt zu sein pflegt, glücklich.

Wie gern wäre jetzt Jeder von uns dem Gasthofe zugeeilt, um die durchnäßten Kleider zu wechseln! Bei uns, wie Du weißt, würde keine menschliche Seele uns daran gehindert haben; allein hier, in dem Lande der Freiheit, mußten wir, wie in dem freien Albion, uns gefallen lassen, die nassen Kleider erst noch eine Stunde auf dem Leibe zu behalten, bevor wir die Erlaubniß hatten, mit unsern Personen und Sachen zu schalten, wie wir wollten. Denn erst mußten wir uns nach dem Steueramte (Douane), und dann nach der Stadtvogtei (Préfecture) verfügen, um dort unser Gepäck, hier unsere Päße durchsuchen zu lassen. Man behandelte uns indeß an beiden Oertern so billig und bescheiden, daß wir alle Ursache hatten, damit zufrieden zu sein. Endlich bezogen wir den von uns gewählten Gasthof, wechselten die Kleider, und ließen uns an einer wohlbesetzten Tafel nieder, um uns von dem ausgestandenen Un-

gemache zu erholen, und die verlornen Kräfte wieder herzustellen. —

Nun noch, ehe ich schließe, ein paar Worte von Calais. Diese ziemlich alte Stadt von mittelmäßiger Größe ist weder so schön, noch so belebt, als die Engländischen von gleicher Bedeutung, die ich gesehen habe. Volkmann *) giebt die Zahl ihrer Einwohner, die Unterstadt ungerechnet, auf 14,000 an. Dies kommt mir, nach dem bloßen Anscheine zu urtheilen, unglaublich vor. Ihr Umfang scheint mir nicht größer, als der von unserm Wolfenbüttel zu sein, und auf den Straßen, ja selbst in der Gegend des Hafens, sehe ich wenig Leben. Es würde mich daher wundern, wenn die Bevölkerung dieses Orts (die Unterstadt mit eingeschlossen) mehr als höchstens 10,000 ausmachen sollte. Vielleicht, daß er ehemahls mehr Handel und Gewerbe haben mochte, als man jetzt hier sieht; denn für eine so vortheilhaft liegende Seestadt finde ich den Hafen ziemlich leer, und wenig Gewühl auf den Straßen. Indeß hat doch Calais, wie fast jede Französische Stadt von einigem Belange, seine eigene Schauspielergesellschaft. In einer Deutschen Stadt von doppelt so starker Bevölkerung würde sich kaum eine halbe erhalten können. So dringend und allgemein ist in diesem Lande das Bedürfniß, Schauspiele zu sehen!

Die Festungswerke dieses Orts sind schlecht unterhalten. Schwerlich würde er daher in diesem Zustande jetzt eine eben so lange Belagerung aushalten, als jene im vierzehnten Jahrhunderte, bei der er sich ein ganzes Jahr lang vertheidigte, und nur durch Hunger gezwungen werden konnte, sich endlich zu ergeben. Du kennst

*) Neueste Reisen durch Frankreich. 3 Theile. Seite 204.

doch den schönen Geschichtsumstand, daß damahls, als der erzürnte König von England, Eduard III., den gedrohten Untergang der Stadt nur unter der harten Bedingung erlassen wollte, wenn man ihm sechs Einwohner ins Lager schickte, um daselbst aufgeknüpft zu werden, sich eben so viele edle Männer freiwillig darstellten, um sich für ihre Mitbürger aufzuopfern? Bekanntlich wurden sie aber, da sie schon in dem Lager des Tirannen angekommen waren, auf Fürbitte seiner bessern Gemahlinn begnadiget. Das Schauspiel, die Belagerung von Calais, worin dieser Gegenstand behandelt ist, verdient von Dir gelesen zu werden.

Uebrigens kann man, glaube ich, auf dem ganzen Erdenrunde zwischen eben so nahe liegenden Ländern wol keinen grellern Abstich sehen, als den zwischen England und Frankreich überhaupt, und zwischen Dover und Calais insonderheit, ungeachtet beide Oerter nur ungefähr fünf Deutsche Meilen weit aus einander liegen. Nur der Boden ist hier dem an der jenseitigen Küste gleich; denn er besteht auch hier, wie dort, aus Kies und Kreide. Alles Andere aber, was man sonst hier sieht, hört und bemerkt, ist von Demjenigen, was man drei oder vier Stunden vorher in England verließ, so sehr verschieden, als wenn diese Länder hundert Meilen aus einander lägen. Andere, nämlich trocknere Luft, andere Sprache, andere Sitten und Gebräuche, anderer Glaube, andere Verfassung, andere Lebensart, andere Speisen und Getränke, anderer Geschmack, andere Sinnesart und Gemüthsstimmung — kurz, Alles, Alles anders als in England. Selbst die ganze Natur umher hat hier, bei völlig gleichem Boden, ein ganz verschiedenes Ansehen. Vergebens sieht man sich z. B. hier nach dem schönen lebhaften Grün um, womit sogar die letzten trockenen Kreidehügel

bei Dover noch so lieblich bekleidet sind; hier ist, wie bei uns nach einer anhaltenden Sommerdürre, der Boden überall versengt, das Gras verdorrt, das Laubwerk welk und ohne Glanz*). Manches, z. B. die Engländische Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, möchte man aus England hieher, manches Andere hingegen, z. B. die Französische Artigkeit, Dienstfertigkeit und zuvorkommende Gefälligkeit, besonders gegen Fremde, von hier aus nach England verpflanzt sehen. Es thut dem Reisenden, der aus England kommt, über die Maßen wohl, sich hier auf einmahl unter feinen, artigen, gefälligen und theilnehmenden Menschen zu befinden, nachdem man in England der kalten, untheilnehmenden, finstern und mit stolzer Geringschätzung auf jeden Ausländer hinabblickenden Gesichter so viele gesehen hat.

Während des ganzen Laufs der Französischen Staatsumwälzung ist Calais mit gräuelhaften Auftritten aller Art verschont geblieben. Das macht, die verständigen und gutgesinnten Bürger dieser Stadt schlossen sich gleich anfangs einmüthig an einander, um Unordnungen und Gewaltthätigkeiten von sich abzuhalten. Sie wollten zwar auch die Freiheit, aber nur die gesetzliche, die vernünftige; nicht ihr Afterbild oder vielmehr ihr Gegentheil, die wilde Zügellosigkeit. Hier, wo Alles ruhig und ordentlich herging, bemerkt man daher auch nicht, daß der bekannte Französische Volkssinn irgend eine merkliche Veränderung erlitten habe. Man ist hier — ob auch anderwärts, kann ich hier aus eigener Beobachtung noch nicht wissen — noch eben so frohsinnig,

*) Der Grund davon liegt unstreitig in dem Umstande, daß in England alle Winde übers Meer kommen, folglich feucht sind, hier aber viele, besonders der Ost- und Südostwind, über weite Länder bis hieher wehen, folglich trocken sind.

leicht, gefällig und artig, als Franzosen in der Regel zu sein pflegen. Die unterscheidende Artigkeit dieses Volks, die sich bis auf die niedrigsten Klassen erstreckt, geht so weit, daß sie selbst dann, wenn sie einander etwas Bitteres oder gar Grobheiten sagen, doch noch immer eine Art von Höflichkeit und förmlicher Wohlanständigkeit dabei beobachten. So hörte ich z. B. diesen Morgen, als ich bei einem Bauplatze vorbeiging, einen Maurergesellen, mit einem Gesichte, welches Zorn ausdrückte, zu seinem Gefährten sagen: n'es-tu pas un grand nigaud, *s'il te plaît?* und den Andern darauf antworten: mais pourquoi, *je te prie?* *) So pflegt man hier, selbst wenn man schimpft oder geschimpft wird, die Gesetze der Artigkeit noch in Ehren zu halten.

Es wimmelt hier jetzt von Engländern und Engländerinnen, welche Alle nach Paris wollen. Jedes Packetboot bringt deren eine beträchtliche Anzahl herüber. Nichts kann auffallender sein, als der Abstich, den diese Leute mit den Franzosen, ihren so nahen Nachbaren, machen. Unter Zehnen ist kaum Einer, der ein Wort Französisch zu reden versteht; aber das verhindert sie keinen Augenblick, ihren gebietrischen Willen kräftig zu Tage zu legen und mit der ihnen eigenen Starrköpfigkeit gelten zu machen. Eben diese Menschen, welche von jedem Ausländer, der ihre Insel besucht, verlangen, daß er sich ihnen in allen Dingen, bis auf die erbärmlichsten Kleinigkeiten hinab, gleichzustellen wisse, wollen gleichwol hier, wo sie selbst fremd sind, nichts als Engländer sein, und fodern auch hier von den Inländern, daß sie sich nach ihnen modeln und bequemen sollen. Sie herr-

*) Bist du nicht ein Erztölpel, wenn's beliebt? — Aber warum denn, wenn ich fragen darf?

schen in den Gasthöfen, an den Wirthstischen, auf den Straßen, kurz überall, wo sie sich zeigen oder zu thun haben, als wenn sie bei sich zu Hause wären und nur mit ihrem Gesinde zu thun hätten; und die Franzosen, gutmüthig lächelnd, halten das Alles theils ihren Guineen, theils ihrer Seltsamkeit zu Gute. Es sind Engländer, sagen sie; und damit ist jede Unart dieser verzogenen Kinder des Glücks vergeben und vergessen. Ich schäme mich hier oft, wenn man auch mir die Ehre erzeigt, mich für Einen dieses übermüthigen Volks zu nehmen. Als ich daher gestern bei Tische nicht umhin konnte, einem sehr artigen und überaus gebildeten Manne, welcher neben mir saß, den Irrthum zu benehmen, und dieser nun in der Folge des Gesprächs erfuhr, daß ich aus Braunschweig sei, so glaubte er mir auch darüber etwas Verbindliches äußern zu müssen, und sagte: c'est une très-*jolie petite* ville, à ce qu'on dit, das soll eine niedliche kleine Stadt sein. Ni l'un ni l'autre, weder das Eine noch das Andere, antwortete ich; und er war nicht wenig betroffen, da er hörte, daß dieses Braunschweig größer sei, als Valenciennes oder Amiens. Unbekanntschaft mit dem Auslande haben Franzosen und Engländer, die nicht gereiset sind, mit einander gemein.

In einer Viertelstunde reise ich ab. Wenn die Eilkutsche (Diligence), in die ich mich habe einschreiben lassen, Wort hält, so kann ich, ohne alle Unbequemlichkeit, übermorgen Abend schon in Paris sein. Denn sie verspricht, dem ausgehängten Schilde zu Folge, diese Fahrt in 50 Stunden zu machen, und ihre Reisenden gleichwol zweimahl unterweges schlafen und Mittags und Abends jedesmahl mit aller Gemächlichkeit speisen zu lassen. Das verheißt eine sehr angenehme Reise. Ich eile, sie

anzutreten. Lebe wohl, lieber Eduard, und grüße mir in unserer très-jolie petite ville Alles, was von mir gegrüßt sein mag.

Zwanzigster Brief.

Paris.

Ja, ja, lieber Eduard, es ist und bleibt ewig wahr und gewiß, was geschrieben steht:

Die Menschen denken;
Die Götter lenken.

Ich dachte, versprochener Maßen, die Fahrt von Calais bis Paris in 50 Stunden zu machen, und habe gleichwol nicht weniger als vier Tage, also 96 Stunden darauf zugebracht. Warum? Weil das Aushängeschild in Calais, oder vielmehr Derjenige oder Diejenigen, die es ausgehängt hatten, mehr versprachen, als sie ganz wohl wußten, daß sie würden leisten können. Höre, wie es mir ergangen ist!

Statt einer Eilkutsche, wie man sie in England zu sehen gewohnt wird, fuhr ein plumper und schwerfälliger Frachtwagen, in Form einer Kutsche vor, mit dem, auch wenn er unbesetzt ist, vier wackere Pferde ihre volle Arbeit haben mögen. Statt der besagten vier wackern Pferde aber waren vier hochbeinige, ruppige und abgetriebene Rosse vorgelegt, die ihres Berufs und ihres Lebens herzlich satt und müde zu sein schienen. Gleichwol sollten wir denselben Abend noch zu Boulogne, mit dem Zusatze am Meere (sur mer), sechs Deutsche Meilen von Calais, das Nachtessen einnehmen und bis

zum andern Morgen schlafen. So lautete wenigstens die Versicherung der Herren dieser Eilpost, als sie zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags uns damit abfahren ließen.

Allein, was geschah? Wir kamen erst um Mitternacht nach Boulogne; eine halbe Stunde verging, ehe das Essen fertig wurde; eine Stunde wurde getafelt; und als hierauf um halb zwei vom Schlafen die Rede war, hieß es, daß wir um drei Uhr wieder abfahren müßten, wenn wir morgen in Amiens schlafen wollten. Alles also, was hier geschehen konnte, war, sich auf gut Glück unausgekleidet ein wenig hinzustrecken, um zu versuchen, ob man ein halbes oder ganzes Stündchen schlummern könne. Es dämmerte noch, als wir schon wieder abfuhren; und wir erreichten Amiens erst in der folgenden Nacht zwischen zwölf und ein Uhr. Und nun hieß es: weil es schon so spät sei, so könnten wir hier uns nur eine einzige Stunde verweilen, wenn wir den nächsten Abend in Paris ankommen wollten. Das war nun mehr, als ich meinem zerrütteten Körper bieten konnte; ich sah mich also genöthiget, die schon bis Paris bezahlte Kutsche fahren zu lassen, und in Amiens zurückzubleiben. Dies ist geschehen; ich ruhete hier aus, wandte den folgenden Tag dazu an, die Merkwürdigkeiten des Orts zu besehen, und fand in der darauf folgenden Nacht Gelegenheit, mit einer andern durchgehenden Eilkutsche für einen goldenen Ludwig vollends bis Paris zu fahren, wo ich denn Abends darauf um zehn Uhr wohlbehalten ankam. Jene ehrsame Postanstalt, auf deren Verheißungen man nicht bauen muß, nennt sich: Etablissement St. Grégoire, rue du Bouloy. Nro. 11. Eine andere Eilkutsche zwischen Calais und Paris macht den Weg wirklich in 50 Stunden;

allein diese verspricht auch nicht, zweimahl unterwegs schlafen zu lassen.

So viel im Allgemeinen über meine Fahrt nach Paris; und nun zu den kleinen Bemerkungen, die ich auf dieser Reise zu machen Gelegenheit hatte.

Was zuvörderst das Land, welches ich durchfuhr, und die Straßen betrifft, so war ich nicht wenig befremdet, beide überall in einem Zustande zu finden, der durchaus nicht bemerken läßt, daß Frankreich zehn bis zwölf Jahre lang die Schaubühne der größten Unordnung und einer gänzlichen Verwilderung war. Die Aecker sind in diesem schrecklichen Zeitraume, wenngleich nur von den Armen der Greise, der Weiber und der Kinder, doch so fleißig und so gut bearbeitet worden, daß ich nirgends auch nur die geringste Spur einer Vernachlässigung oder Verwilderung bemerken konnte. Ja, man zeigte mir sogar ganze große Strecken, die ehemahls wüst gelegen hatten, und nun, gerade in diesem Zeitraume, von diesen Armen urbar gemacht und angebauet worden waren. Die Weiber sind dieser Feldarbeiten in jener Zeit so gewohnt worden, und die Zahl der männlichen Arbeiter ist, nach so manchem blutigen Opfer, welches in dem Freiheitskampfe und unter dem Beile der Tirannen fiel, noch jetzt so geringe, daß ich auf dieser ganzen Reise mehr Weiber als Männer mit den Arbeiten des Ackerbaues, selbst mit den schwersten, beschäftiget gesehen habe. Die Landstraßen sind in dieser ganzen Zeit entweder so wohl unterhalten, oder doch, seit der Wiederherstellung der innern Ruhe, so vollkommen wieder ausgebessert worden, daß ich mich nicht erinnere, in dieser ganzen Strecke von beinahe 50 Deutschen Meilen auch nur eine einzige schlechte Stelle angetroffen zu haben. Noch mehr, als hierdurch, wurde mein Erstau-

nen durch den Zustand erregt, worin ich jede kleine Waldung (denn große sieht man auf dieser Reise nicht) und besonders die an der Straße liegenden weiland adeligen Schlösser, Prachtgärten und Anlagen fand. Da war doch nirgends auch nur die geringste Spur von Verwüstung zu sehen! Selbst die meilenlangen Reihen der herrlichsten Obstbäume, womit die Landstraßen hier häufig eingefaßt sind, standen so unversehrt und so vollständig da, als wenn dieses Land seit einer langen Reihe von Jahren des tiefsten Friedens genossen hätte. Man sieht hieraus mit Vergnügen, daß in jenen Zeiten der Unordnung und der Gräuel hier doch immer noch mehr Ordnung und Gesetzlichkeit geherrscht haben müssen, als die leidenschaftlichen Unglücksverkündiger unter unsern Zeitungsschreibern und Zeitschriftstellern uns damahls glauben machen wollten.

Nur in den Städten, wenigstens in allen denen, durch welche mein Weg führte, sieht man durchgängig Zweierlei, woraus man auf Das, was hier vorgegangen sein muß, einigermaßen schließen kann — verwüstete oder eingerissene Kirchen, und eine fürchterliche Menge von Bettlern. Zu Montreuil, das ehemahls fünf oder sechs Kirchen hatte, steht davon nicht Eine mehr. Alle lagen in Schutt. Diese Stadt erhebt sich auf einem beträchtlichen Hügel, welcher eine weit umher sich ausbreitende fruchtbare Ebene beherrscht. Um unsern keuchenden Rossen die Arbeit des Hinaufklimmens zu erleichtern, war ich mit meinen Gefährten ausgestiegen. Wir hatten ein ganzes Heer zerlumpter junger Barfüßler und Barschenkler (Sansculottes) hinter uns, welche uns anbettelten. Einer der Mitreisenden ergriff, als wir gerade bei einer niedergerissenen Kirche vorbeigingen, Einen von diesen scherzend beim Schopfe und sagte:

Schlingel, hast du diese Kirche eingerissen? — Nein! antwortete der Junge mit festem Tone; das hat das Französische Volk gethan! Non! c'est *la nation* qui l'a fait. Montreuil hatte ehemahls seine meiste Nahrung von reichen Rentnern, die sich hier, der angenehmen und gesunden Lage des Orts wegen, vorzugsweise niederzulassen pflegten. Alle diese sind jetzt entweder nicht mehr da, oder verarmt. Daher die jetzige Nahrungslosigkeit dieser Stadt und ihre nunmehrige Dürftigkeit!

Zu Abbeville, einer beträchtlichen, ehemahls blühenden Gewerksstadt, fand ich das Elend noch viel größer und allgemeiner. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere, daß wol hundert ganz zerlumpte und ausgehungerte Bettler beiderlei Geschlechts und jegliches Alters, hier in der Gegend des Gasthofes, wo die Eilpost einzukehren pflegt, auf dem Straßenpflaster lagen, um der Ankunft der Reisenden zu harren. So wie wir ankamen und ausstiegen, waren sie Alle auf den Beinen, und Alle um uns her und an uns. Ein gräßlicher Anblick! Mit welchem Herzen mögen Diejenigen, welche durch die Französische Staatsumwälzung aus dem Staube emporgehoben und groß, reich und mächtig geworden sind, sich jetzt der Ueppigkeit und einer ausschweifenden Prachtliebe ergeben können, so lange sie um und neben sich in diesem Lande so viele Tausende von armseligen menschlichen Geschöpfen sehen, welche durch ebendiese Umkehrung der Dinge in das tiefste Elend hinabgestoßen wurden? Dies ist wenigstens der Fall mit jenen Scharen von Bettlern, die uns zu Abbeville umringten. Alle diese armen Menschen fanden hier ehemahls, da noch Handel und Gewerbe blüheten, Arbeit und Brot; jetzt ist der Bettelstab ihr Alles. Die Stadt

liegt in einer fruchtbaren Gegend, an der schiffbaren Somme, in welcher die Flut bis zu acht Fuß steigt, und welche folglich mit Seeschiffen befahren werden kann. Sie hatte daher ehemahls nicht nur ansehnlichen Handel, sondern auch sehr bedeutende Werkstätte, besonders für Tuch und andere Wollenwaren, worin einige tausend Arbeiter beschäftiget wurden. Jetzt ist Alles verschwunden. Der Handel schläft, oder ist vielmehr gänzlich todt, der Strom ist leer von Schiffen, die Gewerkshäuser stehen verödet, aller Kunstfleiß ist zernichtet. Necker giebt die Bevölkerung dieses Orts auf 19,000 an. Jetzt möchte ich kaum für 10,000 stehen. Denn außer den Scharen von Bettlern, welche die Straßen bevölkern, schien die Stadt wie ausgestorben dazustehen.

Selbst das Landvolk dieser gesegneten Kornländer, welches in den ersten und schrecklichsten Jahren der Umwälzung wohlhabend wurde, weil es damahls von allen Abgaben losgesprochen war, und alle Erzeugnisse seines Bodens zu unerhörten Preisen absetzen konnte, fängt jetzt, nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung, wieder an zu verarmen. Daran aber sind, wie es sich wol von selbst versteht, nicht die Ruhe und Ordnung, sondern die unerschwinglichen Auflagen Schuld, die mit jenen zugleich wieder eingeführt wurden. So lautet wenigstens die allgemeine Klage, die man hier überall hört. Ob und inwiefern dieselbe gegründet oder übertrieben sei, muß ich dahin gestellt sein lassen *); denn gründliche Nachforschungen darüber anzustellen, gebrach es mir an

*) Heute, am 4ten März 1803, liest man in den Zeitungen, Bonaparte selbst, in seiner Darstellung des gegenwärtigen öffentlichen Zustandes bei der neuen Versammlung der Gesetzgeber, habe anerkannt, daß diese Klage nicht ohne Grund sei.

Zeit. Was ich mit Gewißheit behaupten kann, ist: daß unser Wagen von einem Dorfe zum andern von Schaaren junger Bettler verfolgt wurde, die sich die Lunge ausliefen und ausschrien, um durch ihre Hartnäckigkeit am Ende doch noch einen Stüber zu erpressen. Ehemahls war mir dies in Frankreich nicht vorgekommen; auch widerstrebt das diesem Volke eigene zarte und lebhafte Ehrgefühl dem Hange zu muthwilliger Bettelei. Man kann daher mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen, daß wer hier bettelt, durch die bittere Noth dazu gezwungen sein müsse.

Von Boulogne am Meere habe ich deßwegen geschwiegen, weil ich mitten in der Nacht daselbst ankam, und mit Anbruch des Tages schon wieder von da abfuhr. Das Einzige, was ich beim Abfahren bemerken konnte, war, daß nur zwei oder drei Einmaster oder sogenannte Briggs (Bricks) in dem Hafen dieser Stadt lagen; ein Beweis, daß auch hier, wie in den übrigen Städten, die ich auf dieser Reise berührte, der Handel sich noch immer in dem Zustande der Erstarrung befinden muß.

Ebendiese traurige Bemerkung gilt von Amiens. Die Somme, welche bis hieher schiffbar ist, glitt auch hier, wie bei Abbeville, so nackt von Schiffen dahin, als ein Mühlenbach. Was ich oben von letztbenannter Stadt bemerkte, das muß ich auch von Amiens sagen: bestand die Volksmenge dieses Orts vor der Staatsumwälzung, wie Necker angiebt, aus 43,500, so muß sie, allem Ansehn nach, um mehr als die Hälfte zusammengeschmolzen sein. An dem Tage, da ich hier still lag, war gerade Jahrmarkt; dennoch fand ich die meisten Straßen so leer von Menschen, daß der Augenschein hier ungewöhnlich trügen müßte, wenn die Zahl der

Einwohner dieser Stadt sich jetzt über 20,000 belaufen sollte. Ihrem Umfange nach könnte sie viel mehr einschließen; denn kaum mag sie um ein Fünftel kleiner sein, als unser Braunschweig.

Auch hier hat man den Kirchen arg mitgespielt. Die bischöfliche Hauptkirche, ein erhabenes Gothisches Gebäude, steht zwar, dem Gemäuer nach, noch da; allein ihr Inneres ist verwüstet. Gemählde, Standbilder, Denkmähler — Alles ist zerfetzt, zerschlagen und zerstört worden. Diese Zerstörungen sollten zwar eigentlich nur dem Priesterthume gelten; allein man schüttete das Kind mit dem Bade aus, und verfuhr am Ende gerade so, als wenn man dem lieben Gotte selbst den Krieg angekündiget hätte.

Das Stadthaus oder die sogenannte Munizipalität, ein sehenswürdiges Gebäude, wird forthin, des hier neulich geschlossenen Friedens wegen, die größte Merkwürdigkeit dieses Ortes sein. Ich ließ mir das Zimmer zeigen, wo die vier Bevollmächtigten über die Bedingungen dieses von der Menschheit erseufzten Friedens unterhandelten, und ihn endlich abschlossen. Es sind doch schöne und süße Empfindungen, welche den Gedanken begleiten: hier war es, wo einige vielvermögende Menschen dem Würgengel des Krieges geboten, sein blutiges Schwert in die Scheide zu stecken! Hier wurden die zerrissenen Bande der Menschheit wieder angeknüpft; und die sich vorher als Wölfe und Tiger zerfleischten, bieten sich nun wieder als Menschen und Brüder die Hand, um den Pfad des Lebens forthin in Frieden und Eintracht zu wandeln. — Die Französische Regierung hat der Stadt mit den schönen Gemählden, womit die vorzüglichsten Zimmer und Säle dieses Hauses geziert wurden, als man es zum Friedenstempel weihte, ein Ge-

schenk gemacht; und sie bleiben nun hier, zum Andenken an jene denkwürdige Begebenheit, für die Nachwelt hangen. Es sind zwar lauter neuere Werke, aber Alle von den besten Meistern der Französischen Schule.

Ich machte die Reise von Amiens bis Paris zwar an einem sehr heißen Tage, aber in so guter Gesellschaft, daß das Ungemach, welches Staub und Hitze uns verursachten, darüber leicht verschmerzt werden konnte. Unter den Mitreisenden war ein noch ziemlich junger Französischer Oberster, der die Feldzüge in Italien, Egipten und Sirien mitgemacht hatte, und bei verschiedenen Gelegenheiten von Türken und Arabern so zerhauen war, daß er fast kein Glied seines Körpers unzerfetzt davongetragen hatte. Ich versuchte einige Mahle, das Gespräch auf diese Feldzüge zu lenken, in der Hoffnung, daß er uns etwas von seinen überstandenen Abenteuern zum Besten geben würde; allein er war ein so bescheidener Mann, daß er jedesmahl kurz abbrach, sobald von seiner eigenen Person und von Dem, was er selbst erlitten hatte, die Rede war. Selbst den Umstand, daß sein Körper vom Scheitel bis auf die Schenkel hinab mit Narben bedeckt war, erfuhren wir nicht von ihm, sondern von seiner Gattinn.

Unser Weg ging über Clermont, Chantilly und St. Denis. Es giebt der Clermonts sieben oder acht in Frankreich; das, wovon hier die Rede ist, wird zum Unterschiede von den übrigen en Beauvaisis genannt. Es liegt auf einer Anhöhe mitten in einer schönen fruchtbaren Gegend, welche von dem Flusse Breche bewässert wird. Das dazu gehörige Schloß scheint mit schönen Gartenanlagen umgeben zu sein; wir fuhren hindurch, ohne anzuhalten. Dieses Clermont ist der Stammort der unglücklichen Bourbons.

Das reizende Chantilly, ehemahls dem Prinzen von Condé gehörig, hat die Wirkungen der alleszermalmenden Französischen Staatsumwälzung schwer empfunden. Die meisten Pracht- und Lustgebäude, welche man hier ehemahls bewunderte, sind nicht mehr; andere werden noch jetzt abgerissen. Es scheint den Käufern nur um den darin befindlichen Baustoff zu thun gewesen zu sein. Dem Orte selbst, einem hübschgebauten Flecken, sieht man äußerlich den Verfall noch nicht an, der seiner wartet, seitdem die Hauptquellen seiner Nahrung, der prinzliche Hof und die schönen Anlagen, wodurch Neugierige aus allen Gegenden und Ländern hergelockt wurden, nicht mehr sind. Wir fanden hier wenigstens noch einen so trefflichen Gasthof, und wurden so wohl darin bewirthet, daß mir auf der ganzen Reise von Calais bis hier noch nichts Aehnliches vorgekommen war. Mit Vergnügen bemerkte ich auch nachher, beim Durchfahren durch einen Theil der schönen Waldungen, welche ehemahls Thiergärten des Prinzen waren, daß sie, so weit ich sehen konnte, von der Hand der Zerstörung verschont geblieben sind. Nur das große und kleine Wild, wovon es hier ehemahls wimmelte, scheint verschwunden zu sein.

Von hier an merkt man an den vielen Landhäusern, Schlössern und Lustanlagen, bei welchen der Weg vorbeiläuft, daß man sich einer großen und üppigen Hauptstadt nähert. Zu St. Denis fährt man bei der verwüsteten Abtei-Kirche vorbei, worin ehemahls die prachtvollen Grabmähler der Französischen Könige befindlich waren. Diese sind sämmtlich zerstört; keine Spur ist mehr davon vorhanden. Die in den Gräbern befindlichen Kostbarkeiten wurden geplündert, die Denkmähler von Marmor zertrümmert, die von Metall in Kanonen

und Scheidemünze verwandelt. Der dem Königthume geschworne Haß wollte nichts in Frankreich übrig lassen, was Bezug darauf hätte. Und jetzt? *) — Aber es ist Zeit, daß wir eilen, denn schon ist es zwischen acht und neun Uhr; und Paris ist noch zwei Französische Meilen weit entfernt. Nichts ist unangenehmer, als an einem fremden Orte, besonders an einem von so ungeheuerem Umfange, wie Paris ist, erst spät in der Nacht anzukommen.

Ganz konnten wir dieser Unannehmlichkeit nun einmahl nicht entgehen, ungeachtet unser Fuhrmann sich der größten Eile befliß. Es war halb zehn Uhr, als wir bei dem Schlagbaume (la barrière) anlangten. Da wir hier kaum eine Minute lang aufgehalten wurden, so hatten wir beim Einfahren in die Vorstadt St. Denis noch dämmerndes Licht genug übrig, um die chon ehemahls von mir empfundenen übeln Eindrücke zu empfangen, welche diese und einige andere Vorstädte von Paris durch das ärmliche und veraltete Ansehen der meisten Häuser auf die Ankommenden machen. Erst wenn man durch das Prachtthor oder vielmehr durch den erhabenen Triumphbogen, das St. Denisthor genannt, hindurchgefahren ist, und nun auf die unermeßliche Wall- oder Bollwerksstraße (les boulevards) kommt, fängt man an zu merken, daß man in Paris ist. Bis dahin war man geneigt, zu argwöhnen, daß man durch Irrthum des Fuhrmanns nach irgend einer alten Landstadt gerathen sei.

Ehe wir das Posthaus erreichen konnten, war es

*) Bekanntlich ward die Kirche schon unter Napoleon wieder hergestellt, und ist jetzt auch wieder der Begräbnißort der königl. Familie. Anm. z. n. Ausgabe.

völlig finster geworden. Einem Reisenden, der vorher noch niemahls hier war, und seine erste Einfahrt zur Nachtzeit hält, muß sonderbar dabei zu Muthe sein. Die schon an sich größtentheils sehr engen Straßen, von Häusern eingeschlossen, welche fünf bis sechs, mitunter sogar sieben Stockwerke hoch sind, verengen und erhöhen sich bei der schwachen nächtlichen Erleuchtung dem getäuschten Auge so wunderbar, daß man in einer engen Schlucht zwischen senkrechten und thurmhohen Felsenwänden hinzufahren glaubt, und das auch zur Nachtzeit hier noch immer lebhafte und laute Straßengeräusch für das Getöse eines Schweizerischen Wassersturzes zu nehmen geneigt ist. Ich wollte in der Gutenkinderstraße (rue des bons enfans) meine Wohnung aufschlagen. Als ich aber die Mündung dieser vorzüglich schmalen Straße erreicht hatte, kam sie mir, der besagten Täuschung wegen, so ungebührlich enge, dumpfig und dunkel vor, daß mir um Luft und Licht bange zu werden anfing. Ich fragte daher meinen Führer, ob es nicht in der Nähe, und auf einer bessern Straße, einen andern guten Gasthof gebe, wohin er mich führen könne? — Allerdings! war seine Antwort; nur zwei Schritte von hier ist der (er nannte mir den Namen des Gasthofes), in welchem die meisten Engländischen Herren (vermuthlich nahm er auch mich für einen solchen) abzutreten pflegen. Ich bat ihn, mich dahinzuführen. Wenn Du jemahls nach Paris oder London kommst, und von zwei Schritten hörst, welche zu machen sind, so halte Dich nur immer auf tausend gefaßt. Viel geringer konnte die Zahl derer, die mein Führer mich machen ließ, um nach dem Hotel der Engländischen Herren zu kommen, wol nicht sein; denn wir brachten eine gute halbe Viertelstunde darauf zu. Was

aber das Aergerlichste dabei war, so fand es sich, daß ich diese langen zwei Schritte umsonst gemacht hatte. Eine artige junge Dame nämlich, welche mich beim Eintritt in den Gasthof empfing, und auf meine Frage: ob ich hier abtreten könne? schon mit großer Zuversicht: ohne Zweifel! geantwortet hatte, wünschte nun zunächst zu wissen: auf wie lange Zeit ich die Wohnung zu miethen gedächte? Auf meine Antwort: daß wir darüber morgen sprechen wollten, weil ich erst bei Tage zu sehen wünschte, wo ich wäre, hatten sich die Umstände plötzlich sehr geändert; denn nun bedauerte sie unendlich, daß ihr letztes leeres Zimmer schon vor einer Stunde bezogen worden sei. Was war dabei zu thun? Ich mußte mich entschließen, die bewußten zwei Schritte zurückzuthun; und so habe ich denn in der engen und dumpfigen Gutenkinderstraße, deren erster Anblick mich zurückstieß, mich dennoch einnisten müssen.

Gruß und Verehrung! heißt es hier jetzt am Schlusse der Briefe; und nicht mehr, wie vor einigen Jahren: Gruß und Brüderschaft! Ehe ich von hier wieder abreise, dürfte es Gruß und Unterwerfung heißen. Die Mode ist ja überall ein wunderbares Ding; nirgends aber mehr als hier. Zwischen Dir und mir soll es immer beim Alten bleiben: Gruß und Liebe!

Ein und zwanzigster Brief.

Paris.

Als ich vor dreizehn Jahren hier angekommen war, fragte ich unsern Freund T* in meinem ersten Briefe,

ob es denn auch wirklich wahr sei, daß ich ihm von Paris aus schriebe? So wenig stimmte damahls Alles, was ich hier sah und hörte — Menschen und Begebenheiten — mit den Begriffen überein, die wir bis dahin in Deutschland uns von Paris und seinen Einwohnern gemacht hatten. Ich glaubte nach dem alten Griechenlande oder Italien versetzt zu sein, und Sparter oder Römer, nur von milderer Sinnesart und sanfteren Sitten, vor mir zu sehen.

Jetzt möchte ich ebendiese Frage Dir, mein lieber Eduard, von neuen vorlegen, wenn nicht die wohlbekannten Straßen, Plätze und Gebäude dieser Stadt mich lebendig überzeugten, daß ich wirklich hier bin. So wenig stimmt Das, was ich jetzt hier vor mir sehe, höre und bemerke, mit dem Bilde der neuen Franken überein, welches ich damahls so begeistert auffaßte und aus Frankreich mit mir nahm. Alles scheint mich täuschen zu wollen. Bald kommt es mir vor, als wenn ich noch in London, mitten unter kalten, finstern, griesgramenden Engländern, wäre; bald glaube ich, statt der Neufranken, die ich damahls kennen lernte, wieder jene leichten, unbefangenen und jugendlich-frohsinnigen Franzosen vom alten Schnitte zu erkennen; bald überzeuge ich mich wieder, daß ich es weder mit den Einen, noch mit den Andern zu thun habe. Denn um Engländer zu sein, scheinen sie mir jetzt viel zu wenig Gemeinsinn und Theilnahme an den öffentlichen Begebenheiten ihrer Zeit und ihres Landes zu verrathen, um Franzosen, viel zu wenig Lustigkeit.

Mit welchem Bande soll ich diesen wandelbaren Proteus festigen? *)

---

*) Quo teneam vultus mutantem Protea nodo? *Horat.*

Aber ich muß diesen Proteus, ehe ich Dir seine jetzige Gestalt und Miene beschreibe, erst noch länger beobachten. Ein so schnell und so oft sich umwandelndes, und dabei gemeiniglich von dem einen äußersten Endpunkte zum andern, wie durch Luft- und Bühnensprünge, überhüpfendes Wesen lernt man so geschwind nicht kennen. Wer steht uns auch dafür, daß es am Ende der zehn oder zwölf Wochen, die ich hier zu bleiben gedenke, nicht wieder in einer ganz neuen Form und Gestalt, völlig verschieden von der gegenwärtigen, dastehen und dem Zeichner, der es vor der letzten Häutung vollkommen getroffen zu haben glaubte, ins Angesicht lachen wird?

Will ich also, daß Das, was ich Dir von und über Paris schreibe, noch bei meiner Zurückkunft wahr sein soll, so muß ich wol bis zu den letzten Tagen meines Hierseins mich hüten, von irgend etwas Anderm zu reden, als was in die äußern Sinne fällt, und mich des Schließens von diesem auf Das, was geistig und sittlich ist, gänzlich enthalten. Zwar ändert auch dieses Aeußere sich hier schneller und unerwarteter, als an irgend einem andern Orte, allein Paris ist zu groß, als daß hundert Veränderungen, welche mit einzelnen Gebäuden und auf einzelnen Straßen vorgenommen werden, die Gestalt und Miene dieser Riesenstadt im Ganzen merklich ändern könnten.

Diese Gestalt und diese Miene der Stadt an sich, sind im Allgemeinen noch ebendieselben, die sie vor dreizehn Jahren waren. Paris ist, einzelnen Theilen nach, noch immer eben so schön und erhaben, und, dem Ganzen nach, noch immer eben so enge, dumpfig und schmutzig, als damahls; nur daß mir Beides jetzt, da ich von London komme, zehnmahl mehr auffällt. Was hat diese

letztgenannte Stadt in ihrem ganzen unermeßlichen Umfange, welches mit dem großen und herrlichen Anblicke, dessen man hier auf den beiden Gestadestraßen zwischen der Neuen und der Eintrachtsbrücke *), besonders auf der zwischen beiden liegenden Königsbrücke, nach allen Seiten hin genießt, auch nur die entfernteste Vergleichung aushalten könnte? Aber wo ist auch in ganz Paris nur eine einzige Straße, oder ein einziger öffentlicher Platz, wo man eben die Reinlichkeit und Nettigkeit, eben den Wohlstand und die sorgfältige Unterhaltung in Bau und Besserung wahrnähme, die zu London beinahe in jeder Straße und auf jedem Platze die Blicke des Fremden so lieblich fesseln? In London athmet man, trotz dem dichten Straßengetümmel, fast überall die reinste Luft; nirgends werden Augen und Nase durch Unreinigkeiten beleidiget, deren man sich zu Paris an jeder Mauer und in jedem Winkel, häufig sogar bei hellem Tage und im Angesicht der großen Nation, entladet. Erkläre mir doch Einer, wenn er kann, woher es kommen mag, daß ein so feines und gebildetes Volk, ein Volk von so zarter Empfindlichkeit gegen jede Verletzung des Schönen und Wohlanständigen, gleichwol so wenig Sinn für das erste Erfoderniß aller Schönheit — die Reinheit — zu haben scheint!

Noch auffallender, besonders für Den, der von Lon-

---

*) Es ist jetzt schwer, über Paris zu reden oder zu schreiben, weil man nicht mehr weiß, wie man die Dinge benennen soll; so oft sind ihre Namen hier geändert! Obgedachte Brücke z. B. hieß vor der Umwälzung die Brücke Ludewigs XVI., dann die Revolutionsbrücke, hienächst die Eintrachtsbrücke; jetzt aber, da alle alte Namen wieder zurückzukehren angefangen haben, hört man sie häufig wieder die Ludwigsbrücke nennen.

don kommt, ist der Anblick der Menschen, welche hier das Straßengewühl bilden. Die große Mehrheit derselben besteht hier nämlich aus ärmlichgekleideten Leuten von verkümmerter Gesichtsbildung, unter welchen die einzelnen wohlgekleideten und wohlgenährten Straßengänger beinahe nur als Ausnahmen erscheinen. In London hingegen sieht man, wie ich von dort aus Dir schon gemeldet habe, gerade das Gegentheil. Ist der Unterschied des Wohlstandes zwischen beiden Städten wirklich so unermeßlich groß, als er sonach zu sein scheint? oder rührt jene Verschiedenheit zum Theil auch mit daher, daß der Engländer, selbst der gemeinere und ärmere, mehr, als der Franzose, auf einen reinlichen und rechtlichen Anzug hält? Darüber mögen Andere entscheiden. Wahrscheinlich aber sind beide Ursachen zugleich im Spiele.

Wenn man kurz vor seinem Eintritte in diese Stadt sich die Mühe gegeben hätte, nachzulesen, was in den letzten zehn Jahren des verflossenen Jahrhunderts manche Zeitungsschreiber und Zeitschriftler uns wöchentlich oder monatlich von den Gräueln der Verwüstung zu erzählen wußten, die hier täglich in Schwange gehen sollten, so würde man, ehe man an Ort und Stelle gekommen wäre (insofern man den Versicherungen jener Herren Glauben beimäße), nichts gewisser erwarten, als die Gegend, wo das Französische Sodom einst stand, mit einem ungeheuern Schuttberge bedeckt zu finden. So weit ging meine eigene Besorgniß nun zwar nicht; aber bei allem Unglauben an die Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit jener unsterblichen Tageblätter, glaubte ich denn doch auch, darauf gefaßt sein zu müssen, auf manche Trümmer zu stoßen, die mich an die hier vorgefallenen schrecklichen Begebenheiten des letzten Jahrzehends auf eine schmerzliche Weise erinnern würde. In einer Stadt,

dachte ich, wo in diesem Zeitraume mehrmahls blutige Schlachten geliefert wurden, wo man einen rasenden Pöbel, dem man weisgemacht hatte, daß er aus lauter unbeschränkten Monarchen bestehe, von Seiten einer Partei gegen die andere hetzte, und von Seiten Aller zum Rauben, Morden und Verwüsten auffoderte; in einer solchen Stadt kann es, nachdem erst einige Jahre darüber verflossen sind, an traurigen Ueberbleibseln schauderhafter Zerstörungen aller Art wol unmöglich fehlen. So dachte ich; aber wie angenehm wurde ich überrascht, als ich bei meinen ersten Streifereien durch die Haupttheile dieser Stadt durchaus nichts entdecken konnte, was an jene Zeiten der Gesetzlosigkeit und der Ausschweifungen erinnerte, als — fünf oder sechs leere Plätze, wo ehemahls königliche Bildsäulen standen, und einige halb eingerissene Klöster und Kirchen, die bis jetzt noch keine anderweitige Bestimmung erhalten haben! Das ist auch noch heute der Fall, nachdem ich nun schon über 14 Tage hier gewesen bin, und die Haupttheile der Stadt mehr als einmahl schon mit gespannter Aufmerksamkeit in Augenschein genommen habe.

Denke einmahl nach, lieber Eduard, was das sagen will: 800,000 Menschen, großentheils Leute ohne Erziehung und Unterricht, von den Mauern einer einzigen Stadt eingeschlossen, zerbrechen, durch einige kühne Wagehälse angefeuert, Knall und Fall die Bande, womit ihre bisherigen Beherrscher sie seit Jahrhunderten zu bändigen wußten. Trunken vor Freude über die glücklichen Erfolge des Wagestücks, ist dieses leidenschaftliche, aber gutmüthige Volk schon bereit, Denen, die es seine Tirannen nennt, und für seine ärgsten bisherigen Feinde hält, zu verzeihen, und einen neuen gesellschaftlichen Vertrag mit ihnen zu schließen; als es nach je-

dem Versuche dieser Art immer wieder von neuen erfahren muß, daß man es nur zu hintergehen suche, um es von neuen zu fesseln. Nun fangen seine Leiter an, eigennützige Pläne, Jeder für sich und die Seinigen, zu bilden; Jeder sucht das arme unwissende Volk durch Beredsamkeit, Schmeicheleien und Bestechungen für sich und wider seine Nebenbuhler zu gewinnen. Alle leidenschaftliche Köpfe aus ganz Frankreich strömen in Paris zusammen; es strömen dahin auch Verräther und Schurken aller Art, wovon der Eine eine Gegenumwälzung zu bewirken, der Andere zu rauben, der Dritte redliche Männer, welche wichtige Posten bekleiden, zu stürzen sucht, um selbst an ihre Stelle zu treten. Die Allermeisten von Denen, welche das getäuschte Volk heute als seine Retter preiset, werden morgen für seine ärgsten Feinde erkannt. Die Gemüther sind in der höchsten Spannung; der Vater trauet seinem Sohne, der Bruder dem Bruder nicht mehr; alle Gesetze sind aufgelöset, alle gesellschaftliche Bande zerrissen; man tobt und wütet, man verfolgt und mordet; man liefert Schlachten in den engen Straßen der Stadt; der Strom wird mit Bruderblute gefärbt. Und dieser schreckliche Zustand dauert abwechselnd, und immer wieder zurückkehrend, beinahe zehn Jahre lang; — und die Stadt, in der das Alles vorgegangen ist, steht, die wenigen obgedachten Veränderungen ausgenommen, noch heute in ihrer ganzen ehemahligen Größe und Pracht so unbeschädigt da, als wenn von dem Allen gar nichts vorgefallen wäre! Wahrlich, die Franzosen sind keine Barbaren, wofür sie damahls durch ganz Europa ausgeschrien wurden! Sie sind freilich der höchsten Leidenschaft fähig, und können in diesem Zustande sich bis zur Unmenschlichkeit vergessen; aber wissentlich werden sie das

Schuldlose mit dem Schuldigen nie vermischen. Paris, das noch stehende, noch blühende unermeßliche Paris, ist ein unwiderlegbarer Beweis davon.

»Aber,« sagt man, »sie haben doch gegen unschuldige Werke der Kunst gewütet, die ihnen nichts zu Leide gethan hatten!« Gegen welche? Bekanntlich und augenscheinlich nur gegen diejenigen, welche Bezug auf Königthum, Adelthum und Priesterthum — diese drei Hauptgegenstände ihrer aufgeregten Wut — hatten. Alle andere stehen noch heute, selbst an öffentlichen Orten, wie z. B. in den Tuilerien, so unbeschädiget da, als ich sie vor dreizehn Jahren hier verließ. Freilich war die Zerstörung jener auch Raserei — wer wird das läugnen wollen? — aber doch immer nur Raserei aus Wut gegen wirkliche oder geglaubte Todfeinde, deren Andenken man zu vertilgen wünschte; nicht Raserei gegen die schuldlosen Künste, welche jene Denkmähler hervorgebracht hatten. Wer fühlt sich aber nicht von Achtung gegen dieses Volk durchdrungen, wenn er hört, welcher geringen Mittel es oft nur bedurfte, um es mitten in seiner Wut von der Verletzung solcher Dinge abzuhalten, welche zum Anbau der Künste und Wissenschaften dienen, oder zu öffentlichen Gemeingütern gehören. Ein dreifarbiges dünnes Band, um dergleichen Gegenstände gezogen, wirkte hier mehr, als anderswo ein eisernes Gitter. Es bildete, ungeachtet der kleinste Knabe es zerreißen konnte, eine heilige Schutzwehr, welche Keiner zu überschreiten wagte. In dem Kunstpflanzengarten (Jardin des plantes), worin täglich Tausende aus den untersten Volksklassen umherschwärmten, bedurfte es, um die vielen seltenen und kostbaren Gewächse, welche offen dastehen, vor jeder Verletzung zu sichern, keiner bewaffneten Gewalt, sondern nur einer

Inschrift bei den Eingängen, ungefähr folgendes Inhalts: Erinnert euch, Bürger, daß die Pflanzen dieses Gartens zur Erweiterung der Wissenschaften und zur Hülfe für arme Kranke bestimmt sind! und von Stunde an war jede Blume, jedes Blättchen, selbst in den Augen des rohesten Barschenklers, ein Heiligthum, welches Niemand anzutasten wagte. Mein ehrwürdiger Freund Faujas erzählte mir darüber Folgendes.

Er führte einst, und zwar mitten in dem Zeitraume der schrecklichsten Raserei, einen Fremden in diesem Garten umher, um ihm die merkwürdigsten Pflanzen desselben zu zeigen. Im Gespräche darüber hob er einen Blumentopf auf, um den Fremden die darin befindliche Pflanze näher sehen zu lassen. In dem nämlichen Augenblicke aber sprang Einer aus der Menge auf ihn zu, und rief mit ergrimmtem Gesichte: Vermuthlich habt ihr die Inschrift beim Eingange zu lesen verabsäumt! Faujas antwortete: Ich danke euch, Bürger! für die Erinnerung; aber wißt, daß ich einer der Vorsteher dieses Gartens bin, und jetzt das Geschäft habe, einige Schätze desselben diesem Fremden zu zeigen. — Das ist etwas Anderes! sagte hierauf Jener, und kehrte beruhigt zu der Menge zurück. So war Einer immer der Aufseher des Andern; und so geschah es, daß alle jene Sammlungen von Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen in jenen Zeiten der Zerstörung nicht nur unversehrt erhalten, sondern auch gerade in diesem Zeitraume so unglaublich vermehrt und bereichert wurden, daß ich einige derselben kaum wiedererkennen konnte. Das thaten Diejenigen, welche man zu eben der Zeit durch ganz Europa als Vandalen verschrie!

Paris hat in allen diesen Jahren der Gesetzlosigkeit

und Gräuel nicht nur keine merkliche Verwüstungen im Aeußern erlitten, sondern es ist, einzelnen Theilen nach, in ebendiesen schrecklichen Jahren sogar verschönert worden. Neue Prachtgebäude und Gärten, ja ganze Straßen, wie z. B. die Säulenstraße*) (rue des colonnes), sind in diesem blutigen Zeitraume hervorgestiegen, die Tuilerien verschönert; der prachtvolle, schon vor der Umwälzung angefangene, sogenannte Allgottstempel, Pantheon, ist, bis auf die innere Ausschmückung, vollendet, der Garten des nun wieder sogenannten Palais royal gänzlich umgeschaffen; prächtige und anmuthige Bäder sind auf der Seine angelegt**), der Palast Luxemburg und der dazu gehörige Garten, ehemahls unscheinbar und

*) So genannt, weil zwei lange und prächtige Gebäude sie bilden, welche unten mit einem Säulengange versehen sind.

**) Eins dieser Badehäuser, an der Königsbrücke, ist besonders schön, groß und angenehm eingerichtet. Es ruhet, gleich den übrigen, auf einem sehr langen und breiten Fahrzeuge, und ist zwei Stock hoch. So viele Fenster (und dieser sind 150!) so viele Bäder in wohleingerichteten netten Zimmerchen. Da das Fahrzeug auf beiden Seiten des darauf ruhenden Gebäudes acht bis zehn Fuß breiter ist, als dieses, so ist der ganze Raum ringsumher in einen niedlichen Blumengarten verwandelt, in welchem man vor dem Bade umhergehen kann, um sich erst gehörig abzukühlen. Es versteht sich, daß die Blumen, so wie die hohen, schattengebenden Sträucher in Gefäßen stehen, die mit Erde angefüllt sind. Am Ufer, zwanzig Schritt davon, ist ein kleines Kaffeehaus angelegt, aus welchem man sich, nach Belieben, in oder nach dem Bade, mit Kraftbrühen und jeder Art von Erfrischung bedienen lassen kann. Das Badehaus selbst ist in zwei Hälften getheilt; die eine ist dem weiblichen, die andere dem männlichen Geschlechte gewidmet. Der Preis ist sehr geringe, ungefähr 7 — 8 Ggr. unsers Geldes. Der Grad der Wärme oder der Kälte des Bades hängt von eines Jeden Belieben ab.

klein, durch Bauverbesserungen, Erweiterungen und geschmackvolle Anlagen zu einem der schönsten und sehenswürdigsten Theile dieser an Prachtgebäuden so reichen Hauptstadt umgebildet worden. Wie in der Stadt, so auf dem Lande ringsumher. Statt auch hier diejenigen Lustgebäude, Gärten und Anlagen, welche schon ehemahls dawaren, zerstört und verwüstet zu finden, erblickt man vielmehr mit Erstaunen eine Menge anderer, welche in dem Laufe jener schrecklichen zehn Jahre errichtet und angelegt wurden. Wahrlich, man sollte glauben, wenn man dieses Alles sieht, daß Paris innerhalb jener gräulichen Jahre der tiefsten Ruhe und aller Segnungen eines ununterbrochenen Friedens genossen hätte! Ich bin in dem Lande der Wunder; das ist Alles, was ich zur Erklärung dieser Erscheinung zu sagen vermag.

Noch mehr aber staunt man, und fühlt sich immer geneigter, an Wunder zu glauben, wenn man sieht, was die jetzige Regierung, von welcher hier Jedermann glaubt und versichert, daß sie sich in den größten und dringendsten Geldverlegenheiten befinde, zur Verschönerung der Stadt und der Schlösser in diesem einzigen Sommer zugleich vornehmen und bewerkstelligen läßt. Drei prächtige Brücken von Quadern über die an Brücken schon so reiche Seine entstehen mit einer Schnelligkeit vor meinen Augen, als wenn sie von selbst aus dem Wasser hervorwüchsen; St. Cloud, Schloß und Garten, welches der Obervolksberather zu seinem eigenen Hoflager gewählt hat, wird mit gleicher Schnelligkeit umgeschaffen, und soll, wie Leute versichern, welche Mittel gefunden haben, die inneren Veränderungen in Augenschein zu nehmen (wozu nur Eingeweihte gelangen können), in einigen Monaten Alles übertreffen, was Frankreich Schönes und Prachtvolles in dieser Art unter sei-

nen ehemahligen Königen je entstehen sah; ein schöner weiter Platz, einer der geräumigsten, die es in irgend einer Stadt in Europa geben mag*), hat sich plötzlich hinter dem Tuilerienpalaste, da, wo vorher, ich weiß nicht, wie viele ineinandergebaute Bürgerhäuser eine kleine Stadt bildeten, ins Gevierte ausgestreckt, nachdem die daselbst befindlichen Häuser, auf den Wink des ersten Volksberathers, wie durch Zauberei, verschwunden waren; auf einigen anderen Plätzen, z. B. auf der Place des victoires und auf der Place Dauphine, sieht man Alles in voller Arbeit, um die ehemahligen Denkmähler der Könige durch neue Standbilder, man weiß noch nicht zu wessen Ehre, zu ersetzen; das lange und hohe linke Ufer der Seine zwischen der Königs- und Eintrachtsbrücke wird durch ein kostbares Quadergemäuer in eine Kaje (Quai) verwandelt, welcher schon jetzt der Name Bonaparte feierlich beigelegt worden ist; zur Verbindung verschiedener gleichlaufenden Straßen werden eine Menge Bürgerhäuser weggerissen, um da, wo diese standen, Zwischen- oder Verbindungsstraßen anzulegen. Eine dieser Straßen sah ich schon vollendet; vier andere sind in Arbeit. Dies Alles, und mehr dergleichen, z. B. das Aufreißen des Steinpflasters in verschiedenen Theilen der Stadt, um ein neues und besseres zu machen; das Ausgraben eines Kunstflusses, welcher ein reineres und gesunderes Wasser herbeiführen soll u. s. w.

---

*) Er ist wenigstens groß genug, um 10,000 Mann Fußvolk und Reiterei einen Prachtaufzug darauf halten zu lassen. Ungefähr der dritte Theil desselben bildet den eigentlichen Schloßplatz, und ist zu diesem Behuf durch ein hohes eisernes, oben vergoldetes Gatter abgesondert, über welchem die vier ehernen Pferde aus Venedig auf erhabenen Fußgestellen prangen.

u. s. w. wird zugleich, und zwar zu einer Zeit unternommen, wo das Geld hier so rar ist, daß man den besten Wechsel nicht anders als mit einem Verluste von 18 vom Hundert in klingende Münze umsetzen kann, und wo die Regierung, um ihre ausgestellten Wechsel gültig zu machen, vorher einige der ersten hiesigen Bankherren bewegen muß, sie zu verbürgen! Wo nimmt diese wunderbare Regierung das Geld zu dem Allen her? fragt der Pariser selbst. Und der Ausländer: durch welches Zaubermittel weiß sie die Eigenthümer der Häuser, welche weggerissen werden, zu bewegen, ihre Einwilligung dazu zu geben? Bei dieser letzten Frage lacht man mir hier, so oft ich sie aufwerfe, ins Angesicht. Was bedarf es, sagt man, dazu erst einer Einwilligung? Man läßt den Eigenthümern andeuten, ihre Häuser zu räumen. Geschieht dieses nicht in bestimmter Frist, so kommen Bewaffnete, und werfen ihnen den Hausrath auf die Straße. Ist dieses vollbracht, so wird das Haus niedergerissen. Das ist die ganz kurze Verfahrungsart. »Und die Bestimmung des Ersatzes?« — Macht eben so wenig die geringste Schwierigkeit. Jeder Hausbesitzer hat ja vor 8 bis 9 Jahren, da die Grundsteuer eingeführt werden sollte, sein Haus selbst schätzen müssen. Diese eigene Schätzung bestimmt seine jetzige Schadloshaltung. — »Aber damahls waren die Häuser nicht halb so viel werth, als jetzt?« — Das ist Zufall. — »Und Jeder schätzte, weil es auf die Einführung eines bleibenden Grundzinses ankam, sein Eigenthum so gering als möglich?« — Desto schlimmer für ihn! Er hätte es höher schätzen sollen. — Ich weiß nicht, ob man sich mit diesen Antworten über mich, oder über die Regierung, oder über sich selbst lustig machen will. Gewiß ist es, daß ich sie überall und immer wieder von

neuen erhalte, so oft ich die nämlichen Fragen von neuen aufwerfe. Aber eben so gewiß ist es auch, daß sie dennoch unglaublich klingen, und mit den Begriffen, die man sich von der Weisheit und Gerechtigkeit einer Regierung macht, an deren Spitze Bonaparte steht, schlechterdings unvereinbar sind.

Friedrich der Einzige, der doch wahrlich auch einen kräftigen Willen hatte, sah die Allgewalt desselben an einer alten brettернen Windmühle scheitern, die er fortgeschafft wissen wollte, weil sie ihm eine schöne Aussicht verdarb, die aber dennoch stehen blieb, und noch heute als sein schönstes Denkmahl steht, weil der Eigenthümer, trotz der reichen Schadloshaltung, die er ihm anbieten ließ, die Einwilligung dazu versagte. Eben diese Widersetzlichkeit von Seiten der Eigenthümer fand dieser große König auch bei andern ähnlichen Gelegenheiten; und immer war der Nachgebende, zu seinem unsterblichen Ruhme — er! — weil er, obgleich der Erste im Staate, und zugleich ohne allen Zweifel damahls der Erste in Europa, doch vor dem Gesetze nicht mehr sein und gelten wollte, als der Geringste seiner Unterthanen. Unstreitig denken die Häupter eines Freistaats hierüber um so mehr, wie er, da vor dem Gesetze hier Alles gleich sein, und die höchste Gewalt, nicht von der Person des Herrschers, wie bei einer unbeschränkten Alleinherrschaft, sondern von dem Volke ausgehen soll; und ohne allen Zweifel stellen sich ihnen, bei Unternehmungen dieser Art, von Seiten des Eigenthumsrechts, ähnliche Schwierigkeiten, wie jenem, entgegen. Wie fangen sie es denn nun an, diese Schwierigkeiten zu besiegen? Ich weiß es nicht. Es hält in einer so ungeheuern Stadt, als diese ist, oft unglaublich schwer, selbst über solche Dinge, die vor Jedermanns Augen vorgehen, ur-

kundliche Auskunft zu erhalten. Alles, was ich mit Gewißheit darüber weiß und versichern kann, weil ich es vor Augen sehe, ist: daß der Wille der Regierung in Fällen der Art hier immer vollzogen wird. Die Häuser, welche aufgeopfert werden müssen, verschwinden, und die neuen Straßen und Plätze, welche statt ihrer hervortreten sollten, liegen zu Jedermanns Ansicht und Bequemlichkeit da! —

So wie man hier nun auf der einen Seite Manches mit Erstaunen sieht, was man zu finden nicht erwarten konnte, so findet man auf der andern Seite auch Manches nicht, was man zu sehen mit großer Zuversicht sich versprochen hatte. Beides macht, daß man aus dem Zustande der Verwunderung und des Staunens, worin man gleich beim Eintritte in diese Stadt der Wunder versetzt wird, während der ersten Wochen seines Hierseins gar nicht wieder herauszufinden weiß. Wer sollte z. B. nicht erwarten, die Stelle, wo einst die Bastille stand, in einen der ersten und schönsten öffentlichen Plätze umgebildet, und mit irgend einem erhabenen Denkmahle geziert zu sehen? besonders da in den ersten Jahren der Umwälzung unaufhörlich die Rede davon war, und Pläne über Pläne dazu entworfen wurden, wovon der eine immer noch riesenhafter war, als der andere! Nun, und was ist daraus geworden? Ein öder Holzplatz. — Dagegen kommt man auf dem Wege dahin bei dem neuen Staatsgefängnisse, dem furchtbaren sogenannten Tempel*), vorbei, welches sich von jenem zerstörten nur

*) Tempel heißt diese alte Burg, weil sie, wie die gleichnamige in London, von den ehemahligen Tempelherren (im Jahr 1222) erbaut wurde. Sie besteht in einem ungeheuer weiten und dicken Thurme, mit vier kleinern, die zusammen mit einer etwa 80 Fuß hohen starken Mauer umgeben sind.

dadurch unterscheidet, daß es nicht mit Wall und Graben, sondern von ungeheuer hohen und dicken Mauern eingeschlossen ist. Ein kalter Schauder überlief mich, als mein Führer mir denjenigen Theil dieser gräulichen Burg zeigte, worin die unglücklichen königlichen Schlachtopfer aller erdenkbaren Schmach und den Gräueln der scheußlichsten Todesangst so lange hingegeben blieben, bis sie zum Blutgerüste abgeführt wurden. — Wenn ich den Hauptzug, welcher die Französische Denk- und Sinnesart bezeichnet, in irgend einer Aeußerung recht stark und unverkennbar ausgedrückt gefunden habe, so ist es in der Antwort, die man hier jetzt zu erhalten pflegt, wenn man nach Leuten fragt, die in diesen Tempel eingesperrt wurden, und von welchen nachher (vielleicht in Folge ihrer Verbannung nach Guyana) weiter nicht mehr die Rede war. Ils sont à l'oubli, sie sind in der Vergessenheit! heißt es. Wie leicht sich diese paar Worte aussprechen lassen!

Bei Gelegenheit dieses Tempels muß ich doch noch erwähnen, daß ich neben demselben das schöne Haus des berühmten Santerre sah, welcher in den heißesten Jahren der Umwälzung vom Bierbrauer zum Feldherrn und zum Oberbefehlshaber der Stadt Paris emporstieg, und nunmehr wieder, wie ehemahls — Bier brauet. Ein anderer General, Namens Seepferd (hier spricht man diesen ursprünglich Deutschen Namen Säfer aus), der vornehmlich in der Vendée eine Rolle spielte, ist jetzt gleichfalls wieder, was er vorher war — ein Schneider! Beide ahmen darin dem Beispiel des Cincinnatus und anderer Helden des Alterthums nach; ob gezwungen oder freiwillig? ob mit einem ähnlichen oder ganz anderem inneren Bewußtsein, als jene? das weiß ich nicht. Merkwürdig aber ist es, daß viele von De-

nen, die in der Umwälzungszeit eine hervorstechende Rolle spielten, jetzt im Dunkeln leben, mitunter sogar mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen haben, und von Solchen, welche statt ihrer jetzt am Brette sind, und welchen sie selbst die Plätze, worauf jene nun hervorragen, erst bereiten mußten, bei jeder Gelegenheit zurückgestoßen und als Verdächtige beobachtet werden. So wandelbar ist das Schicksal der Menschen, besonders in Zeiten, wie die letztverlebten für Frankreich waren!

Lebe wohl, mein guter Eduard!

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris.

Indem ich fortfahre, Dir, mein lieber Freund, von Dem, was ich hier sehe und höre, Nachricht zu ertheilen, glaube ich dabei voraussetzen zu müssen, daß Du vornehmlich mit den Veränderungen bekannt zu werden wünschest, die seit meinem ehemahligen Hiersein sowol die Stadt, als auch ihre Einwohner betroffen haben. Vernimm dann, was mir noch weiter davon aufgefallen ist.

Ich las vor meiner Abreise aus Deutschland, gleichviel in welchem Werke über Frankreich, daß die Bevölkerung von Paris in dem Laufe der Französischen Staatsumwälzung um 200,000 vermindert worden wäre. Jetzt wenigstens ist diese Angabe zuverlässig falsch. Der bloße Augenschein lehrt, und alle Einwohner stimmen darin überein, daß diese Stadt nie so bevölkert gewesen ist, als gerade jetzt. Zwar kann es, leider! gar wohl sein, daß in jenen furchtbaren zehn Jahren an 200,000 Pariser Köpfe theils im Felde, theils hier durch Schwert,

Beil, Hunger und Seuchen gefallen sind; allein diese fürchterliche Lücke ist schon längst wieder ausgefüllt. Tausende von zurückgekehrten Ausgewanderten aus allen Theilen Frankreichs strömen jetzt nach Paris, um entweder ihre Angelegenheiten bei der Regierung zu betreiben, oder irgend einen Erwerbszweig zu suchen, den sie hier eher, als anderswo zu finden hoffen. Eine sehr große Menge von Jünglingen und jungen Männern, welche in jenen Zeiten der Verwilderung ohne Erziehung und Unterricht aufwuchsen, und, bei der noch fortwährenden Auflösung des öffentlichen Schulwesens im Lande, an ihrem Orte keine Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen, kommen hierher, um noch jetzt in die Schule zu gehen und sich zu bilden *). Und nun das Heer von Bewaffneten aller Art, besonders von Leibwachen zu Pferde und zu Fuß, wovon es hier jetzt wimmelt! Und nun vollends die ungeheuere Menge von Fremden aus allen Ländern, welche jetzt neugieriger als jemahls herbeieilen, um mit eigenen Augen zu sehen, was aus dem wunderbaren Paris, über dessen Vorstellung ihre Einbildungskraft seit 13 Jahren unaufhörlich gebrütet hatte, denn nun eigentlich geworden sei! Man würde sicherlich nichts dabei wagen, wenn man eine Wette einginge, daß Alle diese zusammengenommen mehr als jene 200,000 Köpfe betragen.

---

*) Ich saß vor einigen Tagen neben einem solchen in der Oper, der mir offenherzig gestand, daß er seine junge Frau und zwei Kinder zu Hause zurückgelassen habe, und hierher gekommen sei, um sich in den ersten Anfangsgründen unterrichten zu lassen, wozu man bei ihm noch keine Gelegenheit habe. Er versicherte mir, daß die Zahl Derer, die sich in ebendiesem Falle mit ihm befänden, sehr beträchtlich sei.

Nach einem Amtsberichte des Polizeiministers, in einem der hiesigen öffentlichen Blätter (Le Publiciste), beläuft sich bloß die Anzahl der besuchenden Engländer hier jetzt auf 16,000. Die Bücher der Ordnungsaufsicht oder Polizei, in welchen die Tage der Ankunft und der Abreise der Fremden angemerkt werden, ergeben, daß diese Engländer im Durchschnitt nicht länger als 13 Tage hier zu bleiben pflegen, weil sie sich in die Lebensart der Franzosen nicht zu fügen wissen, und, der Landessprache unkundig, sich gar bald zu langweiligen anfangen. Man kann also annehmen, daß in jedem Monate ihrer 32,000 herkommen und wieder abreisen. Vorausgesetzt nun, daß Jeder von ihnen auch nur 30 Guineen hier verzehrt, welches für einen Engländer, und in Betracht der jetzigen Theuerung des Orts, bei einem Aufenthalte von 13 Tagen, gar nicht viel ist, so verdankt Paris bloß dieser Einen Klasse von Fremden monatlich einen Geldumlauf von 960,000 Guineen oder 5,760,000 Thaler. Die Zahl der Deutschen wird hier jetzt noch höher angegeben. Und nun die vielen Dänen, Schweden und Russen! Und nun vollends die noch größere Zahl der Neugierigen sowol, als auch der Bresthaften aus den von Frankreich jetzt abhängigen Ländern; die Menge der hier jetzt befindlichen Türken, Mauren, Egipter und der farbigen Leute aus den Französischen Pflanzländern beider Indien ungerechnet! Wahrlich wer das Gewühl aller dieser von den Franzosen leicht zu unterscheidenden Völkerschaften auf den hiesigen Straßen und öffentlichen Plätzen vor Augen hat, der kann nicht zweifeln, daß bloß durch sie der Abgang, den Paris erlitten haben mag, jetzt völlig ersetzt wird.

Mir, der ich vor dreizehn Jahren zu einer Zeit hier war, wo die meisten häuslichen Geschäfte ruheten, und

die meisten Einwohner dieser ungeheuern Stadt fast immer auf den Beinen und auf den Straßen waren, scheint das Gewimmel dieses großen Ameisenhaufens jetzt ungleich lebhafter und gedrängter als damahls zu sein*). Gehe ich auf den Straßen, d. h. winde ich mich durch das dichte Gedränge, welches hier zu jeder Zeit die Straßen erfüllt, mit Mühe hindurch, so bin ich geneigt, zu glauben, daß die ganze Volksmenge dieser Stadt die Häuser verlassen habe und auf dem Pflaster umherschwärme. Trete ich aber wieder irgendwo ein, etwa um einen Besuch zu machen, oder eine Erfrischung zu nehmen, so finde ich Jedermann daheim, und ist es ein öffentliches Haus, so wird es mir oft sauer, mich hineinzudrängen. Käme ich nicht unmittelbar von den mit Menschen erfüllten Straßen London's, ich würde glauben, ganz Paris habe sich nach den Kaffee- und Wiederherstellungshäusern ergossen. Gehe ich von da, erfrischt durch ein Glas Zitronenwasser oder Eis, nach einem der öffentlichen Wandelplätze, etwa nach den Tuilerien, oder auf die Bollwerksstraße, so sehe ich augenscheinlich: hier flutet der eigentliche Strom! Alles, was ich vorher sah, war nur Nachgeriesel. Uebersieht man diese gewaltige Strömung, die kein Ende nimmt, zum ersten Mahle, so denkt man: heute werden die sechzehn oder siebzehn Schaubühnen, auf welchen hier mitten im Sommer gespielt wird, leer stehen; ganz Paris ist ja hier! Heute muß man hineingehen, um mit einiger Gemächlichkeit sehen und hören zu können, und nicht

*) Die neuesten Listen der hier Geborenen beweisen, was ich nur nach dem Augenmaße vermuthen konnte. Ihnen zu Folge sind hier im verflossenen Jahre 21,500 Kinder geboren. Vor der Umwälzung pflegte die höchste Zahl nur 20,000 zu sein.

Gefahr zu laufen, zerdrückt oder erstickt zu werden. Ich gehe; nehme das Erste das Beste; es ist noch nicht sechs Uhr, und um sieben erst beginnt das Spiel Aber zu meinem Erstaunen höre ich, daß das Haus schon voll ist, und sehe von dem Gatter der Einnahme an bis auf die Straße hinaus einen langen Schweif von Wartenden stehen und trippeln, welche Alle noch hineinwollen. Ist denn heute etwa ein Feiertag, oder giebt es unter der Million von Gesetzen, welche seit dreizehn Jahren hier gemacht sein mögen, etwa eins, welches heute daheim zu sein und zu arbeiten verbietet? Keinesweges; es ist ein ganz gemeiner Wochentag, und wer zu arbeiten hatte, oder arbeiten wollte, der ist zu Hause geblieben. Komm nur morgen wieder, und ist der Tag, wie der heutige, trocken, so findest Du es überall gerade wieder wie heute.

Wenn man die Bevölkerung der beiden mächtigen Hauptstädte, Paris und London, nach dem bloßen Augenmaße bestimmen sollte, so würde man keinen Augenblick anstehen, der ersten ein gutes Viertel mehr, als der letzten, zu geben, ungeachtet, der Ausdehnung nach, jene um ein Viertel kleiner ist, als diese. Dieser Maßstab würde aber täuschen. Denn wenn von hundert Einwohnern London's im Durchschnitt fünf und zwanzig sich auf den Straßen und an öffentlichen Oertern zeigen, so wird man von eben so vielen Parisern funfzig daselbst zählen. Das Bedürfniß, sich zu bewegen, und das noch größere, sich zu vergnügen, wenigstens etwas Neues zu sehen, zu hören und zu empfinden, ist für den Franzosen überhaupt, und für den Pariser insonderheit, zu stark und dringend, als daß er, wenn nicht nöthige Geschäfte ihn zurückhalten, zu Hause bleiben könnte. Allein auch Das, was für diese Volkseigenthümlichkeit in Anschlag gebracht werden muß, abgerechnet, bin ich überzeugt,

daß Paris jetzt dennoch wirklich mehr Menschen einschließt, als London. Schon allein die hier jetzt herrschende hohe Theuerung der Wohnungen, die, so weit meine eigene Erfahrung reicht, die in London noch übertrifft, scheint dieses hinlänglich zu beweisen. Diejenige, welche ich in der Gutenkinderstraße bei meiner Ankunft bezog, kostete wöchentlich 30 Franken oder 7 Rthlr. 12 Ggr. In London wohnte ich, eben so gut und bequem, und um vieles reinlicher, obgleich auch in einem öffentlichen Gasthofe, für 1 Guinee. Meine jetzige Wohnung in dem guten Hôtel de Louvois, neben der Oper, ist zwar wohlfeiler, aber auch unbequemer; denn nur im vierten Stockwerke fand sich noch ein leerer Raum für mich. Tiefer unten und höher hinauf, bis in den Gipfel des Daches, war Alles schon besetzt. Zieht man die weit größere Menge von Wohnungen, die es hier in jedem Hause giebt, mit in Betracht, und bemerkt man zugleich, was wol Keinem entgehen kann, wie besetzt und voll hier jetzt Alles ist, so kann man vollends gar nicht zweifeln, daß Paris, in diesen Tagen wenigstens, um ein Beträchtliches volkreicher sei, als London.

Zweierlei ist für Denjenigen, welcher schon ehemahls, und zwar in den ersten heitern Zeiten der Französischen Staatsumwälzung hier war, besonders auffallend — das äußere Ansehen der Menschen und die innere Stimmung, welche sie zu Tage legen. Damahls schien die ganze große Völkerschaft eine einzige glückliche Familie zu bilden, welche irgend ein frohes Hausfest begeht. Alle Gesichter lachten; jedes Auge funkelte von freudiger Begeisterung; jede Hand streckte sich aus, um der Bruderhand eines Andern zu begegnen; beide faßten sich mit Innigkeit, und die eine drückte der andern das Gefühl des Wohlbehagens, der Freude und der Bruderliebe

ein. Das Glück des Vaterlandes, nicht das eigene, galt damahls Allen Alles. Jeder war zu den größten Aufopferungen für dasselbe bereit. Bereit, sage ich? Einer drängte sich dem Andern vor, und es galt, wer der Ehre und der Wonne theilhaftig werden sollte, dem theuern Vaterlande das Meiste aufgeopfert zu haben. So fand ich damahls dieses der höchsten und edelsten Begeisterung fähige Volk. Hohn und Verachtung den schwammherzigen Selbstlingen, die es mir verargen konnten, daß ich von diesem, vorher nie gesehenen Schauspiele mit Rührung zurückkehrte, und nicht ohne Wärme davon zu reden vermochte! Ich schäme mich dieser Wärme noch heute, nachdem ich um dreizehn Jahre älter geworden bin, so wenig, daß ich vielmehr noch heute mich selbst verachten würde, wenn ich gleichgültig dabei geblieben, und ohne die innigste Theilnahme davon zu reden fähig gewesen wäre. Statt mich damahls zu bespötteln, zu begeifern und bei den erhabenen Vätern unsers Vaterlandes als einen übelgesinnten Umwälzer anzuschwärzen, würde man klüger gethan haben, meine Vorhersagung zu beherzigen: »daß alle Bayonnette der Welt dieses Volk in dieser Stimmung nicht besiegen würden«, und Deutschlands Väter zum ruhigen Zusehen und zur redlichen Eintracht unter sich und mit ihren Völkern einzuladen. Dann würde es jetzt anders um Frankreich, und auch anders um unser armes Deutschland stehen. — —

Und wie sehen denn eben die Menschen, die ich damahls so liebenswürdig, so heiter, so glühend von Gemeingeist und von Vaterlandsliebe fand, nunmehr aus? Wie äußern sie sich? Und welcher Geist scheint jetzt sie zu beleben? — Ach, lieber Eduard! die Feder fällt mir aus der Hand, indem ich Dir den auffallenden Unter-

schied beschreiben soll. Statt jener begeisterten, kindlich-fröhlichen Menschen, welche damahls die Straßen erfüllten, sehe ich jetzt, wohin ich mich wende, fast lauter ernste, entweder tiefe Trauer oder verbissenen Unwillen ausdruckende Gesichter. Statt jener schallenden Freude, welche die sich damahls auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen bildenden bunten Volkshaufen laut ertönen ließen, sieht man jetzt die Allermeisten einzeln und, gleich Engländern, in sich gekehrt und schweigend einherschreiten. Statt jener heißen Vaterlandsliebe, von welcher damahls Alle braunten, statt jener begeisterten Theilnahme an Allem, was die öffentliche Sache betraf, von welcher damahls Alle — Männer und Weiber, Greise, Knaben und Mägdlein, Bürger und Soldaten, Herren und Diener, bis zu dem armseligsten Lastträger hinab — berauscht waren, sieht man jetzt überall die kälteste Gleichgültigkeit, hört man jetzt öffentlich gar nicht mehr, und in vertraulichen Gesprächen nur noch selten, und immer kurz und abgerissen, über die öffentlichen Angelegenheiten reden oder urtheilen. Will der Fremde, der sich zu unterrichten wünscht, das Gespräch darauf lenken, so merkt er bald, an den abgewandten Gesichtern der Einen, und an den einsilbigen, nichtssagenden Antworten der Andern, daß das jetzt nicht der Ton sei. Bei Einigen mag Furchtsamkeit dabei zu Grunde liegen, weil die jetzige kraftvolle Regierung (aus Gründen, die mir unbekannt sind) nicht will, daß über sie und ihre Maßregeln und Verfahrungsarten öffentlich geredet und geschrieben werde *); bei den Meisten aber ist es sichtbarer

*) Diese Regierung macht hierin eine merkwürdige Ausnahme von der Regel. Je kräftiger, weiser und folglich fester sonst die höchste Gewalt eines Landes ist, einen desto wei-

Ueberdruß, ich möchte sagen Uebersättigung, wo nicht gar entschiedene Verzweiflung an der Möglichkeit Dessen, was man vor dreizehn Jahren schon bei allen vier Zipfeln zu haben und zu halten wähnte.

Selbst in den Schauspielhäusern, wo der Franzose sonst immer so leicht begeistert werden konnte, herrscht jetzt jene dumpfe Gleichgültigkeit gegen Alles, was den öffentlichen Zustand der Dinge betrifft, auf eine sehr auffallende Weise. So wohnte ich z. B. vor einigen Tagen dem Singspiele Les mystères d'Isis (unserer umgebildeten Zauberflöte) bei, worin man verschiedene Anspielungen auf das jetzige Oberhaupt der Franzosen und auf die dermahligen Zeitumstände bemerkt. Allein zu meinem Erstaunen, und der hiesigen Gewohnheit, auch die feinsten Anspielungen und Beziehungen dieser Art aufzufassen und stürmisch zu beklatschen, ganz zuwider, erhielten selbst folgende Stellen auch nicht das leiseste Merkmahl der Theilnahme und des Beifalls:

Eteins la haine et les ressentimens;
Fais qu'à l'autel de la patrie
Chacun se presse, se rallie,
Pour y brûler un même encens *).

Und:

---

tern Spielraum pflegt sie dem ihr unschädlichen Gerede und Geschreibe der Leute zu verwilligen, und umgekehrt. Friedrich der Einzige ließ Schmähzettel, auf ihn selbst angeschlagen, an einem bequemern Orte anheften, damit Jedermann sie mit mehr Gemächlichkeit lesen könne.

*) Lösche aus Haß und Groll;
Laß Alle beim Altare des Vaterlandes
Sich wieder vereinigen und sich beeifern,
Einerlei Weihrauch anzuzünden!

Après les maux d'une guerre cruelle
Tu nous donnes la paix; n'ayons plus d'ennemis! *)

Wie zitterte ehemahls das Haus vom donnernden Beifallsgeklatsche und Beifallrufen bei Stellen dieser Art! Jetzt rührte sich keine Hand; kein Mund öffnete sich, und Todtenstille herrschte durch die ganze zahlreiche Versammlung.

Ebendieser Kaltsinn oder Ueberdruß dehnt sich auch über das Andenken an Alles aus, was die nunmehr geendigte Umwälzung betrifft. Der Regierung scheint, aus begreiflichen Ursachen, daran gelegen zu sein, daß jede von den denkwürdigen Begebenheiten jener Zeit noch übrige Spur nach und nach vertilget werde; und die Regierten kommen dabei ihrem Wunsche auf halbem Wege entgegen. Keiner spricht mehr davon, Keiner mag weiter Etwas davon hören. Stände nicht hier und da vor öffentlichen Gebäuden noch eine Pappel, die einst zum Freiheitsbaume diente, und hätte man die jetzt bedeutungslosen Wörter: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, an ebendiesen Gebäuden auszulöschen bisher nicht verabsäumt, so wäre schwerlich in ganz Paris noch irgend Etwas zu bemerken, was an den Traum erinnern könnte, dem dieses gutmüthige und immer getäuschte Volk so lange nachhing, bis die schwere Hand der Wirklichkeit ihm die Augen mit Gewalt aufriß. Doch ich irre mich; auch eine Jakobinermütze ist noch übrig; vermuthlich, weil sie zu hoch in der Luft schwebt, als daß sie ohne viele Mühe und ohne besondere Vorrichtung abgenommen werden könnte. Man

*) Nach den Leiden eines grausamen Krieges
Schenkst du uns den Frieden; laßt forthin keinen Feind mehr uns haben!

erblickt sie nämlich auf einer eisernen Stange über dem hohen St. Denisthore, welches die Vorstadt gleiches Namens von der Bollwerksstraße scheidet.

Selbst die schöne Benennung Bürger, welche in jenen Zeiten an die Stelle des Mein Herr trat, ist aus dem gesellschaftlichen Leben schon völlig wieder verbannt, ungeachtet man noch in dem Eingange zu einigen öffentlichen Häusern die Worte liest: Ici on s'honore du titre de Citoyen, hier ehrt man sich durch den Titel: Bürger! Nur in der Kanzeleisprache, in Urkunden und amtlichen Schriften wird diese Benennung vor der Hand noch beibehalten; sonst hört man sie nirgends mehr, oder höchstens nur gegen Solche gebraucht, welchen man das vornehmere Mein Herr zu geben Bedenken trägt. Vergebens stemmten sich einige warme Volks- und Freiheitsfreunde (wie z. B. der freimüthige Herausgeber der Zeitschrift Le Citoyen français) gegen diese Abschaffung. Ihre Stimme war zu schwach, um es mit dem Posaunentone, der von höhern Oertern her erschallte, aufzunehmen. Der Posaunenton siegte, und die Benennung Bürger sank, wie einst Jericho's Ringmauer vor dem Hörnerklange der Kinder Israel. Wie weit jetzt, entweder die Verachtung dieses Titels bei Einigen, oder der verbissene Unwille über die Abschaffung desselben bei Andern, geht, das magst Du aus folgendem kleinen Ereignisse abnehmen.

In einem Schauspiele, dem ich beiwohnte, fing gerade bei einer anziehenden Stelle des Stücks ein im Hause befindlicher Hund an, überlaut zu bellen; und einer der Zuschauer rief ihm mit starker Stimme zu: Silence, Citoyen! Bürger, halt's Maul! Das ganze Haus brach in ein lautes Gelächter aus. War es Verspottung des unschuldigen Titels, oder war es In-

grimm über Diejenigen, die ihn abzuschaffen gewußt haben, was diesen Ausruf hervorbrachte? Das weiß ich nicht. Merkwürdig aber schien es mir in jedem Falle zu sein.

Was noch mehr als dies Alles befremdet, ist, daß die schönen und zugleich weltberühmten Volks- und Kriegslieder, welche in den Zeiten der Umwälzung entstanden, das Ah, ça ira, der Marseiller Marsch u. s. w., jetzt gleichfalls gänzlich verhallt sind. Sie werden nirgends mehr gehört. Wie war es möglich, daß ein Volk, welches die begeisternde Wirkung dieser Lieder so oft erfahren hat, und dem sie, dieser Wirkung wegen, in dem Laufe des nun geendigten Krieges völlig eben so viel werth waren, als ein Heer von 100,000 Mann, sie so schnell und so ganz wieder vergessen konnte? Nur der bekannte Hauptbestandtheil der Französischen Denk- und Sinnesart — Du kennst ihn doch? — auf der einen und die oben beschriebene gegenwärtige Stimmung des Volks auf der andern Seite machen diese Erscheinung begreiflich. In andern Ländern, wo man alle Ursache hätte, diesen Liedern gram zu sein, in England sogar, hört man sie noch immer mit Empfindungen spielen und singen, die den Franzosen jetzt fremd zu sein scheinen. Wer sie deßhalb tadeln will, der wage, leide und dulde für Freiheit und Vaterland erst, was sie dafür gewagt, gelitten und geduldet haben; der erfahre erst, wie sie, was es sagen wolle, das Alles umsonst gewagt, gelitten und geduldet zu haben, und — werfe sich dann zu ihrem Richter auf! Ihr Unglück wollte, daß sie, die Freiheit zu erobern, mehr als Einen Brutus hatten; aber Keinen, sie zu bewahren.

Unter den äußern Veränderungen, die man hier jetzt wahrnimmt, verdient vielleicht auch die Seltenheit der

Herrenwagen oder sogenannten Equipagen angeführt zu werden. Außer denen, welche die hohen Staatsbeamten, die fremden Gesandten und einige Emporkömmlinge oder Herren von gestern halten, sieht man fast gar keine mehr. Alle andere Fuhrwerke, deren man sich hier jetzt bedient, sind theils Einspänner (Cabriolets), theils Miethkutschen oder sogenannte Fiacker. Diejenigen Wagen, die ich Hauskutschen nennen möchte (Voitures de remise), und deren man sich ehemahls lieber als der Fiacker bediente, weil sie hübscher und reinlicher waren, und daher auch für anständiger gehalten wurden, als diese, sind verschwunden. Dagegen sieht man jetzt unter den 1500 Fiackern, die es hier giebt, die schönsten Herrenwagen, deren sich keiner zu schämen hat. Das macht, sowol die ehemahligen Hauskutschen, als auch die Prachtwagen der Weilande (wie ich die Ci-devants der Franzosen verdeutschen möchte) wurden zur Zeit der Gleichheit in Fiacker verwandelt. Freilich machen die abgetriebenen, erbärmlichen Pferde, ihr elendes Geschirr und der schmutzige Kutscher oft einen seltsamen Abstich mit der Schönheit eines solchen Wagens; aber das hindert jetzt Keinen, er fühle sich übrigens so vornehm als er wolle, sich ihrer bei jeder Gelegenheit zu bedienen. Selbst an Hoftagen, wenn der Obervolksberather und die Obervolksberatherinn die Aufwartung annehmen, sieht man in der langen Reihe von Wagen, welche alsdann vor dem Palaste hält, eben so viele Fiacker, als Herrenwagen. Was mich mehr als dieses wundert, ist, daß man, da das Neue durchgängig abgeschafft, das Alte hingegen wieder zurückgeführt wird, noch immer keine Bediente in auszeichnender Dienstracht sieht, die des Obervolksberathers und der fremden Gesandten ausgenommen. Dies ist um so mehr zu bewundern, da jedes andere Beispiel,

von oben herab gegeben, hier sonst so schnell und so mächtig zu wirken pflegt.

Die das Fiackerwesen betreffenden Gesetze sind für Diejenigen, welche sich fahren lassen, überaus gelinde, aber desto ungünstiger für die armen Fuhrleute selbst. Man sieht, daß nicht Diese, sondern Jene sie gemacht haben. Es hängt von Jedermanns Belieben ab, ob er fuhrweise (par courses), oder stundenweise gefahren sein will. Im letzten Falle hält man dem Kutscher beim Einsteigen die Uhr vor, um ihn die Zeit der Abfahrt bemerken zu lassen, und bezahlt alsdann für die erste Stunde zwei Franken (12 Ggr.), für jede folgende nur 30 Stüber oder 9 Ggr. Dafür kann man in jeder Stunde, wenn sonst kein Hinderniß eintritt, eine Deutsche Meile weit fahren. Ich habe mehrmahls an ganz entgegengesetzten Enden der Stadt Besuche zu machen gehabt, und hätte nach drei vollen Stunden, welche darüber verflossen, jedesmahl nur 1 Rthlr. 6 Ggr. zu geben nöthig gehabt, wenn nicht Mitleid und Billigkeit ein Uebriges zu thun geboten hätten. Zieht man die erste Vertragsart vor, so bezahlt man für jede Fahrt, sie sei so kurz oder so lang als sie wolle, nur 30 Stüber. Man begreift nicht, wie die armen Leute, in der jetzigen theuern Zeit, dabei bestehen können, besonders da sie, ihrer Vielheit wegen, oft lange vergeblich auf Zuspruch warten müssen.

Das Gute aber bei dieser Einrichtung ist, daß sowol alle willkührliche Uebersetzungen, als auch alle Veranlassungen zu Zänkereien zwischen den Fuhrleuten und den Gefahrnen dadurch vollkommen gehoben sind. Das, was das Gesetz hierüber bestimmt, ist eben so leicht zu fassen, als anzuwenden. Zweifelhafte Fälle sind dabei nicht leicht möglich. Alles geht daher zwischen dem

Kutscher und dem Gefahrnen still und in voller Eintracht zu. Nicht so in London. Zwar ist auch hier zwischen Beiden Alles durchs Gesetz bestimmt, allein der Bestimmungen sind so unendlich viele, daß man entweder ein Buch, worin sie tabellenmäßig angegeben sind, zum Nachsehen immer bei sich führen, oder manche willkührliche Uebersetzung sich gefallen lassen muß, wenn man sich nicht in eben so vergebliche als unangenehme Zänkereien einlassen will. Im Allgemeinen heißt es, daß für jede Engländische Meile 1 Schilling bezahlt werden soll. Dann folgt ein unendliches Verzeichniß von einigen tausend Fahrten, die man aus einer Gegend der Stadt nach einer andern machen kann; und die Länge des Weges sowol, als auch der dafür zu erlegende Lohn werden dabei angegeben. Allein wer hat jedesmahl die Zeit, unter den unzählbaren Fällen, welche hier möglich sind, den seinigen aufzusuchen? Oder wer kann die vielen kleinen Bestimmungen, wonach der Preis sich jedesmahl richtet, im Gedächtnisse behalten? Will ich z. B. aus Westminster in die City fahren, und steige diesseits der Tempelbar ein, so muß ich, ich weiß nicht mehr, ob einen Schilling oder einen Sixpence, mehr bezahlen, als wenn ich vier oder sechs Schritte weitergehe, um den Wagen jenseits des Thors zu besteigen. Dieser beschwerlichen Aufsuchung des Falls, worin man sich jedesmahl befindet, ist man hier in Paris überhoben. Man braucht entweder nur die Zahl der Fahrten, die man macht, zu merken, oder nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wie lange man gefahren ist. Dann ist Alles bestimmt. Der Eine weiß, was er zu geben, der Andere, was er zu empfangen hat, und Beide scheiden friedlich aus einander.

Uebrigens, mein lieber Eduard, kann man in mehr

als Einem Sinne mit Wahrheit sagen, daß man hier jetzt in den Tag hineinlebt, und oft nicht weiß, was es an der Zeit ist. Die Glocken sind größtentheils eingeschmelzt, um Kanonen daraus zu gießen und Scheidemünze daraus zu prägen; die Thurmuhren zerstört, um aus dem Eisen, welches sie enthielten, Waffen zu schmieden. Man hört daher in vielen Theilen der Stadt gar nicht mehr schlagen, und die wenigen öffentlichen Zifferblätter, welche noch in Gange sind, wie z. B. das an dem Tuilerienpalaste, worin der Obervolksberather wohnt, haben eine Eintheilung, aus welcher Derjenige, der kein fertiger Rechner ist, nicht klug zu werden weiß. Sie theilen nämlich die Zeit des Tages nicht, wie sonst, in 12 Stunden, sondern in Zehntel ein. Nur Diejenigen, welche gute Uhren in der Tasche und einen richtig weisenden Verstand im Kopfe haben, wissen daher jetzt, was die Glocke geschlagen hat. Die Uebrigen werden wohlthun, sich die allgemeine Antwort der Freimaurer geläufig zu machen, die, wie man sagt, bei ihren geheimen Zusammenkünften auf die Frage des Meisters: was es an der Zeit sei? jedesmahl zu antworten pflegen: es ist hart um Mitternacht!

Gute Nacht denn, mein lieber Eduard! und mögen Deine Uhr und Dein Verstand Dir immer die rechte Zeit angeben!

Drei und zwanzigster Brief.

Paris.

Laß mich, guter Eduard, ehe ich fortfahre, von dem gegenwärtigen Zustande dieser Stadt und ihrer Bewohner zu reden, Dir erst ein Wort, und zwar ein recht erfreuliches, über den meinigen sagen.

Ich habe, was ich kaum im Traume noch zu hoffen wagte, allem Ansehen nach, — meine verlorne Gesundheit wiedergefunden! Versteht sich, so weit ein Mann meines Alters, der den größten Theil seines Lebens mit Kränkeln zugebracht hat, sie jetzt noch wiederfinden konnte. Vernimm die Geschichte dieser unerwarteten Begebenheit, und preise Gott mit mir, dessen allwaltende Vorsehung mich zwang, den größten und schönsten Theil meines Reiseplans aufzugeben, und einem Orte zuzueilen, wo ich wider alles Erwarten finden sollte, was so viele Andere daselbst zu verlieren pflegen. Hier ist sie. — *)

*) Da diese Geschichte nicht für diejenigen Leser zu gehören schien, auf welche ich hier rechnen kann, so habe ich sie unterdrücken zu müssen geglaubt. Ich halte mich indeß für verpflichtet, sie zum Troste und, so Gott will, zur Hülfe für die vielen Leidensgefährten, die ich in Deutschland haben mag, in einem der nächsten Stücke des Deutschen Merkurs besonders abdrucken zu lassen. Allein der Name meines Wohlthäters, dem ich einen Grad von Wohlsein verdanke, den ich schon so lange nicht mehr kannte und nicht mehr für möglich hielt, soll und muß auch hier stehen. Er heißt Seiffert, ehemahliger Leibarzt des Herzogs von Orleans. Wie sehr bedaure ich,

Hatte ich nun nicht Recht, mich über meinen verunglückten Reiseplan mit der ewigen Wahrheit zu trösten, daß die Wege der Vorsehung nicht die unsrigen sind?

Was mir diese unverhoffte Veränderung meines Zustandes doppelt angenehm macht, ist, daß ich nun auch der Besorgniß überhoben bin, hier lebendig begraben zu werden. Denn leider! herrscht hier jetzt die abscheuliche Mode — weil bei diesem Volke doch einmahl Alles nach Moden geschehen muß — Diejenigen, welche man für todt hält, innerhalb der ersten 24 Stunden, oft sogar schon, wie glaubwürdige Leute mich versichert haben, am Abend ebendesselben Tages, an welchem sie, dem Ansehen nach, starben, unbarmherziger und unmenschlicher Weise einzuscharren. Alles, was man, der Sicherheit wegen, dabei thun zu müssen glaubt, ist, den Verschiedenen erst durch den Wundarzt des Stadtviertels, worin man wohnt, besichtigen zu lassen. Erklärt dieser ihn für todt, so hat er seine Ansprüche ans Leben verwirkt. Man läßt sofort einen der Größe des Verstorbenen angemessenen Sarg holen, dergleichen man hier zu jeder Zeit bei den Tischlern fertig findet, packt den lieben Verblichenen emsig hinein, und schafft ihn so geschwind als möglich aus dem Hause und unter die Erde. O Aufklärung! o Menschlichkeit! wovon man in unsern Tagen so viel zu schwatzen weiß. Was helfen uns alle Erfahrungen der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit, was alle die neuerworbenen und verbreiteten Kenntnisse, deren wir uns mit so vieler Selbstgefälligkeit zu rühmen pflegen, wenn man sogar an solchen Orten noch,

---

daß ich diesen, mir so theuer gewordenen Namen nicht an ein dauernderes Denkmahl schreiben kann!

wo jede Wissenschaft ihren Tempel und ihre Priester hat, jenen Erfahrungen und diesen Kenntnissen auf eine so unverantwortliche Weise, und zwar bei einer der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, so gerade entgegen handelt! Alle Welt weiß jetzt, daß es Fälle giebt, da man, ohne wirklich todt zu sein, zwei, drei Tage lang alle Kennzeichen eines Todten an sich tragen kann*), und daß nur, entweder die sichtbare Zerstörung eines zum Leben unentbehrlichen Körpertheils, oder die schon eingetretene Verwesung vollkommene Sicherheit hierüber gewähren können; und doch begräbt man hier Vater und Mutter, Bruder und Schwester innerhalb 24 Stun-

*) Ich selbst habe zwei dergleichen Beispiele erlebt. Das eine ereignete sich in Potsdam, das andere in Basel. Dort war schon das Grab einer, dem Scheine nach, gestorbenen Frau gemacht; sie selbst hatte, ich weiß nicht mehr genau wie lange, schon auf Stroh gelegen, als sie plötzlich wieder ins Leben zurückkehrte. In Basel war es die Gattinn eines der ersten dortigen Handelsherren, Namens Sarrasin, welche ein gleiches Schicksal erfuhr. Ich habe sie selbst gekannt; sie selbst hat mir vor 16 Jahren, in dem Kreise ihrer Familie, die schauderhafte Geschichte folgendermaßen erzählt. Sie war nervenkrank, und starb; wenigstens nahm sie Jedermann für eine Leiche, weil sie alle Kennzeichen einer solchen hatte, und weil alle Versuche, sie zu ermuntern, fruchtlos geblieben waren. Sie selbst aber — gräßlich! — war und blieb ihrer bewußt, hörte Alles, was man um und neben ihr sprach, hörte, daß man Anordnungen zu ihrem Leichenanzuge und zu ihrer Beerdigung traf, und — fühlte sich gänzlich unvermögend, auch nur das geringste Zeichen des Lebens von sich zu geben. Erst am folgenden Tage, da man sie, der Gewohnheit gemäß, auspußen wollte, strengte sie sich in der schrecklichsten Todesangst so lange an, bis es ihr endlich gelang, eine kaum merkliche Bewegung mit einem ihrer Finger zu machen, welche glücklicher Weise bemerkt wurde.

den, ohne sie vorher durch das Zergliederungsmesser in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, im Grabe wieder aufzuwachen! Ich kann von meinem Erstaunen darüber nicht zurückkommen. Rührt dieser unbegreifliche Grad von Leichtsinn bei einer so höchstwichtigen Sache etwa daher, daß man hier in der Schreckenszeit mit dem Sterben so vertraut, und gegen Tod und Leben so gleichgültig geworden ist, daß man auch jetzt noch nicht viel Wesens daraus machen zu müssen glaubt? Oder ist die Verwilderung an Vernunft, Gefühl und Sitten in jenen Zeiten der bürgerlichen Raserei wirklich so weit gegangen, daß man auch jetzt noch nicht ganz davon zurückkommen kann?

Ich weiß es nicht. Aber wenn man den allgemeinen Klagen über herrschende Verunsittlichung, welche man hier sowol überall in Gesellschaften hört, als auch in öffentlichen Schriften liest, Glauben beimessen darf, so ist der letzte Grund dabei wenigstens mit im Spiele. »Wir sind entsittiget (démoralisés),« heißt es allgemein, »und es wird schwer halten, uns wieder zu entwilden (débarbariser).« Es würde von einem Fremden anmaßend sein, darüber zu urtheilen; folgende Thatsachen aber, die hier Jeder zu bemerken Gelegenheit hat, lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß jene Klagen der Gutgesinnten wol nicht ganz ohne Grund sein mögen.

1) Als ich vor dreizehn Jahren aus Frankreich zurückkehrte, pries ich unsern Landsleuten den seltenen Grad von Ehrlichkeit, den ich hier überall gefunden hatte. Diebereien und Betrügereien aller Art waren damahls unter diesem Volke etwas so Ungewöhnliches, daß ich mehrmahls ausgelacht wurde, wenn ich, wie man auf Reisen Ursache hat, Vorsichtigkeitsmaßregeln dagegen anwenden zu müssen glaubte. Hier waren diese damahls

in den meisten Fällen unnöthig. Nicht so jetzt. Man braucht nur einige Tage erst hier gewesen zu sein, um schon aus Erfahrung zu wissen, daß man die Vorsicht in diesem Stücke jetzt nicht leicht zu weit treiben kann. Zwar hört man, sowol hier in der Hauptstadt, als auch im Lande, nicht mehr viel von groben Räubereien, mit Gewaltsamkeiten verbunden; desto mehr aber hat man Ursache, vor Taschendieben und Gaunern aller Art auf seiner Hut zu sein. In Ansehung der ersten ist man hier jetzt beinahe eben so übel daran, als in London; in Ansehung der letzten wol noch ärger. Die Französische Feinheit setzt, sobald sie in Verschlagenheit ausgeartet ist, Diejenigen, welche Schelme sein wollen, in den Stand, ihr leidiges Handwerk mit mehr Gewandtheit und List auszuüben, als ihre schwerfälligeren und plumpern Amtsbrüder unter den Engländern und Deutschen. In Kleinigkeiten habe auch ich dies schon erfahren müssen; in wichtigern Dingen, hoffe ich, soll die Kunst dieser gewandten Herren an meiner Deutschen Besonnenheit, wie bisher, so auch ferner scheitern.

2) Eine der ergiebigsten Quellen aller Unsittlichkeit strömt hier jetzt ungestörter und reichlicher, als in irgend einem andern mir bekannten Lande; ich meine die verdammliche Zahlenlosung oder das sogenannte Lotto, und die Glücksspiele überhaupt. Jene läßt die Regierung selbst spielen; diese hat sie verpachtet. Heißt das wol etwas Anders, als gewissen Leuten für eine gewisse Summe die Erlaubniß ertheilen, ihre Mitbürger zu plündern? Glücklich, wenn es nur das hieße, und nicht auch: gewissenlose Menschen berechtigen, die öffentliche Sittlichkeit zu untergraben, und den Samen aller Laster mit vollen Händen unter ein Volk auszustreuen, welches sich von der Verwilderung der letztver-

flossenen 12 Jahre noch lange nicht erholt hatte! Denn wo giebt es ein Laster, welches durch Spielsucht nicht erzeugt oder genährt würde? und wo eine Tugend, welche damit bestehen könnte? Was helfen alle Anstalten zur Beförderung der Sittlichkeit, wenn die Regierung selbst eine so unfehlbar wirksame Gegenanstalt trifft?

3) Und wie sieht es mit jenen heilsamen Anstalten, die Erziehung und den Unterricht betreffend, selbst noch aus? Nach Allem, was ich mit eigenen Augen und Ohren darüber beobachten und bemerken konnte, und nach Allem, was die kundigsten und glaubwürdigsten Männer, selbst solche, welche jetzt dazu berufen worden sind, diesen fürchterlichen Krebsschaden ihres Vaterlandes zu heilen, mir darüber mitgetheilt haben, ist die Erziehung im Ganzen genommen so schlecht und erbärmlich, daß wir in Deutschland, ohne an Ort und Stelle gewesen zu sein, uns, Gottlob! gar keinen Begriff davon machen können. In vielen Gemeinen durchs ganze Land giebt es noch gar keine öffentliche Schulanstalten wieder; in andern sind diejenigen, welche man wieder eröffnet hat, in einer, wo möglich, noch kläglicheren Verfassung, als sie vor der Umwälzung waren. Ein paar bessere Schul- und Erziehungshäuser ausgenommen, die aber, ihrer Seltenheit wegen, einigen wenigen reineren Tropfen gleichen, die in einem unreinen Meere sich verlieren, ist man hier im Allgemeinen, sowol in Ansehung der vernünftigeren Lehrarten und der dazu behülflichen zweckmäßigeren Unterrichtsbücher, als auch vornehmlich in Ansehung der körperlichen und sittlichen Erziehung, noch lange nicht so weit, als man in Deutschland schon vor dreißig Jahren war, da die seitdem bewirkte Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens den Anfang nahm. Alles, was bei uns seitdem über

dieses wichtigste aller Volksbedürfnisse von einem Basedow, Ehlers, Funk, Gedicke, von Rochow, Salzmann, Stuve, Trapp, Wolke und Andern, und in neuern Zeiten von Junker und Pestalozzi, gedacht, beobachtet, versucht und geleistet worden ist, gehört hier zu den völlig unbekannten Dingen, wovon die Allermeisten nicht einmahl durchs Hörensagen etwas vernommen haben.

Ganz besonders kläglich muß jetzt der Zustand der untern Volksschulen sein, für welche bis dahin noch gar nichts geschehen ist. Ein einsichtsvoller Staatsmann vom ersten Range, zu dessen Amtskreise das Schulwesen gehört, fragte mich vor einigen Tagen, da ich über diesen Gegenstand mit ihm redete, alles Ernstes: ob wir denn in Deutschland wirklich das Geheimniß erfunden hätten, den Kindern in den Volksschulen das Lesen zu lehren? Fast schien es ihm unglaublich, als ich dagegen versicherte, daß bei uns nicht nur der geringste Dorfschulmeister dieses angebliche Geheimniß, in einem gewissen Grade wenigstens, besitze, sondern daß wir jetzt auch Volksschulen haben, in welchen die Kinder der ärmsten Leute besser und angenehmer lesen lernen, als ehemahls manche Gelehrte es lernten und jetzt noch es auszuüben wissen. — Wie es besonders um die sittliche Erziehung in den hiesigen Volksschulen aussehen mag, das läßt sich aus folgender kleinen Begebenheit schließen, die ich hier selbst erlebt habe. Vor einigen Tagen ging ein kleines, aus der Schule zurückkehrendes Mädchen, weinend und mit einer Auszeichnung durch die Straßen, welche ihm ein Gefolge von Neugierigen zuzog. Es hatte nämlich eine hohe papierne Mütze auf dem Kopfe, der Spanischen Ketzermütze (San benito) gleich, womit das abscheuliche Ketzergericht (die Inquisition) seine Schlacht-

opfer zum Scheiterhaufen zu schicken pflegt. Auf der Vorderseite der Mütze standen die entsetzlichen Worte: Teufelsbraten! (Gibier du démon!); und auf der Hinterseite: Nicht zu bessernde Sünderinn! (Pécheresse incorrigible!) Wie muß es in dem Kopfe und Herzen des Unholds aussehen, der ein armes junges Geschöpf von ungefähr zehn Jahren schon für unbesserlich erklären und auf eine so unbarmherzige Weise der öffentlichen Verhöhnung Preis geben zu müssen glaubte! und, da dieses schändliche Schauspiel mitten in der Hauptstadt gegeben werden konnte, wie mag es nicht erst vollends um die Volksschulen in den entfernten und minder aufgeklärten Theilen des Reichs stehen!

Die meisten Schul- und Erziehungsanstalten, die es jetzt hier und in andern Städten Frankreichs giebt, sind Privatunternehmungen, um welche der Staat sich nicht bekümmert. Dies würde an sich kein Unglück sein, sondern vielmehr im Gegentheil dazu dienen können, das Erziehungswesen durch Wetteifer schnell emporzuheben und zu vervollkommnen (denn auch bei uns gingen die Verbesserungen ja ursprünglich von Privatanstalten aus), wenn der Staat nur erst für eine und die andere Musterschule gesorgt hätte, welche zum Vorbilde dienen könnte, und wenn man hier nur überhaupt erst mehr über Erziehungssachen nachgedacht und gelesen hätte, um mit richtigeren Begriffen ans Werk zu gehen. An beiden aber fehlt es sehr. Völlig unbekannt mit Dem, was das Ausland in diesem Fache versucht, erfunden und geleistet hat; völlig unwissend in allen, dem Erzieher so unentbehrlichen Kenntnissen aus der Seelen- und Körperlehre, ohne welche man bei diesem Geschäfte keinen Schritt thun kann, der nicht ein Fehltritt wäre, werfen sich Manche hier zu Vorstehern eines von ihnen

eröffneten Erziehungshauses auf, die, wie man aus Allem sieht, offenbar keine andere Absicht haben, als das Bedürfniß der Zeit zu ihrer Bereicherung zu benützen. Dazu braucht es hier denn auch jetzt unglaublich wenig. Weiß ein solcher Vorsteher nur dafür zu sorgen, daß in seiner Anstalt irgend etwas in die Augen Fallendes, z. B. irgend eine der höhern Wissenschaften — Meßkunst oder Naturlehre — bis zu einem gewissen Grade des bisher Ungewöhnlichen getrieben werde, und läßt er es dann nur jährlich nicht an einem öffentlichen Prunkfeste in seiner Anstalt fehlen, wobei vor einer gar großen Menge von beifallklatschenden Herren und Damen und unter Pauken- und Trompetenschall ein Theil der Zöglinge der öffentlichen, den jungen Kopf unfehlbar verdrehenden und mit mächtigen Ansprüchen erfüllenden Bewunderung aufgestellt wird: so mag es übrigens in einer solchen Anstalt das ganze Jahr hindurch hergegangen sein, wie es wolle; so mag die Gesundheit der jungen Leute, so mag ihre körperliche und geistige Entwickelung und jede dazu nöthige Uebung, so mag besonders ihre sittliche Ausbildung noch sehr vernachlässiget worden sein; so mögen endlich die Urstoffe und Anfangsgründe aller vernünftigen Bildung und selbst die gemeinnützigeren, zwar minder blendenden, aber jedem gebildeten und bürgerlich brauchbaren Menschen nöthigen Kenntnisse noch so sehr auf die Seite gesetzt werden — seine Anstalt wird dennoch als ein Meisterstück bewundert, und ein hinreichender Zufluß von Zöglingen setzt ihn dennoch in den Stand, seinen Zweck, die eigene Bereicherung, glücklich zu erreichen. Ich habe mit mehr als Einem verständigen Vater, und mit mehr als Einer über das Wohl ihrer Kinder bekümmerten Mutter, die es mit ihren Söhnen und Töchtern in solchen An-

stalten versucht hatten, darüber gesprochen; sie haben mir unter Thränen und Seufzern über das innere Treiben und Leben in einigen dieser Erziehungshäuser die schauderhaftesten Aufschlüsse gegeben; sie haben mir ihre Kinder vorgeführt, um mich selbst darüber mit ihnen zu unterhalten, und ich habe aus dem Munde dieser Opfer der Unvernunft und der Gewissenlosigkeit Alles bestätiget erhalten, was jene mir darüber geklagt hatten. Ich mußte daher nothwendig überzeugt werden, daß man mich nicht durch Uebertreibungen getäuscht hatte.

Zur Ehre der Regierung und der Französischen Völkerschaft muß ich indeß nicht unbemerkt lassen, daß dieses große öffentliche Bedürfniß jetzt mehr als jemahls stark und allgemein gefühlt und bejammert wird, und daß man jetzt, wie es scheint, alles Ernstes damit umgeht, diesem drückenden Mangel abzuhelfen. Alles, oder doch das Meiste, was bisher dazu geschah, war verkehrt und unvernünftig. Man wollte den Bau des Thurms bei der Spitze desselben anfangen; man verabsäumte gerade das Wesentlichste und Nothwendigste von Allem, die Anfangsgründe oder den ersten Grundunterricht und die gemeinnützigen bürgerlichen Kenntnisse aller Art gänzlich; man führte die jungen Leute, ohne alle Vorbereitung und ohne alle Hinsicht auf ihre künftige Bestimmung, in eine oder die andere höhere Wissenschaft ein, und ließ sie täglich, mit gänzlicher Vernachlässigung aller andern gemeinnützigen Kenntnisse, fünf bis sechs Stunden lang darin arbeiten. Weil man sah, daß einige der Männer, welche jetzt die ersten Staatsämter bekleiden, sich in der Größenlehre, Naturkunde oder Scheidekunst ausgezeichnet hatten, so sollten nunmehr alle junge Leute ohne Unterschied Meßkünstler, Naturforscher und Scheidekünstler werden. Dies ist so wahr, und so wenig über-

trieben, daß der treffliche Röderer dem ersten Staatsberather selbst Vorstellungen darüber gemacht und ihm geradezu gesagt hat: daß, wenn dieses Unwesen noch einige Jahre lang so fortgehe, die Regierung sich zuletzt genöthiget sehen werde, Sternforscher zu Thorschreibern, und Scheidekünstler zu Steuereinnehmern zu machen, weil keine andere Leute mehr zu haben sein würden. Ich habe diese Thatsache aus sehr sicherer Hand erhalten.

Der erste Schritt, den die Regierung in dieser Sache jetzt gethan hat, ist so gut ausgefallen, daß man dadurch zu den größten Hoffnungen berechtigt wird. Sie hat drei des Schul- und Erziehungswesens kundige Männer, die Herren Despeaux, Delambre und Noël, welche sämmtlich schon ehemahls großen Erziehungshäusern vorgestanden haben, zu Vorstehern des öffentlichen Unterrichts ernannt, ihnen drei sehr einsichtsvolle Mitglieder des allgemeinen Gelehrtenvereins (Institut national), nämlich die Herren Cuvier, Coulomb und Villard, zu Rathgebern und Gehülfen zugeordnet, und um diese glückliche Wahl zu krönen, den Staatsrath Röderer, einen Mann von großer Kraft und Geistesfähigkeit, als obersten Leiter des Erziehungswesens an ihre Spitze gestellt *). Die meisten dieser

*) Allein diesem ist, wie ich seit meiner Zurückkunft aus den Zeitungen ersehe, schon wieder ein anderer Posten angewiesen worden. Man hat ihm zwar einen eben so geistreichen Nachfolger, den berühmten Lehrer der Scheidekunst, Fourcroy, gegeben; aber es ist doch immer ein großes Uebel, daß die hiesigen Staatsbeamten ihre Stellen so oft mit andern verwechseln müssen. Auch der Mann von hohen Gaben und Kenntnissen muß sich in das ihm angewiesene Fach doch erst jedesmahl hineinarbeiten!

Herren habe ich persönlich kennen zu lernen das Vergnügen gehabt, und freue mich, nach dieser Bekanntschaft, Frankreich zu der in ihnen getroffenen Wahl Glück wünschen zu können. Besonders scheint es mir ein Umstand von großer Vorbedeutung zu sein, daß der eben so rechtschaffene, als kenntnißreiche, und von aller Selbstgenügsamkeit weit entfernte Cuvier, der für alles Gute, es finde sich, wo es wolle, in Frankreich oder im Auslande, Sinn und Herz hat, der Deutschen Sprache mächtig ist, und bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Deutschland Gelegenheit gehabt hat, die Fortschritte zu bemerken, welche unsere Landsleute in dem ihm nunmehr angewiesenen Fache gemacht haben. Von seiner weltbürgerlichen Denkart und von seinem warmen Eifer für das Gute bin ich vollkommen überzeugt, daß er Alles, was ihm beifallswürdig bei uns und in Deutschen Erziehungsschriften vorgekommen ist, in sein Vaterland, so weit die Umstände es erlauben wollen, zu verpflanzen sich bemühen wird.

Du vergiebst, lieber Eduard, einem alten Kindermanne *), daß er, von verjährter Gewohnheit hingerissen, heute von Gegenständen zu Dir redet, die zwar für Leute Deines Alters noch nichts Anziehendes haben, deren Kenntniß aber doch auch Dir und anderen jungen

*) Aus einem hiesigen öffentlichen Blatte: La clef du Cabinet, Nro. 2004, ersehe ich, was ich noch nicht wußte, daß man mir in Deutschland den Titel eines Kinderraths beigelegt haben soll: „M. Campe, auquel on a donné, dans sa patrie, le titre de Conseiller des enfans.“ Immerhin! Aber da mir die Bestallung darüber noch nicht zugekommen ist, so habe ich geglaubt, mich dieses ehrenvollen Titels einstweilen noch nicht bedienen zu dürfen.

Deutschen schon jetzt den Nutzen gewähren kann, daß ihr das Glück schätzen lernet, in einem Lande geboren zu sein, wo man vor eurer Geburt schon Dasjenige zu eurem Besten zu Stande gebracht hat, was man hier, unter unendlichen Schwierigkeiten, die bei dem besten Willen, bei den vollkommensten Einsichten noch Manches hindern können, erst zu schaffen anfangen will. Und da ich nun einmahl, im Vertrauen auf Deinen, zwar noch jungen, aber an Dingen, welche das Wohl der Menschheit betreffen, doch schon Theil nehmenden Verstand, über die Grenzen Deines Alters weggesprungen bin, so kann und darf ich, ehe ich wieder einlenke, nicht unterlassen, noch eine kurze Nachricht über zwei sehr wichtige und wohlthätige ältere Bildungsanstalten beizufügen, die wol zu den größten Merkwürdigkeiten gehören, die es für den Menschenfreund hier geben mag. Ich meine das Erziehungshaus für Blinde, und das für Taubstumme. Das eine hat mich traurig gemacht, das andere aber wieder erheitert. Vernimm, warum!

Bei meinem vorigen Hiersein fand ich das erste in voller Blüte; jetzt, zu meinem Bedauern, in dem Zustande der Zerstörung. Als ich damahls meinen ersten Besuch dem Hause machte, worin diese menschenfreundliche Anstalt blühte, sagte mir der Pförtner, daß zwar heute nicht der Tag sei, an welchem Fremde angenommen würden, daß ich aber dennoch, wenn ich nicht ganz unverrichteter Sache wieder wegzugehen und wenigstens etwas von dem Wesen vorläufig zu sehen wünsche, nur durch eine Thür, die er mir zeigte, hineintreten möge. Ich folgte seiner Anweisung, und wurde auf die angenehmste und rührendste Weise überrascht, einen blinden Jüngling von ungefähr 15 — 16 Jahren zu finden, welcher einer Klasse von einigen zwanzig kleinen, und zwar

sehenden, Mädchen Unterricht im Lesen gab. Ich sehe Dich stutzen, weil es Dir unbegreiflich ist, wie ein Blinder lesen lernen, noch unbegreiflicher aber, wie er lesen lehren könne. Ich stutzte auch; aber kaum hatte ich einen Blick auf das Buch des blinden Lehrers geworfen, so begriff ich Beides. Es war nämlich nicht mit schwarzen Buchstaben für das Auge bedruckt, sondern es bestand aus dickem Papiere, in welches die Buchstaben für den Finger dergestalt hineingedruckt waren, daß sie auf der umgekehrten Seite, wo die eingeprägten Figuren sich erhoben zeigten, durch's Gefühl unterschieden werden konnten. Je zwei und zwei so bedruckter Blätter waren auf den hohlen Seiten zusammengeklebt, und bildeten nun ein einziges, auf welchem man unaufgehalten von der einen Seite zur andern fortlesen konnte. Ich werde Dir eine Probe dieses Drucks für Blinde mitbringen.

Der, welcher hier den Lehrer machte, las mit seinem Zeigefinger die erhobene Schrift fast eben so fertig, als der geübteste Leser mit zwei Augen, und bemerkte auch jeden Fehler, den seine Schülerinnen begingen, eben so schnell und eben so genau. Stelle Dir nun, lieber Eduard, das rührende Schauspiel vor, einen blinden Jüngling zu sehen, welcher eine ganze Klasse von sehenden Kindern zu dem Lichte des Verstandes führt, und urtheile, ob ich nicht begierig werden mußte, die ganze Anstalt genauer kennen zu lernen. Der gute blinde Jüngling sagte mir den Tag, an dem ich wiederkommen müßte, und ich verließ ihn mit Empfindungen, die ich meinem Eduard nicht erst zu beschreiben brauche.

Ich stellte mich an dem bestimmten Tage ein, und wurde von dem Vorsteher und Schöpfer der Anstalt, Hrn. Hauy (man spricht ihn Ha=ü=i aus), in einen Saal geführt, wo seine blinden Zöglinge, einige dreißig

bis vierzig an der Zahl, versammelt waren. Auch eine Gesellschaft von Besuchern war schon da, die, wie ich, diese wohlthätige Anstalt kennen zu lernen wünschten; und man schritt nun sofort zur Sache. Hr. Hauy ließ zuvörderst diejenigen Handarbeiten der Kinder vorzeigen, in welchen sie geübt waren, und wodurch sie einst ihren Unterhalt erwerben sollten. Diese bestanden vornehmlich in Strick- und Netzarbeiten, Schnüren, Bändern und Stroh- oder Rohrstühlen, woran sie die Flechtarbeit machten. Dann mußten sie uns ihre erworbenen Geschicklichkeiten, theils in der Tonkunst, auf allen Arten von Werkzeugen, in einem allgemeinen Tonspiele oder sogenannten Konzerte, theils in der Buchdruckerkunst zeigen. In Ansehung beider legten sie bewundernswürdige Fähigkeiten an den Tag. Das, was sie spielen sollten, mußten sie natürlicher Weise vorher erst geübt und auswendig gelernt haben, und zwar nach Tonzeichen, die, wie ihre Leseschrift, erhoben gedruckt sind, so daß sie mit dem Finger gelesen werden können. Ebendieses gilt auch von ihrer Setzarbeit als Buchdrucker. Was sie nämlich setzen sollten, mußte ihnen entweder vorgesagt, oder auf die mehrerwähnte Weise gedruckt zum Fingerlesen vorgelegt werden. Hr. Hauy hatte ihrer Druckerei allerlei immer wiederkehrende Arbeiten, z. B. Frachtbriefe, Handlungsanzeigen, Pässe u. dgl., zu verschaffen gewußt, die, wenn sie einmahl mit erhobener Schrift für die blinden Künstler gesetzt waren, nach dieser Vorschrift von ihnen, so oft es verlangt wurde, von neuen gesetzt und gedruckt werden konnten, ohne daß ein Sehender ihnen dabei zur Hand zu gehen brauchte.

Um zu zeigen, daß selbst die jüngsten Zöglinge sich schon eine Fertigkeit im Setzen erworben hätten, wurde ein Knabe von ungefähr acht bis neun Jahren aufgeru-

fen, und Hr. Haüy ersuchte die Gesellschaft, ihm irgend etwas zum Setzen vorzusagen. Einer der Zuschauer gab ihm die Worte auf: nous admirons vos talens, wir bewundern eure Geschicklichkeiten. Der Knabe trat vor den Setzkasten, ergriff mit der größten Sicherheit und Schnelligkeit jeden ihm nöthigen Druckerbuchstaben, und übergab, als er fertig war, das Gesetzte zwei größern Blinden zum Abdrucken. Nachdem diese hierauf die Farbe gehörig aufgetragen hatten, schoben sie es unter die Presse, und vollendeten den Druck mit gleicher Fertigkeit. Jetzt wurde das Blatt der Gesellschaft zur Bewunderung vorgelegt. Wie angenehm aber wurden wir überrascht, da es sich fand, daß der kleine blinde Setzer den oberwähnten schmeichelhaften Worten eine eben so verbindliche Antwort aus seinem Kopfe beigefügt hatte. Er hatte nämlich hinzugefügt: ils sont le fruit de vos bienfaits, sie sind die Frucht eurer Wohlthaten; weil nämlich gutdenkende Besucher die Anstalt nicht leicht zu verlassen pflegten, ohne ihr, zum Beweise ihres Beifalls und ihrer Rührung, etwas von den Arbeiten der jungen Blinden zu selbstgesetztem Preise abzukaufen. Man sieht aus dieser feinen und artigen Antwort des Knaben, wie sehr der verdiente Vorsteher der Anstalt auch auf die Entwickelung der geistigen Kräfte seiner Zöglinge zu wirken wußte.

Jetzt kam die Reihe an ihre eigentlichen Schularbeiten. Es wurden ihre Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen und ihre erworbenen Kenntnisse in der Erdbeschreibung und in einigen andern Schulwissenschaften geprüft; und die blinden Kinder und jungen Leute legten auch in allen diesen Fächern manche Geschicklichkeit an den Tag, die einer Klasse von Sehenden ihres Alters zur Ehre gereicht haben würde. Zum Behufe der Erd-

beschreibung hatten sie Karten, auf welchen die Grenzen der Länder, so wie die Berge, Flüsse und Oerter gleichfalls durch erhobene Linien, Figuren und Punkte angegeben waren. Diese hatten sich ihrer Einbildungskraft so bestimmt und so fest eingeprägt, daß mir nichts Aehnliches vorgekommen ist. Folgendes mag zum Beispiel dienen. Hr. Hauy bat mich, ihm irgend ein beliebiges Land anzugeben, und da gerade eine Karte von Amerika vor mir lag, so zeigte ich mit dem Finger auf Peru. Jener nahm nun ein Blatt weiches Papier, legte es unter die Karte, und fuhr mit einem Stifte auf dem Umrisse von Peru dergestalt herum, daß die Figur sich dem untergelegten weichen Papier eindrücken mußte. Hierauf rief er einen der kleinen Blinden zu sich, setzte ihm den Finger an den erhobenen Umriß und fragte: was für ein Land ist dieses? Kaum war der Knabe mit dem Finger auf der westlichen Grenze am Südmeere hingefahren, so erklärte er schon: es sei ein Land in Amerika; und sobald er den Umriß noch ein wenig weiter verfolgt hatte, rief er mit großer Zuversicht aus: es ist Peru!— Ich bekenne, daß mich das in Erstaunen setzte. Auch ich hatte ehemahls die Zöglinge meines Erziehungshauses geübt, die Umrisse der Länder aus der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse an die Tafel zu zeichnen; ich selbst glaubte, noch jetzt einige Fertigkeit darin zu besitzen; aber hätte man mir den bloßen Umriß eines Landes, wie Peru, welches so wenig Hervorspringendes in seinen Grenzen hat, ohne alle weitere Angabe oder Fingerzeige vorgelegt, schwerlich würde ich es eben so schnell und sicher, als dieser blinde Knabe, gleich auf den ersten Wurf zu erkennen und anzugeben im Stande gewesen sein *).

---

*) Man hat Hrn. Hauy der Marktschreierei beschuldigt.

So fand ich damahls diese menschenfreundliche Anstalt. So hatte sie sich mitten in den Stürmen der alleszertrümmernden Staatsumwälzung bis zur Rückkehr der Ordnung und Gesetzlichkeit unter der jetzigen Regierung glücklich erhalten. Sie wurde, wie ehemahls vom Könige, so von allen nachher folgenden und einander verdrängenden Regierungen, selbst von der, welche das Ungeheuer Robespierre an ihrer Spitze hatte, als ein kostbares Gemeingut geachtet, unterstützt und beschützt. Was aber die Klauen jener Tiger in Menschengestalt anzutasten sich gescheut hatten, das wurde — sollte man es glauben? — unter Bonaparte's Regierung durch die Rechenkunst einiger Mehrmacher gestürzt. Diese rechneten dem ersten Volksberather vor, wie viel die jungen Blinden in dieser Anstalt dem Staate kosteten, und um wie viel wohlfeiler und zugleich nützlicher für die Staatskasse sie in den Tuch- und Tabaksfabriken angestellt werden könnten. Den Hauptgesichtspunkt, aus welchem dergleichen Anstalten angesehen werden müssen: daß sie nicht ein Erwerbsmittel für den Staat, sondern eine von der Menschlichkeit gebotene Wohlthat für Diejenigen sein sollen, welche darin aufgenommen werden, wußten sie dem Auge des mit so vielen andern Sorgen belasteten Oberhaupts der Franzosen zu entrücken. Kurz, die wohlthätige Anstalt wurde zerstört, alle von den vo-

---

Ich kann mir nicht anmaßen, seine Vertheidigung zu übernehmen. Aber wenn die jetzt angeführten beiden Thatsachen auch vorbereitet gewesen sein sollten, so müßte dieser Mann (wovon er doch keineswegs das Ansehen hat) es in der Gaukelei sehr weit gebracht haben. Ich wenigstens konnte mit aller meiner Aufmerksamkeit nichts dabei wahrnehmen, was Täuschung und Betrug hätte können vermuthen lassen.

rigen Regierungen für sie angeschafften Vorräthe, Werkzeuge und Geräthschaften wurden verkauft und die armen jungen Leute nach den Gewerkshäusern abgeführt! Fortgerissen von der Seite ihres Freundes und Vaters, der sie unter und neben den Arbeiten, wodurch sie in den Stand gesetzt werden sollten, ihren Unterhalt sich selbst zu verdienen, zu verständigen und glücklichen Menschen zu bilden suchte, müssen sie nun vom Morgen bis in die Nacht, vielleicht unter der Zuchtruthe harter Gewerksmeister, die sie nicht zu behandeln wissen, seufzen und Arbeiten verrichten, worin sie keine Uebung hatten. An irgend einen Lebensgenuß, an unschuldige Freuden, von der Natur für ihr Alter bestimmt, an weitere Ausbildung ihrer geistigen und sittlichen Fähigkeiten ist für die Armen nun nicht mehr zu denken. Weinen möchte man, wenn man so das Gute, welches weise Menschenfreunde mit rastlosem Streben und mit Aufopferungen aller Art für die Menschheit zu gründen suchten, von gefühllosen Menschen, die nur zu rechnen und zusammenzuscharren verstehen, wieder zernichtet sieht!

Aehnliche Rechner sollen jetzt, wie ich mit Bedauern und Unwillen vernehme, in einigen Gegenden unsers Deutschen Vaterlandes mit einer der zweckmäßigsten Art von Bildungsanstalten für die untern Volksklassen, mit den sogenannten Indüstrie- oder Erwerbschulen, eine ähnliche Umbildung vorzunehmen angefangen haben. Uneingedenk des wahren Zwecks dieser Anstalten, nicht stumpfsinnige Sklaven oder lasttragende Esel, sondern fleißige, geschickte, verständige und glückliche Menschen zu bilden sollen sie, so höre ich, hin und wieder die leidige Geschicklichkeit gehabt haben, sie in wahre Werk- und Zuchthäuser zu verwandeln, in welchen das Erwerben als Hauptsache, die Bildung des Verstandes und Her-

zens hingegen nur als Nebensache behandelt und die Jugend mit Arbeiten so überladen wird, daß ihr Geist und ihr Körper darunter erliegen müssen. Daß es dem Unverstande zu allen Zeiten und in allen Ländern doch so oft gelingen muß, das schon vorhandene Gute in Böses, den schon in voller Wirkung sich zeigenden Segen in Fluch zu verwandeln!

Der gute Haüy hat einen einzigen Zögling seiner ehemahls so zahlreichen Anstalt (eben den, welchen ich vor dreizehn Jahren als Lehrer in der Klasse der sehenden Mädchen fand) gerettet, und mit diesem eine neue Anstalt derselben Art für seine eigene Rechnung eröffnet, welche jedoch erst zu vier Zöglingen wieder angewachsen ist. An gewissen Tagen aber versammelt er diejenigen seiner ehemahligen Schüler, welche zu ihrem Glücke schon vor der Zerstörung der Anstalt entlassen waren, bei sich, um den Besuchern an diesen zu zeigen, was hier ehemahls geleistet wurde, und, seinem Wunsche und Streben nach, nun auch von neuen wieder geleistet werden soll. Er wünscht, daß auswärtige Regierungen den Jammer der Blinden ihres Landes beherzigen mögen, um ähnliche Bildungs- und Erwerbschulen für sie errichten zu lassen, und ist ohne Eigennutz bereit, junge Männer, die man ihm etwa zuschicken würde, mit seinen Verfahrungsarten bekannt zu machen, und sie darin zu üben.

Glücklicher, als er, ist der berühmte Sicard mit seiner eben so wohlthätigen Bildungsanstalt für Taubstumme gewesen. Sei es, daß dieser mehr Freunde unter den jetzigen Machthabern hatte, oder daß er, als ein gewandter und weltkluger Mann, das auch seiner Anstalt vielleicht drohende Ungewitter früher anrücken sah und geschickter abzulenken wußte: sein Wesen ist nicht

davon erreicht worden, und blühet unter dem Schutze und auf Rechnung der Regierung noch heute, wie sonst. Ich verdanke diesem verdienten Manne und seiner Anstalt einige der lehrreichsten und angenehmsten Stunden, die ich hier verlebt habe. Er hatte die Güte, mir in einigen Vorlesungen, welche nur mir und etlichen Freunden gewidmet sein sollten (bei welchen sich aber dennoch drei bis vierhundert andere Fremde und Einheimische, welche Nachricht davon erhalten hatten, gleichfalls einfanden), seine Grundsätze und Verfahrungsarten auseinanderzusetzen. Bei seinen öffentlichen Vorlesungen darüber pflegt der geräumige Saal, worin er sie hält, so gedrängt voll zu sein, daß man erdrückt oder erstickt zu werden besorgen muß. Dies ist hier überall, wo es etwas zu sehen oder zu hören giebt, der Fall; selbst dann, wenn der Stoff der Unterhaltung, wie bei Hrn. Sicard's Vorlesungen, aus den Tiefen der Lehre vom Uebersinnlichen oder der sogenannten Metaphysik hergenommen ist, und aus den feinsten Spitzfindigkeiten und deren Zergliederung besteht. Mit Erstaunen habe ich hier einige hundert Frauenzimmer, trotz der außerordentlichen Hitze, die wir jetzt haben, von elf bis gegen drei Uhr, also beinahe vier Stunden hinter einander, wie angenagelt sitzen und Hrn. Sicard's scharfsinnige Auseinandersetzungen mit leidenschaftlicher Theilnahme und ohne das mindeste Merkmahl von Ungeduld nicht bloß anhören, sondern verschlingen sehen, ungeachtet man dabei in Schweiß gebadet wurde und um Luft zum Einathmen bange war.

Das, wodurch diese Anstalt von denen, die ich in Deutschland gesehen habe, sich unterscheidet, besteht vornehmlich im Folgenden: 1. daß Hr. Sicard mehr, als Andere, die Sache wissenschaftlich betreibt, und seine Zög-

linge so eifrig und so anhaltend mit Abgezogenheiten aus der Lehre vom Uebersinnlichen beschäftiget, daß man, ehe man mit seinen Zwecken näher bekannt geworden ist, fast glauben sollte, er habe die Absicht, lauter Vernunftforscher oder sogenannte Philosophen aus ihnen zu bilden; 2. daß er, gleich seinem Vorgänger, dem berühmten l'Epée, auf die Absicht, die Taubstummen reden zu lehren, gänzlich Verzicht gethan hat, und sich nur darauf einschränkt, sie dahin zu bringen, sich ihm und unter einander durch eine sehr bestimmte Zeichensprache, und für Diejenigen, welche diese nicht verstehen, durch schnelles und gutes Schreiben, verständlich zu machen; und wenn man gehört hat, wie unvollkommen und widerlich das Sprechen der Taubstummen, nach mühsamer Erlernung desselben, endlich auszufallen pflegt, so kann man nicht umhin, diese Beschränkung seines Plans zu billigen; 3. daß er seinen Zöglingen eine zweifache Zeichensprache lehrt. Ich möchte die eine die natürliche, die andere die künstliche nennen. Jene besteht nämlich in solchen Ausdrücken durch Mienen, Geberden und Bewegungen, welche auf die auszudruckenden Vorstellungen und Empfindungen einen natürlichen Bezug haben; diese in einem mit dem Finger vorgenommenen Schreiben in die Luft. Ich vermuthe aber, daß er in den meisten Fällen die erste selbst vorzieht; weil ich ihn von der letzten nur ein einziges Mahl habe Gebrauch machen sehen.

Hr. Sicard pflegt bei jeder Vorlesung die Zuhörer dringend aufzufodern, ihm irgend Etwas anzugeben, was ihnen beim Unterrichte der Taubstummen schwierig zu sein scheine, um ihm dadurch Gelegenheit zu verschaffen, ihnen zu zeigen, daß es keine, auch noch so große Schwierigkeit gebe, die durch seine Verfahrungsart nicht überwunden werden könne. Er bittet dabei inständig, daß

man seiner, etwa aus Besorgniß, ihn vor einem glänzenden Kreise von Zuhörern in Verlegenheit zu setzen, doch ja nicht schonen möge, mit der Versicherung, daß die schwerste Aufgabe ihm die willkommenste sei. Auf diese oft wiederholte Bitte wurden von einigen Zuhörern wirklich Fragen aufgeworfen, die jeden Andern, als ihn, wol hätten in Verlegenheit setzen können; z. B. wie er es anfange, den Taubstummen einen Begriff von dem Geschlechte der Wörter beizubringen? Um diese Aufgabe zu lösen, fing Hr. Sicard damit an, erst den Begriff Mann und Weib, jenen durch Zeichen der Stärke, diesen durch Zeichen der Schwäche auszudrucken. Der Taubstumme, zum Beweise, daß er ihn begriffen habe, schrieb sofort die Wörter Mann und Weib an die Tafel, und gab darauf durch Zeichen scherzhaft zu erkennen, daß sein Lehrer diese Begriffe wol noch besser hätte bezeichnen können, nämlich den Mann durch Ernst, das Weib durch Lieblichkeit. Er machte hiebei erst ein so saueres, grämliches und finsteres Gesicht, daß man davor hätte laufen mögen, dann ein unbeschreiblich süßlächelndes, mit den sprechendsten Zeichen der Sanftmuth, der Güte und der Lieblichkeit. Du kannst denken, wie hoch diese schmeichelhafte Huldigung von den gegenwärtigen Damen aufgenommen, und wie laut sie beklatscht wurde. Hierauf gab Hr. Sicard durch sehr einfache, aber seinem Schüler sogleich verständliche Zeichen zu verstehen, daß es jetzt nicht auf die Begriffe Mann und Weib, sondern auf das Allgemeine ankomme, welches bei ihnen zum Grunde liege: und der Taubstumme schrieb männliches und weibliches Geschlecht an die Tafel. Jener bezeichnete hierauf die Bemerkung: daß es einen noch allgemeineren Begriff gebe, worin jene beiden zusammentreffen; und sein Schüler bewies da-

durch, daß er alsobald das Wort genre, Geschlecht, an die Tafel schrieb, wie vollkommen er ihn verstanden hatte. Jetzt fragte er ihm nach und nach ab, was man eigentlich zu hören verlangt hatte, und der junge Mensch, dem dies Alles längst bekannt war, beantwortete die dahin gehörigen Fragen eben so bestimmt, als schnell. Aber nun verlangte der Frager zu wissen: nach welchen Gründen man verfahren sei, als man dem einen Worte das männliche, dem andern das weibliche Geschlecht beigelegt habe? Hr. Sicard versicherte, daß diese Frage seines Wissens noch niemahls vorgekommen, und daß er deßwegen selbst neugierig sei, zu hören, was für eine Antwort der junge Mensch darauf geben werde. Er legte sie ihm hierauf durch Zeichen vor; und Massieu (so heißt der geistreiche Taubstumme, der die Stelle eines Flügelmanns in der Anstalt vertritt) stand ein Weilchen betroffen still, und dachte nach. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht, seine Augen funkelten, und mit der frohen Lebhaftigkeit eines Menschen, der einen wichtigen Fund gethan zu haben meint, antwortete er: vermuthlich habe man dabei auf den Unterschied der Härte und Weichheit ihrer Laute gesehn, und den harten und rauhen das männliche, den sanften und lieblichen hingegen das weibliche Geschlecht beigelegt. Diese Vermuthung war nun zwar, wie wir Hörenden wissen, ohne Grund, weil oft die härtesten Wörter weiblich, die sanftesten männlich sind; allein einem Taubstummen konnte sich keine natürlichere darbieten. Massieu äußerte hiebei, er habe gehört, daß es Sprachen gebe, worin man die Wörter nach einem dreifachen Geschlechte unterscheide, welches ihm so seltsam vorkam, daß er in lautes Lachen darüber ausbrach.

In einer andern Sitzung erzeigte Hr. Sicard mir

die Ehre, mich namentlich aufzufodern, ihm irgend Etwas anzuzeigen, was er mit seinen Zöglingen vornehmen solle. Ich äußerte hierauf, daß mir, wie bei allen Dingen, so vornehmlich auch bei der Unterweisung der Taubstummen, die ersten Schritte die schwierigsten zu sein schienen; und daß ich daher wol zu hören wünschte, womit er bei diesem Unterrichte anzufangen pflege. Hr. Sicard war hierauf so gefällig, einen Neuling unter seinen Zöglingen herbeirufen zu lassen, um meinen Wunsch an ihm zu erfüllen.

Er legte zu diesem Behuf einen Hut vor ihn hin, zeigte nach demselben, als wenn er frage: was das sei? und achtete dabei auf die Bewegungen, welche der Taubstumme zur Antwort auf diese Frage machte. Diese Bewegungen waren nämlich Das, womit jener den Begriff Hut zu bezeichnen gewohnt war, gleichsam das Wort Hut selbst, aber nur in der natürlichen Zeichensprache der Taubstummen. Dann zeichnete er das Bild des Huts auf die Tafel; und als die Figur fertig war, zeigte er erst auf den wirklichen Hut, dann auf das Bild, und wiederholte bei diesem letzten den von dem Taubstummen angegebenen sinnlichen Ausdruck, womit dieser gleich anfangs den Begriff Hut bezeichnet hatte. Nachdem er dies ein paar Mahl wiederholt hatte, schien er seinen ersten Zweck erreicht zu haben, den nämlich: daß das Bild des Hutes ein Zeichen sei, bei dessen Anblicke man nicht umhin könne, an den Hut zu denken. Der zweite Schritt war schon etwas schwieriger. Es galt nämlich nunmehr, dem Taubstummen begreiflich zu machen, daß es, außer jenem natürlichen Zeichen, der Abbildung, auch eine künstliche Bezeichnungsart, nämlich geschriebene Wörter giebt, die bei Denen, welche damit bekannt sind, ebendieselbe Wirkung hervorbringen, die

nämlich, eine Vorstellung desjenigen Dinges zu erwecken, welches dadurch bezeichnet wird. Um diese Absicht zu erreichen, schrieb er unter das Bild des Hutes das Wort Chapeau, Hut. Dann zeigte er wiederum erst auf den wirklichen Hut, dann auf das Bild desselben, dann auf das Wort Hut, und wiederholte abermahls die dem Taubstummen dafür geläufige natürliche Bezeichnung des Huts. Hiedurch erreichte er, nach einigen Wiederholungen, die Absicht, in der Seele des Taubstummen den Gedanken zu erregen, daß das geschriebene Wort Chapeau eben so gut, als das Bild und die ihm selbst geläufige Bezeichnungsart, ein Mittel sei, die Vorstellung Hut in Jemand zu erregen. Um sich der Erreichung dieser Absicht desto mehr zu versichern, löschte Hr. Sicard bald das Bild des Hutes aus, und schrieb das Wort Chapeau an dessen Stelle, bald wiederum dieses, um das Bild des Hutes von neuen an den Platz desselben treten zu lassen; und sowol das natürliche Zeichen aus der Geberdensprache der Taubstummen, als auch das Hinweisen auf den wirklichen Hut, wurden jedesmahl dabei wiederholt. Nun war die Grundlage zu allem ferneren Unterrichte gelegt. Man konnte sicher sein, daß der Taubstumme, so oft man ihm das geschriebene Wort einer Sache entweder neben der Sache selbst, oder neben ihrem Bilde zeigte, nicht ermangeln würde, bei sich zu denken: das ist das Zeichen, wobei man jene Sache sich vorzustellen und anzudeuten pflegt. Auf diese Grundlage konnte nun die Erlernung der ganzen Schriftsprache, so weit die Wörter derselben die sinnlichen Dinge selbst bezeichnen, gebaut werden.

Der nächste Schritt, welcher nunmehr gethan werden mußte, war: dem Taubstummen auch solche Wörter bekannt und verständlich zu machen, welche nicht die

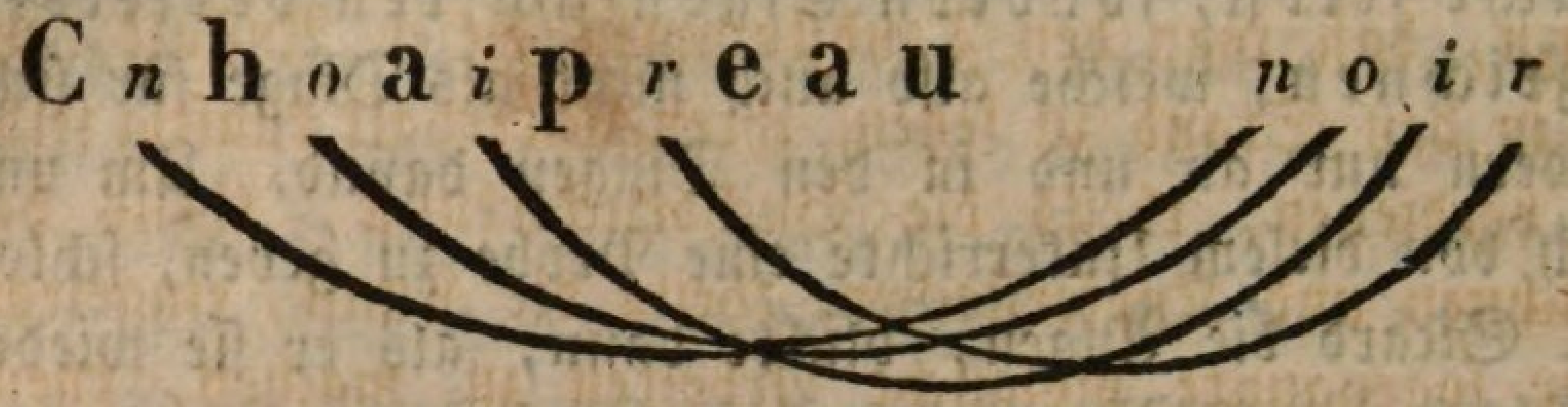
Sache selbst, sondern Eigenschaften derselben bezeichnen, welche also auch nicht als Dinge für sich, sondern nur an und in den Dingen dasind. Um uns auch von diesem Unterrichte eine Probe zu geben, schloß Hr. Sicard die Augen, blickte dann, als er sie wieder aufschlug, voll Verwunderung den Hut an, und gab durch vernehmliche Zeichen sein Befremden zu erkennen, daß der Anblick des schwarzen Hutes ebendieselbe Empfindung in ihm errege, die man bei geschlossenen Augen habe. Der Taubstumme verstand ihn alsobald, und bezeichnete ebendenselben Gedanken auf seine Weise. Jener schrieb hierauf das Wort noir, schwarz, an die Tafel, und wiederholte wechselsweise bald die natürliche Bezeichnung der Schwärze, bald das Hinzeigen auf den Hut und auf das Wort schwarz. Um hiernächst den Begriff zu erwecken, daß die Eigenschaft schwarz nicht für sich, sondern nur in und an dem Hute dasei, schrieb er erst das Wort:

C h a p e a u

mit weit auseinander gerückten Buchstaben hin, und trug alsdann diejenigen, aus welchen das Wort noir besteht, folgendergestalt zwischen jene ein:

C *n* h *o* a *i* p *r* e a u;

anzudeuten, daß das noir in dem Chapeau, und nicht für sich, wahrgenommen werde. Um nun aber auch zu zeigen, daß wir in Stande sind, die Eigenschaften der Dinge von denselben abzuziehen und besonders zu denken, zog er die einzelnen Buchstaben, woraus das Wort noir besteht, aus dem Worte Chapeau durch Hülfe krummer Linien wieder heraus, und schrieb sie besonders neben einander hin:



Hieraus ersah der Taubstumme, daß der Begriff schwarz nicht mehr, wie vorher, mit dem Begriffe Hut verbunden, sondern für sich allein gedacht werden solle, und alsdann durch noir bezeichnet werde.

Damit war denn also auch der Weg, zu abgezogenen Begriffen und zur Kenntniß derjenigen Wörter zu gelangen, wodurch sie in der Schriftsprache bezeichnet werden, gebahnt; und Herr Sicard konnte seinem Taubstummen nunmehr von beiden nach und nach so viele lehren, als er wollte.

Gern hätte ich nun auch noch dem dritten Hauptschritte, dem schwierigsten von allen, beigewohnt, wodurch der Taubstumme zu allgemeinen und übersinnlichen Begriffen, und ihrer Bezeichnung durch Schriftsprache, z. B. Tugend, Laster, Geist u. s. w., geführt wird; allein man sah dem armen Hrn. Sicard an, daß er, nach dreistündigem Reden und angestrengter Geistesarbeit, in außerordentlicher Mittagshitze, so erschöpft war, daß es unbescheiden gewesen sein würde, ihm noch mehr zuzumuthen. Ich mußte daher auf die Bekanntschaft mit diesem wichtigen Theile seiner sehr durchdachten Lehrart für dasmahl Verzicht thun.

Und wenn Du nun, mein lieber Eduard, auf die Menge der Buchstaben zurücksiehst, die ich heute für Dich geschrieben habe, so wirst Du finden, daß auch ich wol berechtiget sein mag, mich, wo nicht für erschöpft,

doch für ermüdet zu erklären. Ich füge daher nur noch hinzu, daß man den Taubstummen dieser Anstalt, um sie in den Stand zu setzen, ihren Unterhalt künftig selbst zu verdienen, theils die Buchdruckerkunst, theils das Zeichnen und Kupferstechen, theils die Kunst, eingelegte oder sogenannte mosaische Arbeiten zu machen, theils auch geringere Handwerke lehrt, und daß für das Alles die nöthigen Werkstätte in der Anstalt selbst errichtet worden sind.

Lebe wohl, mein Lieber, und freue Dich mit mir des vielen Guten, welches weise und menschenfreundliche Männer in allen Ländern stiften! Einst, so Gott will, sollst auch Du die Zahl derselben vermehren helfen.

Vier und zwanzigster Brief.

Paris.

Wünsche mir Glück, lieber Eduard! Ich habe zu meiner großen Freude wiedergefunden, was bei meinem vorigen Hiersein mich so sehr begeisterte, was ich in den ersten drei oder vier Wochen meines diesmahligen Aufenthaltes zu Paris überall vergebens suchte, und wovon ich daher schon zu besorgen angefangen hatte, daß es aus der Reihe der Dinge gänzlich verschwunden sei. Was das ist, willst Du wissen? Rathe! »Etwa der damahlige Volksgeist in seinem schönen Aufschwunge zum höchsten Gipfel der Bestimmung des Menschen und der Völker? Etwa das glühende Hochgefühl für vernünftige Freiheit (damahls war ja noch Vernunft dabei im Spiele!) in Bezug auf Vaterland und Menschheit?«

Nein, mein guter Freund; diese suche ich zwar auch schon lange, bis jetzt aber haben sie sich meinen Blicken noch immer zu entziehen gewußt. Sollte ich während meines Hierseins noch so glücklich sein, sie irgendwo zu entdecken, so werde ich nicht ermangeln, meine Freude darüber durch die erste Post mit Dir zu theilen.

Mit Einem Worte, was ich wiedergefunden habe, sind — Franzosen! Franzosen, meine ich, wie sie vor der Umwälzung waren, und wie ich sie auch noch bei meinem vorigen Hiersein fand; nur mit Ausschluß des sie damahls beseelenden Gemeingeistes und der damit verbundenen echten Freiheits- und Vaterlandsliebe; kurz, Franzosen mit allen den liebenswürdigen Eigenheiten — dem jugendlichen Frohsinne, der kindlichen Genügsamkeit, dem leichten, flatternden, fröhlichen und muthwilligen Witze, der unschuldigen Ausgelassenheit bei gesellschaftlichen Vergnügungen, unter strenger Beobachtung der zartesten Wohlanständigkeit — welche dieses Volk einst zu einem der angenehmsten für den Beobachter, und zum glücklichsten unter der Sonne machten. Ich weiß nunmehr, wo ich diese Franzosen finden kann; und sicher werde ich sie so oft daselbst aufsuchen, und durch den Anblick ihres Wesens und Treibens so oft mich ergetzen, als Zeit und Umstände es nur immer erlauben wollen.

Wo das sei, fragst Du? Nicht auf den Straßen der Stadt: da sieht man, wie ich Dir schon geschrieben zu haben meine, größtentheils nur ernste, um nicht zu sagen mißmüthige, Gesichter; nicht in den gesellschaftlichen Kreisen: da ist man, so weit ich sie bis jetzt kenne, so über die Maßen vernünftig, bedächtig und rücksichtig geworden, als wenn man mit lauter Polizeispähern umgeben wäre; nicht einmahl an den öffentlichen Vergnü-

gungsörtern der Stadt, in dem Garten des Tribunatspalastes *), in den Schauspielhäusern u. s. w., wo man ehemahls so ausgelassen lustig zu sein pflegte: — denn auch da geht es jetzt meistentheils so still, so ruhig und ernsthaft her, daß man beinahe unter Deutschen zu sein glaubt; sondern — auf den ländlichen Vergnügungsplätzen außerhalb der Stadt. Ja, mein Freund, aufs Land muß man hier gehen, wenn man Franzosen sehen will! Nicht, als wenn diejenigen, welche man als solche daselbst wiederfindet und wiedererkennt, lauter Landleute wären, sondern weil alle, Städter und Landbewohner, sobald sie sich im Freien zur Erholung und zum Vergnügen versammelt haben, vermöge ihrer kindlichen Natur, alle Sorgen und allen Griesgram über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige dahinten lassen, und für den Augenblick wieder in alle ihre alten liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten zurücktreten.

Dieses liebliche Schauspiel kann man nicht nur alle Tage in den, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Gärten, in den Elisäischen Feldern und dem Boulogner Gehölze, sondern vornehmlich auch alle Sonn- und Festtage in jedem Dorfe sehen. Besonders in diesen letzten; weil hier der größte Theil der sich gemeinschaftlich und öffentlich Vergnügenden aus einfachen und frohsinnigen Landleuten besteht, und weil auch diejenigen Städter, welche sich unter sie mischen, um an ihren unschuldigen Vergnügungen Theil zu nehmen, nach Ablegung alles Städtischen, sich ihnen so vollkommen gleich-

---

*) So wird das ehemahlige Palais royal, welches seinen Namen wol noch öfter verändern wird, vor der Hand noch genannt, weil die Volksvertreter oder Tribunen ihren Versammlungssaal darin haben.

zu stellen wissen, daß man keinen andern Unterschied, als den der feinern Kleidung an ihnen bemerken kann. Ebendieselbe herzliche Fröhlichkeit; ebendieselbe kindliche Genügsamkeit mit den wenigen und einfachen sinnlichen Genüssen des Gaumens, die man sich dabei erlaubt; ebendieselbe Unschuld und Wohlanständigkeit des Betragens und der Sitten; ebendieselbe gegenseitige Anerkennung der vollkommensten Gleichheit, und eine gänzliche Verschmelzung jedes Unterschiedes der Stände! Man sieht die feinsten Pariser Herren der einfachsten Bäuerinn eben die zarte Achtung erweisen, die man anderswo nur Frauenzimmern von Erziehung und Stande schuldig zu sein glaubt; und die feinste Pariserinn findet es nicht unter ihrer Würde, mit dem zwar schlichten, aber bescheidenen und ehrliebenden jungen Bauer eben so herzlich zu tanzen, als wenn gar kein Unterschied der Stände und der Sitten unter ihnen jemahls Statt gefunden hätte. Die junge Bäuerinn heißt eben so gut Mamsell oder Madam, der junge Bauer eben so gut Monsieur, und Beide werden mit eben der Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelt, als wenn sie modisch angezogen und Leute von feiner Erziehung wären. Der Tanz ist bei diesen ländlichen Vergnügungen zwar immer die Hauptsache, weil die Franzosen geborne Tänzer sind, und diese Art von Ergetzlichkeit mehr als andere leidenschaftlich lieben; allein andere, und zwar kindlich einfache und unschuldige Belustigungsarten, sind keinesweges ausgeschlossen. Einige schlagen Ball, Andere schaukeln sich; Einige treiben mancherlei andere Arten von Uebungsspielen, welche körperliche Gewandtheit und Stärke erfodern, Andere lagern sich im Grünen, und vergnügen sich entweder durch Tonkunst oder durch fröhliches Geschwätz. Ja, ich habe sogar einige, und zwar erwach-

sene, sogar ältliche Personen bemerkt, welche sich eines kindischen Spielzeugs, einer Art von Klapper, bemächtigt hatten, und sich so eifrig und alles Ernstes stundenlang damit beschäftigten, als wenn sie entweder einer Berufsarbeit oblägen, oder ein Lieblingsspiel trieben. Man glaubt mitten unter einer Menge gutartiger Kinder zu sein.

Was einem Deutschen am meisten dabei auffällt und ihn in Verwunderung setzt, ist die Bemerkung, wie wenig sinnlichen Genusses der Franzose bedarf, um zur höchsten gesellschaftlichen Fröhlichkeit gestimmt zu werden. Bei uns müssen die trägern Lebensgeister, welche uns zu Theil wurden, gewöhnlich erst durch Speise und Trank angeregt und gehoben werden, wenn wir gesellschaftlich froh und munter werden sollen; hier sieht man die Leute nach einem einzigen Trunke Bier, Zitronenwasser oder deßgleichen, eben so herzlich froh, aufgeweckt und begeistert, als wenn sie eine Flasche des geistreichsten Weins ausgeleert hätten. Ich bin versichert, daß bei einem solchen Landfeste tausend Franzosen ihrem Wirthe lange nicht so viel zu verdienen geben, als hundert Deutsche von gleichen Vermögensumständen an ihrer Stelle thun würden. Eine schöne Eigenthümlichkeit, die ich in gleichem Grade bei keinem andern Volke gefunden habe! Man möchte daraus schließen, daß den Franzosen weniger Sinnlichkeit und eine reinere Geistigkeit zu Theil geworden sei, als uns Andern, wenn nicht Beobachtungen anderer Art, die hier eben so leicht zu machen sind, das Gegentheil bewiesen.

Der Französische Tanz ist ein Bild der Fröhlichkeit, oder vielmehr ein natürlicher Ausdruck derselben. Es müßte ein lustiges Schauspiel gewähren, einen Trupp Norddeutscher Landleute und einen andern von Franzö-

sischer Abkunft ihre Volkstänze neben einander tanzen zu sehen. Der Abstich würde gleich auffallend und grell sein, man möchte auf das Unterscheidende der Tänze oder der Tänzer sehen. Der Französische Tanz besteht in einem unaufhörlichen fröhlichen Hüpfen, wobei der eine Fuß hoch in der Luft ist, indeß der andere den Boden berührt. Die Bühnentänze oder sogenannten Ballets sind nur eine höhere Veredelung desselben. Es ist ein wunderbarer Anblick, bei den größern ländlichen Festen in dem sogenannten Tivoli — einem sehr geräumigen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Garten — einige hundert Tanzpaare abwechselnd und nach dem Zeitmaße bald in die Luft fliegen, bald wieder zur Erde hinabsinken zu sehen. Es scheint, daß die Natur selbst den Franzosen diesen hüpfenden Tanzschritt, als einen unwillkührlichen Ausbruch der Fröhlichkeit, gelehrt hat; denn ich habe ganz kleine Kinder von zwei, höchstens drittehalb Jahren gesehen, die auf einem grünen Rasenplatze, unfern dem Tanzraume der Erwachsenen, ihn so vollkommen nachahmten, daß man hätte wetten mögen, sie wären schon lange von einem Tanzmeister darin geübt worden, welches doch unmöglich der Fall sein konnte. — Traurig aber ist der Anblick, der sich bei jenen Tanzfesten der Landleute hier überall darbietet, daß neun Zehntel jeder Tanzgesellschaft Mädchen und Weiber, und nur ein Zehntel Jünglinge sind. So sehr haben die letztverflossenen 12 Jahre hier unter den jungen Leuten männliches Geschlechtes aufgeräumt!

Unter den vorzüglichsten Gärten und Gebäuden, welche seit meinem ehemahligen Hiersein dem öffentlichen Vergnügen gewidmet wurden, zeichnen sich besonders viere aus: Frascati, Tivoli, das Hameau de Chantilly und Idalie. Der erste ist innerhalb

der Stadt; der zweite liegt am Nordost-Ende derselben, der dritte (ehemahls der Prinzessinn von Bourbon gehörig) beim Anfange der Elisäischen Felder, und der vierte innerhalb derselben, gegen das Boulogner Gehölz zu. Wenn die Masse des Vergnügens, welches an dergleichen Oertern genossen wird, den Werth derselben bestimmt, so ragen alle viere vor den weltberühmten Vergnügungsplätzen zu London, Vauxhall und Ranelagh, weit hervor. Hier sieht man wirklich frohe Menschen, deren Anblick zur Fröhlichkeit hinreißt, indeß man dort nur Leute zu sehen glaubt, welche gekommen sind, ihre üble Laune verwittern zu lassen. Frascati wird besonders von der schönen Welt besucht, ungeachtet Keiner, er sei von welchem Stande er wolle, davon ausgeschlossen ist. Dahin muß man also gehen, wenn man die neuesten Moden, Pracht und feine Sitten sehen will. Das sehr schöne, große und geschmackvoll eingerichtete Haus und der dazu gehörige, zwar nicht geräumige, aber vortrefflich angelegte Garten sind alle Abend erleuchtet; aber zweimahl in der Woche werden gewöhnlich Feuerwerke und Tonspiel bei großer Prachterleuchtung darin gegeben. An den gewöhnlichen Tagen hat man, wenn man nicht etwa eine Erfrischung verlangt, das Vergnügen, sich hier zu ergehen und die schöngekleideten Herren und Frauen zu mustern, ganz umsonst; an den beiden festlichen Tagen hingegen bezahlt man eine, in Bezug auf die Kosten des Unternehmers, sehr billiges Eintrittsgeld. Trotz dem ungeheuren Gedränge, welches hier zu entstehen pflegt, geht doch Alles so friedlich, fröhlich und wohlanständig zu, daß der Anblick davon auch den übellaunigsten Menschen nothwendig erheitern muß.

Tivoli hat einen ungleich größern Umfang, und die-

tet zugleich eine viel größere Mannichfaltigkeit von Vergnügungsarten dar. Dies wird daher, besonders an festlichen Tagen, d. i. wenn große allgemeine Erleuchtung, Feuerwerk und Tanzbelustigung Statt finden, auch ungleich stärker, als jenes, besucht. Ich bin überzeugt, einige Mahl gegen 20,000 frohe Menschen daselbst versammelt gesehen zu haben. Denn ungeachtet der Garten noch größer als der unsrige ist, so war er doch so voll, daß man sich durchdrängen mußte, wenn man aus einem Theile desselben nach einem andern zu kommen wünschte. Alle Arten von Belustigungen, die für einen solchen Ort sich nur erdenken lassen, findet man daselbst vereinigt — Speisen, Getränke und Erfrischungen in großer Mannichfaltigkeit, Tonspiel in mehren Theilen des Gartens, allgemeine prachtvolle Erleuchtung desselben, Feuerwerke, Tanzbelustigungen in einer langen und breiten Wandelbahn zwischen Baumreihen auf einem mit Brettern belegten Boden, Ringstechen oder Karussell, Wasserbelustigungen auf kleinen Teichen, allerlei Arten von Jugendspielen, an welchen hier aber auch die Alten Antheil nehmen, z. B. Ballschlagen, Schaukeln u. s. w., Gaukler, Luftspringer, Chinesische Schattenspieler u. s. w. u. s. w. Eine Art von Jugendbelustigung, die hier besonders viele Liebhaber findet und jedesmahl viele Zuschauer herbeilockt, muß ich Dir wol, weil sie für Dein Alter gehört und eine nützliche Körperübung gewährt, ausführlich beschreiben.

Zwei in die Erde gerammte Pfähle, ungefähr zehn Fuß hoch über der Erde, stehen etwa 16 bis 18 Fuß aus einander. An jedem dieser Pfähle ist oben ein bewegliches Rad mit drei hervorragenden Speichen befestiget, und an das Ende jeder Speiche hat man ein starkes Seil geknüpft, welches von dem einen Rade bis

zum andern reicht, und an diesem, wie an jenem, und zwar straff angezogen, befestiget ist. Diese drei Seile bilden dann ein Dreieck, indem das eine oben, die beiden andern aber gegen zwei Fuß tief unter demselben sind. Die Kunst oder die Uebung besteht nun darin, daß Derjenige, der sie bestehen will, an dem einen Pfahle hinaufklettert, sich dann auf das oberste Seil reitlings niederläßt, und die untern beiden gleichsam zu Steigbügeln gebraucht, indem er die Füße darauf setzt, und so nun erst das Gleichgewicht zu gewinnen sucht. Hat er dieses, so kommt es darauf an, in dieser Stellung von dem einen Pfahle bis zum andern fortzurutschen. Hiezu wird aber viel Gewandtheit und Aufmerksamkeit erfodert; denn verliert Einer beim Fortrutschen das Gleichgewicht, wäre es auch nur um einen kleinen Fingerbreit, so drehen sich die beiden Räder augenblicklich um, das oberste Seil, worauf er ritt, wird nun das unterste, und der Reiter stürzt natürlicher Weise hinab. Mit diesem Sturze hat es indeß keinesweges etwas zu bedeuten, denn theils fällt der Abgeworfene rücklings auf weichen Rasen, theils hängt es auch von ihm selbst und von seiner Besonnenheit ab, gar nicht zu fallen. Denn vergißt er nur nicht, indem die Räder sich umdrehen, das Seil, worauf er ritt, zu ergreifen und festzuhalten, so hängt er an diesem, wenn es unten ist, mit den Füßen hinab, und braucht nur loszulassen, um nach einem kleinen Falle von zwei bis drei Fuß in gerader Stellung den Boden zu erreichen.

Der dritte obengedachte ländliche Belustigungsort, der Weiler*) von Chantilly (le Hameau de Chan-

*) Ein nur aus wenigen ländlichen Wohnungen bestehender Ort, welcher noch nicht den Namen eines Dorfs verdient.

tilly), besteht gleichfalls theils aus einem nunmehr dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Palaste der ehemahligen Prinzessinn von Bourbon, theils aus einem dazugehörigen, ziemlich geräumigen und sehr angenehmen Garten. Auch hier finden alle die obigen Belustigungsarten Statt. Als ich diesen reizenden Ort vor einigen Tagen besuchte, bot sich mir daselbst ein Schauspiel dar, welches zu den angenehmsten gehört, die mir hier vorgekommen sind, weil der Französische Volkssinn oder Karakter mit allen seinen Eigenheiten sich dabei in so starken Zügen entfaltete, daß selbst der schwächste Zeichner ihn danach unmöglich verfehlen konnte. Es wird Dir, denke ich, nicht unangenehm sein, dieses mahlerische kleine Schauspiel hier beschrieben zu finden.

Auf einem Teiche, kaum groß genug, um einem einzigen Kahne nothdürftigen Spielraum zu gewähren, befanden sich deren nicht weniger als elf oder zwölf, sämmtlich mit Herren und Damen besetzt, die einander die kleine Wasserfläche streitig zu machen, mitunter auch wol durch hartes Anfahren einander über Bord zu werfen suchten. Ueber diesen Spaß und über das Nichtübelnehmen desselben schien man einverstanden zu sein. Zweien Herren in einem dieser Kähne gelang es denn auch wirklich, einem Dritten, der sich ganz allein in einem andern befand, durch heftiges Anrudern gegen seinen Bord einen so gewaltsamen Stoß zu versetzen, daß er das Gleichgewicht verlor, und rücklings ins Wasser stürzte. Er richtete sich indeß bald wieder auf die Füße, nahm die Sache, mit echtfranzösischer Artigkeit, für Das, was sie sein sollte, und war selbst der erste, welcher den Spaß belachte. Seine Besieger und einige hundert umherstehende Zuschauer lachten mit, und so war und blieb Alles bis dahin in der Ordnung.

Jetzt aber fiel es dem Gebadeten, der bis an den Leib im Wasser stand, ein, den Scherz zu erwiedern. Meine Herren, hub er an, Sie haben die Güte gehabt, mir zu einem Bade zu verhelfen, welches bei der heutigen Hitze ganz wohl thut; es ist billig, daß ich Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür bezeige. Mit diesen Worten schöpfte er Wasser mit der hohlen Hand, und fing an, die beiden Herren zu bespritzen. Dies fanden die Zuschauer nicht anders als billig. Sie riefen ihm Beifall zu, und rings um den Teich her erschallte es laut: ja! ja! bespritzt! bespritzt! Die beiden Herren im Kahne ruderten aus Leibeskräften, um der Benetzung zu entgehen, allein ihr Verfolger, angefeuert durch den allgemeinen Zuruf, erreichte sie dennoch, ergriff und hielt den Kahn mit der einen Hand, und fing an, sie mit der andern so reichlich zu begießen, daß sie in kurzer Zeit beinahe eben so durchnäßt waren, als er. Dies verursachte ein allgemeines Frohlocken, Händeklatschen und Beifallrufen von Seiten der Zuschauer. Allein dadurch fühlte der Ehrgeiz des Einen sich so tief verwundet, daß er in Wuth gerieth. Er ergriff das Ruder, und versetzte seinem Gegner einen so nachdrücklichen Stoß auf die Brust, daß dieser davon zurücktaumelte. In diesem Augenblicke ergriff glühender Zorn die ganze Versammlung der Zuschauer. Alle, Herren und Damen, Alte und Kinder, schrien mit Einem Munde: das ist abscheulich! das ist schändlich gehandelt! Herunter mit dem Grobian! Mit diesen Worten ergriff Jeder und Jede einen der umstehenden kleinen Strohstühle, und warf ihn Dem, der, dem allgemeinen Gefühle nach, die Gerechtigkeit und den Wohlstand so sehr verletzt hatte, Rache schnaubend auf den Leib. In einem Augenblicke waren der Kahn desselben und die Wasserfläche

rings umher mit dergleichen Stühlen ganz überdeckt. Der Gestoßene hatte unterdeß sich wieder erholt, und drang von neuen, unter dem unaufhörlichen Zuruf der Versammlung: herunter mit dem Buben! auf seinen Beleidiger ein, ergriff ihn beim Rockschooße, und bemühete sich aus Leibeskräften, ihn zu sich hinab über Bord zu ziehen. Allein da dieser, ein baumstarker Mann, sich kräftig dagegen stemmte, so riß ihm jener den Rock von unten bis in den Nacken dergestalt entzwei, daß derselbe ihm nur noch in zwei Lappen von den Achseln hinabhing. Neues Frohlocken! Neues allgemeines Beifallrufen! Und immer von neuen wieder: herunter mit dem Buben! Dieser sowol, als auch sein Gefährte wandten jetzt alle ihre Kräfte an, um das Ufer zu erreichen. Es gelang ihnen; allein in dem Augenblicke, daß der erste den Fuß ans Land setzte, gab ihm eine daselbst stehende Dame einen so derben Stoß, daß er rücklings überschlug, und mit dem Kopfe zuerst hinab ins Wasser sank. Dem zweiten, der an einer andern Stelle ans Ufer springen wollte, widerfuhr das Nämliche.

Von diesem Augenblicke an trat der Französische Edelmuth an die Stelle des Französischen Feuereifers. Die öffentliche Gerechtigkeit war befriediget, die verletzte Artigkeit und Wohlanständigkeit hatten die ihnen gebührende Genugthuung erhalten; und weg waren Unwille und Zorn, vergessen die Beleidigung! Sie schien, wie durch eine entsündigende Taufe, rein abgewaschen zu sein. Man ließ die Gebadeten nicht nur ruhig ans Land steigen; sondern man reichte ihnen sogar die Hand, und keine Seele in der Versammlung erlaubte sich von nun an, ihnen auch nur noch ein einziges unangenehmes Wort zu hören zu geben. Hätte man sie einige Augenblicke eher, als die Büßung vollendet war, erreichen können, ich

glaube, man würde sie zerrissen, wenigstens schrecklich gemißhandelt haben. Jetzt aber war auf einmahl Alles vergeben und vergessen. Man erlaubte sich nicht einmahl mehr, den Vorgang zu belachen. Selbst die drei Kämpfer standen, triefend von Wasser, nunmehr wieder als gute Freunde neben einander, und belachten gemeinschaftlich ihren kleinen Unfall, bis sie endlich, vollkommen beruhiget, sich entfernten, um sich umzukleiden.

Es wird, denke ich, nicht nöthig sein, Dir die einzelnen Züge, welche in diesem Vorgange die Französische Sinnesart so deutlich bezeichnen, auszuheben. Wer fühlt nicht, daß der nämliche Vorfall, wenn er sich in England oder Deutschland ereignet hätte, ganz anders ausgefallen sein würde!

Es giebt Eine Haupteigenheit dieses Volks, welche bei allen andern Bestimmungen seiner Denk- und Sinnesart zum Grunde liegt, durch alle andere klar herorschimmert, und alle andere, auch wenn sie noch so widersprechend scheinen, vollkommen begreiflich macht. Dies ist die aus Allem hervorleuchtende Kindlichkeit ihrer Gemüthsart. Ja, lieber Eduard, die Franzosen sind an Herz und Empfindung große Kinder, voll Leben und Kraft, und ich bin keinesweges gemeint, sie deßwegen tadeln oder bespötteln zu wollen. Was kann man Besseres und Liebenswürdigeres haben, als Kindersinn? Daß sie, gereizt und in Feuer gesetzt, auch als Männer handeln können, haben sie uns in dem letztverflossenen Kriege so oft und unumstößlich bewiesen, daß wir es so bald wol nicht vergessen oder läugnen werden. Gleich Kindern, werden sie nur von dem Gegenwärtigen gerührt; das Vergangene ist schnell vergessen, das Künftige kümmert sie nicht. Gleich Kindern, haben sie zu jeder Zeit offene Sinne und offene Herzen

für jeden neuen Eindruck, und können daher auch, gleich jenen, leicht und schnell von dem einen Aeußersten zum andern, von der tiefsten Betrübniß zur höchsten Freude, von dem schwärzesten Mißmuthe zur rosenfarbenen Lustigkeit, von ernsten Betrachtungen zum flatternden Leichtsinne, vom schmelzenden Mitleid und von jungfräulicher Sanftmuth zu barbarischer Grausamkeit übergehen. Gleich Kindern, sind sie genügsam, haben, gleich diesen, um von Herzen froh zu werden, nur sehr geringer Mittel und sehr weniger Zurüstungen nöthig, und bedürfen nicht erst, wie manche andere Völker, durch Gaumenkitzel und erhitzende Getränke zur Fröhlichkeit gestimmt zu werden. Ein Glas Gersten- oder Zitronenwasser, ein Ball oder eine Kinderklapper, die ihnen zufälliger Weise in die Hände fallen, eine elende Geige, die sie streichen hören — sind, besonders im Freien, gemeiniglich hinreichend, sie mit sich, mit ihrem Zustande und mit der ganzen Welt zufrieden zu machen, ihren Frohsinn zu wecken und ihre tanzlustigen Füße in Bewegung zu setzen. Gleich Kindern, wollen sie immer in Bewegung sein, immer etwas Neues sehen, hören und empfinden, immer aus einem Zustande in den andern, wäre es auch ein schlechterer, wenn's nur ein neuer ist, übergehen, sich immer Andern mittheilen, und hören, was Andere ihnen mitzutheilen haben. Gleich Kindern, sind sie des zartesten Mitleids und der kältesten Grausamkeit fähig, Beides nicht aus Grundsätzen oder eingewurzelter Neigung, sondern wie der augenblickliche Eindruck sie stimmt, und Beides nur für den Augenblick, nicht auf die Dauer. Gleich Kindern, behandeln sie oft die wichtigsten Dinge mit Leichtsinn, und Kleinigkeiten mit einem Ernst und Eifer, als wenn ihr und der Welt ganzes Wohlergehen davon abhinge. Gleich

Kindern, verstehen sie noch nicht, sich selbst zu führen; sondern bedürfen (siehe ihre neueste Geschichte!) eines Hofmeisters, der sie unter Aufsicht habe, und ihnen sage, was sie thun und was sie lassen sollen. Gleich Kindern, sind sie sanft, bescheiden, lenksam und gut, so lange sie entweder nicht gereizt werden, oder unter Aufsicht und in Abhängigkeit leben; aber auch wild, übermüthig, trotzig und unbescheiden, sobald sie sich entweder in Freiheit fühlen, oder in eine Lage versetzt werden, in welcher sie über Andere zu gebieten haben. Es scheint, daß sie die Freiheit eben so wenig, als die Macht ertragen können *).

Seitdem ich diesen Hauptzug aufgefaßt habe, ist der Franzose für mich kein Proteus mehr. Ich halte ihn bei seiner Kindlichkeit; und alle seine Verwandelungen erklären sich von selbst. Alle Auftritte der letztverflossenen dreizehn Jahre, bis auf den heutigen Tag, sind mir nun vollkommen begreiflich, und ich wundere mich keinen Augenblick mehr, daß ich ehemahls die Menschen und den Zustand der Dinge hier so ganz anders fand, als sie jetzt sind. Auch dieser jetzige Zustand wird noch nicht der letzte sein, und es soll mich gar nicht befremden, wenn vier Wochen nach mir ein anderer Reisender Alles hier ganz anders findet, als ich es Dir beschreibe. Die Zeit und der Französische Volksgeist haben noch nicht aufgehört zu kreisen; stündlich kommen

*) Daher die allgemeine und bittere Klage über die Härte und Unbescheidenheit, deren sich jetzt viele der Beamteten und Machthaber gegen ihre Mitbürger schuldig machen sollen. Ich selbst bin einige Mahle in öffentlichen Amtsstuben Zeuge davon gewesen, wie schnöde jetzt hier, in dem Lande der Freiheit, ein Bürger dem andern, der Angestellte dem Bittenden, zu begegnen sich erlaubt.

neue Wechselbälge zum Vorschein, und gleich dem Saturn fressen jener Vater und jene Mutter ihre kaum gebornen Kinder stündlich wieder auf. —

Uebrigens ist es gewiß und augenscheinlich, daß der alte Französische Frohsinn auf dem Lande weniger, als in den Städten, gelitten hat. Das ist denn auch ganz begreiflich. Dort sah man in den Zeiten der Umwälzung weniger von den sie begleitenden Unthaten, als hier. Dort wurden auch die Leute, in den Jahren der Theurung und der Befreiung von ihren ehemahligen Lasten, bereichert; hier verarmten sie. Folgendes Beispiel von der muthwilligen Fröhlichkeit, zu der das hiesige Landvolk, trotz der schweren Abgaben, worunter es jetzt wieder seufzt, sich noch erheben kann, mag meinen heutigen Brief beschließen.

Es ist ein alter Volksgebrauch in Frankreich, einen Ehemann, welcher überwiesen werden kann, daß er sich von seiner Frau hat schlagen lassen, auf einen Esel zu setzen, und so in Begleitung aller Umherwohnenden einen feierlichen Umgang mit ihm zu halten. Dieser Gebrauch ist seit kurzen an zwei Orten wieder erneuert worden, und hat Gelegenheit zu den lustigsten Volksfesten gegeben; das erste Mahl zu Souche, das andere Mahl, und zwar vor acht Tagen erst, zu Sainte-Ranne. Beide Dörfer liegen in der Nähe von Paris. Von dem letzten Orte lautet der Bericht in hiesigen öffentlichen Blättern, wie folget. Es versammelten sich an dem genannten Orte, zugleich mit den Bewohnern desselben, die Landleute von St. Mairant, La Motte St. Herage, Exoudu u. s. w. an der Zahl 1200. Viele von ihnen waren mit Kesseln, Klangeisen, Schallbecken, Kuhhörnern und ähnlichen Tonwerkzeugen versehen. Man bemächtigte sich des Ueberwiesenen, setzte

ihn auf einen Esel, und ließ ihn unter Sang und Klang den feierlichen Umgang halten. Vorher hatte man einen aus der Versammlung zum Anführer ernannt. Dieser machte, zur Erhaltung der guten Ordnung, die nöthigen Gesetze, welche von Allen mit der pünktlichsten Genauigkeit befolgt wurden. Eins derselben war, daß Keinem erlaubt sein sollte, mehr als eine halbe Flasche Wein zu trinken. Wer dieses Gesetz übertreten wollte, und sich mehr geben ließ, dem wurde die Flasche ohne Barmherzigkeit zerschlagen. Alles lief in der besten Ordnung und bei ungestörter Fröhlichkeit ab.

Sollte man glauben, daß Leute, welche vor kurzen erst den Schrecknissen des Hungertodes und den Gräueln des Bürgerkrieges entgangen sind, schon jetzt wieder einer so muthwilligen Lustigkeit fähig wären? So sieht man Kinder, welche die Ruthe bekommen haben, zehn Minuten nachher muthwillig hüpfen und springen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Es lebe die Kindlichkeit!

Wir andern Deutschen scheinen, mit diesem Volke verglichen, Greise zu sein. Immerhin! wenn wir es nur nicht danach machen, daß man uns mit Recht beschuldigen kann, in einem andern Sinne schon wieder kindisch geworden zu sein.

Lebe wohl, mein theurer Sohn!

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris.

In meinem letzten Briefe unterhielt ich Dich mit angenehmen und lustigen Bemerkungen; diesmahl, mein

lieber Eduard, habe ich Dir Nachrichten von entgegengesetzter Art mitzutheilen.

Eine der trostreichsten Hoffnungen des Menschenfreundes, während der Gräuel, welche die Französische Staatsumwälzung begleiteten, bestand in der angenehmen Aussicht, daß die Priesterherrschaft und der verderbliche Geist des Papstthums aus Frankreich für immer verschwinden würden. Merke wohl auf meine Worte, lieber Eduard! Ich meine nicht die katholische Religion, sondern nur die genannten beiden Auswüchse derselben, ohne welche jene sich recht gut denken läßt. Von diesen, sage ich, hofften alle aufgeklärte Freunde der Vernunft und der Menschheit in allen Glaubenszünften, daß sie, einmahl weggeschnitten, nicht von neuen wieder hervorwachsen sollten, und daß alsdann die katholische Gotteslehre, gereiniget von menschlichen Zusätzen, gleich ihren Schwestern, den freigläubigen Bekenntnissen, sich der Einfachheit, Wahrheit und Würde der ursprünglichen Kristuslehre immer mehr und mehr wieder nähern würde, um hienächst nicht mehr die unduldsame Beherrscherinn, sondern eine sanfte Zurechtweiserinn der Verirrten, eine duldsame Freundinn der Schwachen und eine Trösterinn der Leidenden zu sein. Dies hofften wir, und freueten uns zum voraus des Segens, der sich dadurch über Frankreich, und, durch das Beispiel in diesem, nach und nach auch über andere gemeingläubige Länder verbreiten würde. Allein auch diese kurzerhebende Hoffnung ist — vereitelt worden.

Die Uebereinkunft mit dem Oberbischofe in Rom, oder das sogenannte Konkordat, schien zwar den Anmaßungen der Priesterschaft sehr bestimmte, sehr weise und sehr feste Schranken gesetzt zu haben; allein man mußte den Geist dieser Französischen Priesterschaft weder aus eige-

nen Beobachtungen, noch aus der Geschichte kennen, um sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß es ihr nie gelingen werde, jene Schranken wieder zu durchbrechen. Schon jetzt, nachdem seit der Errichtung der erwähnten Uebereinkunft noch kein volles Jahr verstrichen ist, haben einzelne, in ihren neuen Stellen kaum erst warm gewordene Glieder dieses Ordens die keckſten und wirksamsten Versuche dazu gemacht. Einige haben sich öffentlicher Blätter bemächtiget, und bedienen sich derselben auf die unverschämteste Weise, der Aufklärung entgegenzuarbeiten, der Vernunft Hohn zu sprechen, die Freunde derselben anzuschwärzen, und den Samen der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit von neuen auszustreuen, um durch das Alles die Menschen wieder geneigt zu machen, ihren Nacken unter ihr Joch, das schwerste und schimpflichste von allen, zu beugen. Andere, die sich schon einen hinlänglichen Anhang zu machen gewußt haben, übertreten ungescheut und am hellen Tage wesentliche Punkte jener Uebereinkunft, welche bestimmt war, sie in Schranken zu halten. Wiedere Andere wirken im Verborgenen, theils durch die Ohrenbeichte, theils durch ihre zudringlichen Einmischungen in die innern Angelegenheiten der Familien, theils durch Kinderunterricht, auf die schwachen, des Aberglaubens empfänglichen Seelen, d. i. auf die große Mehrheit des Volks, und stimmen sie für Alles, was ihren Absichten gemäß ist.

Ich habe viele, theils öffentlich bekannt gemachte, theils durch wahrheitliebende Menschen erfahrene Thatsachen gesammelt, womit ich diese Beschuldigungen, wenn's nöthig wäre, Stück für Stück, und zwar doppelt und dreifach belegen könnte. Zur Probe will ich Dir aus jeder Klasse derselben nur eine und die andere hersetzen.

In dem sogenannten Konkordat ist, aus guten Gründen, festgesetzt worden, daß, wenn an einem Orte mehr als Eine Glaubensgenossenschaft eine Gemeine bildet, keine derselben das Recht haben soll, öffentliche Umgänge oder Religionsfeierlichkeiten auf öffentlicher Straße anzustellen. Dieses Gesetz nun ist schon in mehren Städten, wo katholische und freigläubige oder protestantische Gemeinen zusammenleben, unter andern zu Orleans, von katholischen Geistlichen und ihrer Herde ungescheut übertreten worden. Ich habe diese Thatsache aus dem Munde eines rechtschaffenen Katholiken aus der genannten Stadt, welcher Augenzeuge davon gewesen war, und sich selbst wunderte, daß eine so kecke öffentliche Uebertretung des Gesetzes von der Obrigkeit nicht geahndet werde.

Um den Geist kennen zu lernen, welcher jetzt schon in denjenigen Zeitschriften wehet, deren Pfaffen sich zu bemächtigen gewußt haben, braucht man nur z. B. das erste beste Blatt von derjenigen in die Hand zu nehmen, die ein gewisser Pfaffenblendling oder sogenannter Abbé Geoffroy herausgiebt. Ueberall wird man Spuren des gleißnerischen Bestrebens finden, die Aufklärung und ihre Freunde verdächtig zu machen, die Vernunft zu unterdrücken, und, wo möglich, die alte Unduldsamkeit und blinde Priesterverehrung wieder herzustellen. Ueberall zeigt sich schon jetzt die Klaue, die sich kaum noch zurückhalten, und die Zeit nicht erwarten kann, da es ihr wieder erlaubt sein wird, sich unverhohlen auszustrecken.

Als vor einigen Tagen, zur Freude aller Wohldenkenden, durch eine der bessern hiesigen Zeitschriften die Nachricht bekannt gemacht wurde, daß zu Mainz und an andern Orten dieser und der angrenzenden Landvogteien die beiden Glaubenszünfte der Freigläubigen, die

der sogenannten Lutheraner und der Reformirten, der langen unvernünftigen Spaltung müde, in Begriff ständen, eine brüderliche Vereinigung unter sich zu stiften, indem die ersten bereit wären, künftig das Abendmahl nach Art der letzten zu feiern, diese hingegen, auf die Lehre von der Vorherbestimmung und der unbedingten Gnadenwahl Verzicht zu thun; trat sogleich einer von jenen Herren, die es gar zu gern sähen, daß die Protestanten wieder, wie ehemahls, sich unter einander haßten und verfolgten, in einer solchen schwarzen Zeitung auf, um seine frommen Bedenklichkeiten darüber an den Tag zu legen, und die Regierung bange zu machen. Die öffentliche Ruhe, sagte der Gleißner, könne dadurch gefährdet werden; wenigstens scheine sie mehr Gefahr zu laufen, wenn man diese beiden Glaubensgenossenschaften in einem und ebendemselben Tempel versammle, als wenn man sie getrennt und jede für sich ihren Gottesdienst besonders verrichten lasse *). Indem man den Lutheranern und Kalvinisten sage, daß die sie unterscheidenden Lehren unbedeutend seien, könne man sie gewöhnen, auch diejenigen Grundsätze für unbedeutend zu halten, auf welchen die sittlichen Vorschriften beruhen.

In andern öffentlichen Blättern, welche unter der

*) Also Gefahr läuft die öffentliche Ruhe, so lange Protestanten geduldet werden, immer, sie mögen sich vereinigen, oder auch künftig getrennt bleiben, nur in dem ersten Falle mehr, als in dem andern! Also um ganz sicher zu gehen, müßte man keine dieser Glaubenszünfte dulden, sondern nur die Alleinseligmachende mit ihren alleinruhigen Priestern zur alleinherrschenden und einzigen Kirche in Frankreich erklären!! Dann würde die öffentliche Ruhe nie gefährdet werden!!! Da sehe man die Klaue! S. Gazette de France.

Leitung dieser Herren erscheinen, wird im Triumphton erzählt, daß in verschiedenen Städten die Einführung der neuen Bischöfe mit mehr Pomp, als die diesjährige Feier des 14ten Jul., vollzogen sei. Die Sache mag wahr sein — denn wirklich wurde jener Tag hier nicht sehr feierlich begangen; aber welche unverschämte Stirn gehört dazu, mit einem so ungehörigen Vorzuge gegen ein Volk zu prahlen, von dem man eben erst begnadiget worden ist, und diesem Volke unter die Nase zu reiben, daß jene Begnadigung mit mehr Pomp und Herrlichkeit gefeiert wurde, als das erste und wichtigste aller seiner Landesfeste?

Wiederum in einem andern von jenen Blättern entblödet sich der geistliche Verfasser desselben nicht, von demjenigen Bürgereide, den die Priester im Laufe der Staatsumwälzung auf Befehl der Obrigkeit schwören mußten, ungescheut zu sagen: daß er allen Gesetzen des Gewissens und der Ehre zuwider gewesen sei, ungeachtet auch die jetzige Regierung ihn keinesweges gemißbilliget hat. Mit Recht fragt daher der Verfasser des Citoyen Français, wie denn wol jene Herren denjenigen Eid nennten, den ehemahls die Bischöfe schwören mußten, und worin die gräßlichen Worte vorkamen: ich will die Ketzer und Abtrünnigen, welche sich gegen unsern Herrn Papst und seine Nachfolger empören, aus allen meinen Kräften verfolgen und martern! S. Citoyen Français Nr. 977.

In ebendiesem Citoyen Français, der einzigen hier noch übrigen freimüthigen Zeitschrift, wird (Nr. 994) von St. Sevre in Gascogne unterm 14ten Thermidor gemeldet: daß der Priester Deces Caupenne zu 3000 Franken Strafgeld und zu zweijähriger Gefängnißstrafe

verurtheilt worden sei, weil er, erwiesener Maßen, durch vorgebliche Zaubereien die Leichtgläubigkeit einfältiger Landleute gemißbraucht habe.

In einem Gespräche über das hier erst zu schaffende öffentliche Schulwesen äußerte ich gegen einen einsichtsvollen Mann die unmaßgebliche Meinung, daß selbst die besten Einrichtungen, die man treffen werde, nicht viel wirken könnten, wenn man nicht damit anfange, Bildungsanstalten für junge Lehrer anzulegen, und bessere Unterrichtswerkzeuge oder Schulbücher zu verfertigen. Dies gab Gelegenheit, von einigen zweckmäßigen Deutschen Schulbüchern, besonders auch für die niedrigen Volksschulen zu reden. Ich nannte ihm unter andern Becker's Noth- und Hülfsbüchlein, mit dem Wunsche, daß man dieses schätzbare Werkchen ins Französische übersetzen, und es dann in alle Volksschulen einführen möchte. Was ich darüber sagte, spannte die Aufmerksamkeit des Mannes, und er wünschte, mit dem Inhalte des Buches näher bekannt gemacht zu werden. Aber kaum hatte ich angefangen, auseinanderzusetzen, daß es vornehmlich darauf abzwecke, die schädlichen Volksvorurtheile und jede Art von Aberglauben, z. B. den einfältigen Glauben an Gespenster, Zaubereien u. s. w., durch vernünftige Belehrungen zu vertreiben, so schüttelte er lächelnd den Kopf, und sagte: euer Volksbuch mag sehr gut sein, aber es paßt nicht für uns. Auf mein hastiges: Warum nicht? erwiederte er: unsere Priester würden nimmermehr zugeben, daß ein Werk in die Schulen eingeführt würde, worin die Hauptstützen ihrer Allgewalt wankend gemacht werden. Also, fragte ich hierauf mit großer Befremdung, wird man hier die Priester über Das, was in die Schulen

eingeführt werden soll, zu Rathe ziehen? Das nun wol nicht, war seine Antwort; aber nichts destoweniger werden die Priester Gelegenheit zu finden wissen, ein Wörtchen mit dazu zu reden; und sollte ihnen das auch nicht gelingen, so werden sie Alles, was ihnen Mißfälliges dabei vorgenommen oder eingeführt werden wird, so zu verschwärzen wissen, daß Keiner es wird wagen wollen, Gebrauch davon zu machen. —

Es kommt hier jetzt eine neue Französische Uebersetzung der ersten Sammlung meiner Reisen heraus. Mit Verwunderung bemerkte ich, daß einige Stellen, welche katholischen Aberglauben und Mißbräuche betreffen, die von allen aufgeklärten Katholiken als solche anerkannt und bejammert werden, weggelassen sind. Man belehrte mich aber, daß dergleichen Auslassungen hier jetzt nöthig seien, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, den Unwillen der Priester zu erregen, und das Werk unterdrückt zu sehen. Wer, spricht jeder Vernünftige hier und im Auslande, hätte vor einigen Jahren noch so Etwas, auch nur als eine Möglichkeit, ahnen können? Wenn man es mir nicht zur Eitelkeit auslegen wollte, so würde ich antworten: Ich! Ich habe vor ungefähr zehn Jahren in dem Schleswigschen Journale, und zwar in einem an den damahligen Konvent gerichteten Aufsatze über die Frage: was der Staat für die Religion und die Erziehung zu thun habe? wörtlich vorhergesagt, daß es gerade so kommen würde.

In dem Publiciste, einer beliebten hiesigen Zeitschrift, werden (unterm 3ten Sept.) von Berncastel an der Mosel, und Echternach im Luxemburgischen, folgende zwei Beispiele von dem nur zu glücklichen Bestreben der Priester, den alten Volksaberglauben wieder zurückzuführen, gemeldet, woraus zugleich erhellet, wie es diesen

allesvermögenden Menschen schon jetzt hie und da gelungen ist, die Obrigkeiten selbst mit in ihr Spiel zu ziehen.

Der Pfarrer von Berncastel hatte öffentlich bekannt gemacht, daß er am nächstfolgenden Sonntage eine Anzahl Teufel austreiben werde. Eine sehr große Menge von Neugierigen fand sich dazu ein; und als die Kirche angefüllt war, ließ der Priester, aus Besorgniß, daß die Teufel von außen her Beistand erhalten möchten, die Thüren verschließen. Die von den Teufeln besessene Person, welche nunmehr davon befreit werden sollte, war eine Frau, die nicht weniger als fünf der schwarzen Gäste zugleich im Leibe hatte. Sie mußte sich vor dem hohen Altare niedersetzen, das Gesicht gegen die Zuschauer gewandt; und nun begann das furchtbare Unternehmen. Die unsichtbaren Teufel in dem Leibe der Frau wurden auf Lateinisch befragt; allein sie antworteten (versteht sich, durch den Mund ihrer Wirthinn) auf Deutsch, vermuthlich aus Furcht, Sprachfehler zu begehen. Sie mußten ihre Namen, ihre Herkunft und ihre Familien angeben. Viere von ihnen beugten sich vor der Gewalt des Priesters, und erklärten, daß sie ausfahren wollten; der fünfte aber, ein hartnäckiger Bursche, wollte durchaus nicht anders, als unter ehrenvoller Bedingung, sich ergeben. Diese war: daß es ihm vergönnt sein sollte, sich in den Leib eines gewissen Landmanns in der Nachbarschaft zurückzuziehen. Man begreift, daß der Priester, der einen vollkommenen Sieg davontragen wollte, das nicht zugeben konnte. Es entstand daher zwischen ihm und dem hartnäckigen Teufel ein Kampf, der vier volle Stunden währte, und unter welchem das arme Weib oft in die schrecklichsten Zuckungen verfiel. Endlich fühlte der tapfere Priester sich

erschöpft, und sah sich dadurch gezwungen, seinem Widersacher eine Galgenfrist von acht Tagen zu verwilligen, da er denn vollends ausgetrieben werden sollte. Dieser mochte aber denken: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Auch scheint er nicht unrecht so gedacht zu haben; denn am nächstfolgenden Sonntage erklärte der Priester, daß unerwartete Hindernisse eingetreten seien, die ihn nöthigten, die Sache auszusetzen.

Das zweite Beispiel, aus dem Luxemburgischen, ist nicht so gräulicher, sondern mehr lustiger Art. Schon ehemahls pflegten hier gewisse Teufel in die Schafherden zu fahren, und die armen Thiere dergestalt zu necken, daß sie, wie unklug, so lange hüpften und sprangen, bis sie endlich todt zur Erde fielen. Das einzige, von den Priestern erfundene Mittel dagegen war ein jährlicher Umgang von besonderer Art, den man den Umgang der hüpfenden Heiligen (la procession des Saints qui sautent) nannte. Dieser wurde folgendermaßen gehalten. Alle Schafbesitzer der ganzen Landschaft begaben sich an einem dazu festgesetzten Tage nach der Abtei Echternach, und stellten von da aus, die Pfaffen an ihrer Spitze, eine seltsame Wallfahrt nach einer Kapelle an, welche eine Französische Meile weit entfernt liegt. Es war aber verboten, auf gewöhnliche Weise oder schrittlings dabei einherzugehen; Jeder mußte vielmehr unablässig hüpfen, rechts, links, vorwärts, rückwärts, und zwar nach dem Zeitmaße; denn alle Spielleute aus der ganzen Gegend waren aufgeboten, das heilige Gaukelspiel zu begleiten. So bewegte sich nun der Zug, unter stetem Hüpfen und Springen, langsam fort, bis er endlich die gedachte Kapelle erreichte. Auch diese wurde umhüpft; und nachdem man hierauf gleicher Weise die Stufen hinauf bis in das Innere der Kapelle immer

hüpfend gekommen war, warfen die frommen Seelen, mit Schweiß und Staub bedeckt, sich zur Erde, und verrichteten ihr Gebet. Josepf II., welcher bekanntlich kein Freund von geistlichen Possenspielen war, hatte diese seltsame Feierlichkeit abgeschafft; allein — Dank sei dem frommen Eifer der wiedereingesetzten Priester! — sie ist in diesem Jahre glücklich wieder hergestellt worden. Selbst ein starker Platzregen, der darüber einfiel, konnte die andächtigen Springer nicht aus ihrer Fassung bringen. Der Zug bestand diesmahl aus 2500 Personen. Man sah sogar den Maire und einen Trupp Gendarmes an ihrer Spitze. Wer von den Zuschauern, wenn der Zug sich ihm näherte, nicht sofort das Haupt entblößte, dem wurde der Hut heruntergeschlagen. — Das Merkwürdigste und Traurigste dabei ist, daß man, nach der öffentlichen Bekanntmachung dieser ärgerlichen Geschichte, weder in dem Publiciste, noch in irgend einer andern Zeitschrift, die mir vorgekommen ist, ein Wort von irgend einer Art von Strafe, ja nicht einmahl von einem Verweise gelesen hat, der dem Maire oder den Pfaffen dafür ertheilt worden wäre!

Alles, was man in der genannten Zeitschrift, welche als ein amtliches (offizielles) Blatt betrachtet wird, weil der Minister des Innern, Chaptal, der Eigenthümer desselben sein soll, darüber gesagt findet, besteht im Folgenden: »Fontenelle sagte: der Aberglaube sei der Leim der Religion. Das Wort klingt scherzhaft, allein es findet eine ernsthafte Deutung desselben Statt. Es scheint gewissermaßen ein Bedürfniß für das Volk zu sein, den Teufel sogar in seine Gottesverehrungen einzumischen. Aber noch trauriger ist es, daß gewisse Seelenhirten ein Vergnügen daran finden, diesen seltsamen Aberwitz ihrer Schäfchen zu nähren. Aber

so sollte man diesen Seelenhirten das Handwerk legen! Oder sind sie wirklich dazu berufen, ihre Schäfchen aberwitzig zu machen, oder, wenn sie es schon von selbst waren, sie darin zu bestärken? Oder bedarf die Religion, von der wir Andern glauben, daß sie ihren unverwüstlichen Grund in dem menschlichen Herzen und in der menschlichen Vernunft habe, eines so schmutzigen Kleisters, als der Aberglaube ist, um festzuhalten und nicht aus einander zu fallen?

Folgende Geschichte, welche zugleich beweiset, wie dergleichen Priester den Aberglauben zum Hebel gebrauchen, um die zeitlichen Güter ihrer Beichtkinder der Kirche, oder welches auf eins hinausläuft, sich selbst zuzuwenden, steht, der Hauptsache und den wesentlichen Umständen nach, in der 961sten Nummer des Citoyen Français, einer Zeitschrift, von welcher die Gutgesinnten mit Bedauern vorhersehen, daß ihr Ende nahe bevorstehe *), weil der Verfasser derselben mit menschenfreundlicher und edler Kühnheit jeden Priesterunfug, den er mit Beweisen belegen kann, zur öffentlichen Kenntniß bringt. Andere Nachrichten, von dem Orte des Vorganges her, setzen noch einige unerhebliche Nebenumstände hinzu, welche zwar in der Sache selbst nichts ändern, aber doch mit erzählt zu werden verdienen.

In der Zeit, da die Priester ausgewandert waren, und die Kirchen und Kirchengebäude, als Volksgüter, auf Befehl der damahligen Regierung, öffentlich versteigert wurden, kaufte einer der Bewohner eines Dorfs in

*) Leider ist diese Vorhersagung nur zu bald in Erfüllung gegangen! Wenige Tage nach meiner Zurückkunft las man in den Zeitungen, daß diese verdienstliche Zeitschrift unterdrückt worden sei.

der Nähe von Aubusson das gewesene Pfarrhaus. Jetzt waren die Ausgewanderten zurückgekehrt, und der Pfarrer des Orts, welcher sich darunter befand, und von seiner ehemahligen Gemeine wieder aufgenommen wurde, verlangte von jenem das Pfarrhaus zurück. Dieser aber weigerte sich, ihm zu willfahren, und zwar aus dem guten Grunde, weil er es gesetzmäßig gekauft und ehrlich bezahlt habe. Der Priester drohete; allein der Eigenthümer blieb fest. Alle Versuche, ihn zur Zurückgabe des Hauses zu bewegen, waren fruchtlos.

Nach einiger Zeit wurde er krank, und zwar gefährlich krank. Der Priester erschien vor seinem Bette, und die erste Frage, die er an ihn that, war: ob er sich besonnen habe, und ob er ihm jetzt das Haus zurückgeben wolle? Der Kranke bestand auf seiner Weigerung. Selbst die Drohung, daß ihm die Sünden nicht erlassen werden sollten, und daß er dann für seinen Ungehorsam ewig in der Hölle würde büßen müssen, vermochte nichts über ihn. Wohl denn, schrie endlich der vor Wuth geifernde Priester, so weihe ich deine schwarze Seele der ewigen Verdammniß! Wisse aber, daß der Teufel nicht bloß diese, sondern auch deinen verruchten Körper, unmittelbar nach deinem Tode, holen und zu ewigen Qualen abführen wird. Mit diesen eines Teufels würdigen Worten verließ er wüthend das Bett des Kranken und das Haus.

Der Kranke starb. Einige weibliche Glieder der Familie, schwache und abergläubige Seelen, welche die Drohung des Pfaffen angehört hatten, waren darüber in höchster Angst und Bekümmerniß. Allein der Neffe des Verstorbenen, ein braver Gendarme, verbürgte sich, daß der Teufel wenigstens den Leib seines Oheims nicht bekommen solle; denn diesen wolle er selbst unter seine

Obhut nehmen und gegen jeden Versuch des Schwarzen nachdrücklich vertheidigen. Er erfüllte sein Versprechen, und blieb, als die übrigen Hausgenossen sich niederlegten, bei der Leiche, um sie zu bewachen.

Gegen Mitternacht vernimmt er ein fürchterliches Kettengeklirre vor der Thür, die Thür wird aufgesprengt, und drei gehörnte Teufel, der eine noch schwärzer und scheußlicher, als der andere, wollen zu ihm hineindringen. Er ruft: Zurück! und droht mit gezogenem Säbel, daß er Jeden, der es versuchen wolle, ihm die Leiche zu rauben, hinstrecken werde. Die Teufel mochten denken, daß es mit dieser Drohung nicht sehr ernstlich gemeint sei; der erste von ihnen springt gegen die Leiche vor, und streckt die Hand aus, um sich ihrer zu bemächtigen. Diese haut ihm der Gendarme ab, so daß sie neben ihm zur Erde fällt. In dem nämlichen Augenblicke springt ein zweiter vor, und ist schon im Begriffe, die Leiche bei den Füßen zu ergreifen, als der wackere Krieger ihm einen so derben Hieb in den gekrümmten Nacken versetzt, daß sein gehörnter Kopf neben die abgehauene Hand seines Höllenbruders rollt *). Der dritte, von Entsetzen ergriffen, läuft davon.

Der Gendarme macht hierauf Lärm; die Hausgenossen springen herbei; man holt die obrigkeitlichen Personen des Orts; dem verwundeten und dem todten Teufel werden die Satanslarven abgezogen; und siehe da!

---

*) Nach dem Citoyen Français war es der erste Teufel, welcher Hand und Kopf zugleich verlor, weil er, nachdem ihm die erstere abgehauen war, sich dadurch nicht irre machen ließ, sondern die andere Hand nach der Leiche ausstreckte, um seine Absicht dennoch durchzusetzen. Da dieses aber zu unwahrscheinlich klingt, so habe ich der zweiten Lesart den Vorzug gegeben.

der enthauptete Höllengast ist — wer anders, als Se. Hochehrwürden, der saubere Pfarrer; der andere sein Küster. Der Fortgelaufene soll der Kirchenknecht gewesen sein. Zu meiner großen Verwunderung aber hört und lieset man nicht, daß dieser und sein verwundeter Spießgeselle zu weiterer Untersuchung und Bestrafung verhaftet worden sind, welches man doch wol hätte erwarten sollen. Der Citoyen Français meldet bloß, daß Beide die Flucht haben ergreifen müssen, um sich der Wut der aufgebrachten Bewohner des Orts zu entziehen! *)

Was aber vollends unbegreiflich klingt, und, wenn es wahr wäre, das Erstaunen und die Bekümmerniß eines jeden Wahrheits- und Menschenfreundes erregen müßte, ist dieses, was mir zwar von mehr als Einem glaubwürdigen Manne als zuverlässig erzählt wird, was ich aber dennoch zu glauben Anstand nehme, weil es gar zu unwahrscheinlich klingt: daß einige Tage darauf, nachdem die obige Geschichte durch den Citoyen Français bekannt gemacht geworden war, ein Befehl an alle Herausgeber der hiesigen Zeitschriften ergangen sein soll, sich künftig jeder Aeußerung über die Priester, es möge im

---

*) Ich weiß sehr wohl, daß es auch in unserm Deutschland noch Gegenden giebt, wo man an die Unentbehrlichkeit des obenerwähnten Kleisters der Religion, wie hier in Frankreich, glaubt, und daß man in solchen Gegenden mein Buch, um der hier erzählten Thatsachen willen, zu den gefährlichen rechnen, und nach Vermögen unterdrücken wird; allein ich weiß auch, daß ein Schriftsteller, dem es mehr um die Verbreitung der Wahrheit, als seines Werkes, zu thun ist, sich daran nicht zu kehren hat. Er schreibe, was nach seiner gewissenhaften Einsicht wahr, gut und den Zeitbedürfnissen angemessen ist, und überlasse ruhig die Wirkung des Geschriebenen der alleslenkenden Vorsehung.

Guten oder im Bösen sein, gänzlich zu enthalten. Das hieße ja offenbar, dem schlechtdenkenden Theile dieses mächtigen Ordens auch den letzten Zügel, der ihn von Frevelthaten allenfalls noch zurückhalten könnte — die Scheu vor der Oeffentlichkeit — abnehmen! Das könnte aber nur von einer abergläubigen und schwachen Regierung geschehen, nicht von derjenigen, an deren Spitze ein so kraftvoller und muthiger Mann steht; ein Mann, der überdies schon bei mancher Gelegenheit gezeigt hat, daß er selbst kein Katholik aus Ueberzeugung und Neigung, sondern nur von Geburt einer sei*).

Eben so unwahrscheinlich klingt mir der Grund, wodurch man hier sowol, als auch im Auslande erklären zu können glaubt, warum die hiesige Regierung, statt eine allgemeine Glaubensfreiheit zu gründen, die katholische Kirche, wenn gleich nicht geradezu und ausdrücklich, doch stillschweigend und durch wesentliche, darauf Bezug habende Staatsanordnungen, wieder für die herrschende erklären zu müssen glaubte. »Sie fürchtete sich,« sagt man, »vor dem mächtigen Stande der katholischen Priesterschaft, oder sie glaubte doch wenigstens der Mitwirkungen desselben zu ihrer eigenen Befestigung nicht entbehren zu können.« Ich, meines Theils, kann weder das Eine, noch das Andere glauben. Zu

*) Wie hätte er sonst in Egipten den Muselmann machen, und im vergangenen Jahre zu den Abgeordneten der Freigläubigen oder Protestanten, die ihm für den ihnen verwilligten Schutz dankten, die merkwürdigen Worte sagen können: »Von Geburt bin ich Römisch-katholisch-apostolisch; meiner Achtung nach, katholisch-apostolisch-reformirt. Die Regierung verwilligt euch nicht bloß Duldung, sondern das Recht, öffentlich unter dem Panier der Lehre eines Sully und Turenne einherzugehen. Ich will zeigen, daß die Mehrheit kein Recht auf Herrschaft giebt.«

jenem halte ich diese Regierung zu stark, zu diesem zu groß und — zu weise. Im Bewußtsein ihrer Kraft und der Redlichkeit ihrer Absichten, mußte sie, stelle ich mir vor, über alle Furcht erhaben sein; und wenn sie, wie zu vermuthen steht, sowol die Geschichte der Vorzeit, als auch die Stimmung der Mehrheit des Französischen Volks, welche zu der Zeit, da Bonaparte das Staatsruder ergriff, dem Gängelbande des Aberglaubens wirklich entwachsen war, kannte, so konnten ihr, scheint es, folgende Wahrheiten unmöglich entgehen: 1, daß mehr als ein Königsmord in Frankreich gerade durch Priesterhände theils angezettelt, theils wirklich vollbracht wurde*) (Sièyes, der für den Mord des guten Ludwigs mit den gräßlich kalten, die noch schwankende Versammlung hinreißenden Worten stimmte: La mort sans phrases! **) war ja auch ein Priester!); 2, daß der Geist des Papstthums immer nach der Herrschaft strebte, und immer und ewig danach streben muß, weil seine Natur und sein Wesen darin besteht, eine allgemein herrschende Kirche über den ganzen Erdball hin zu gründen; 3, daß er daher immer und in allen Ländern mit scheinbarer Demuth und Unterwerfung anfing, um mit

*) Selbst das Schloß St. Cloud, welches der Obervolksberather künftig bewohnen will, war ja einst der Schauplatz des scheußlichsten Meuchelmords, von Priesterhand an einem guten Könige verübt. Hier war es, wo Heinrich III. von dem Mönch Clement, auf Anstiften seines Priors Bourgoin, mit einem Brotmesser gemordet wurde. Und dieses Ungeheuer wurde damahls von seinen Amtsbrüdern auf den Kanzeln als ein Märterer geehrt! Sein Bild wurde, wie das eines Heiligen, auf die Altäre gestellt! Ein Papst sogar, Sixtus V., hielt ihm zu Rom eine lobpreisende Leichenrede!

**) Ich stimme für den Tod ohne weiteres Gerede!

Stolz und Unterjochung zu endigen; 4, daß er folglich nur mit einer schwachen, seinem allgewaltigen Willen sich fügenden Regierung verträglich ist, und einer stärkern, die ihn beschränken will, nur so lange treu und hold zu sein pflegt, als er ihrer nöthig hat, um sich erst völlig festzusetzen, und die Zügel der beabsichtigten Allgewalt erst mit guter Art in die Hände zu bekommen; 5, daß das eigentliche Französische Volk des Umwälzens satt und müde, und folglich, auch ohne priesterliche Mitwirkung, bereit war, Jeden, welcher Kraft und Entschlossenheit genug hatte, sich zu seinem Herrn aufzuwerfen, dafür willig aufzunehmen und anzuerkennen; 6, daß man vollends in der kleinern Klasse der gebildeten Menschen in Frankreich unter Hunderten kaum noch Einen fand, dem mit der Zurückführung des Aberglaubens gedient gewesen wäre, und daß es daher um dieser willen noch viel weniger nöthig schien, das Papstthum zu begünstigen und es in seine alten Vorrechte wieder einzusetzen.

Die Regierung, deren Blicken dies Alles unmöglich entgehen konnte, muß also nothwendig andere, mir unbekannte Gründe vor Augen gehabt haben, um sich zu einem Verfahren in dieser Sache bestimmen zu lassen, worüber das ganze aufgeklärte Europa sein Erstaunen bezeigt. —

Dagegen war denn aber auch an dem Tage, an welchem Bonaparte sich zum lebenslänglichen Obervolksberather, mit dem Rechte, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, erheben ließ, der Erzbischof von Paris der Erste, welcher ihm die Unterwerfung des ganzen Französischen Volkes (la soumission de toute la nation) zusicherte. Der alte schlaue Mann nahm sich dabei wohl in Acht, sich und seine geistlichen Genossen dieser Versicherung mit einzuschließen. Er sonderte vielmehr

die Geistlichkeit ausdrücklich davon ab, und versicherte bloß, daß diese von Liebe und Ehrerbietung gegen ihn durchdrungen sei. Die Freiheit des Volks wegzugeben, kostete ihm nichts; aber auch von der Geistlichkeit zu sagen, daß sie sich der neuen Regierung unterwerfe, davon war er weit entfernt, das paßte nicht zu der Staatsklugheit eines Erzbischofes, welcher keinen andern Zweck haben darf, als den, an der Wiederherstellung der Priesterherrschaft in ihrem ganzen Umfange zu arbeiten. Als solcher durfte er daher wol von der Unterwerfung des Volks reden; aber in Bezug auf sich und seine Brüder durfte er nur Liebe und Ehrerbietung (respect) — Ausdrücke, die man auch wol gegen Gleiche gebraucht — darbieten. So wenig vergessen sich diese Herren, wo es darauf ankommt, ihre Ansprüche oder Anmaßungen zu verwahren!

Wie weit standen ihm hierin die weltlichen Körperschaften nach, welche dem Obervolksberather in diesen Tagen gleichfalls ihren Glückwunsch, und nicht bloß die Huldigung des Französischen Volks, sondern auch ihre eigene darbrachten! Diese machten keinen Unterschied zwischen sich und jenem; es schien vielmehr ein Wettstreit unter ihnen Statt zu finden, wer seine Verehrung und Unterwerfung am lebhaftesten und stärksten ausdrucken würde. Man hörte bei dieser Gelegenheit Worte und Redensarten, die gegen kristliche Regenten wol noch nie gebraucht sein mögen. Der eine (le Préfet du département de la Seine) nannte ihn sogar die neue Vorsehung dieses Volks (Vous, providence nouvelle pour ce peuple); ein anderer (le Préfet du département de Jemappe) sagte trotzend, daß der liebe Gott dem Wohlthäter der Menschheit, dem Wiederhersteller der Altäre ein langes Leben schuldig sei (il lui

doit de longs jours); und warum? weil er, der liebe Gott, die Wiedereroberung Frankreichs ihm, dem Obervolksberather, verdanke! parceque c'est par lui que la France est redevenue sa conquête.) Selbst hieran hatte der feurige Redner nicht genug; er ging noch weiter, und versicherte: daß die Vorsehung Gottes sich mit Bonaparte's Geiste verquicken, oder vielmehr nur Ein Wesen mit ihm ausmachen werde, um den würdigsten Sterblichen zu seinem Nachfolger zu ernennen! (sa providence si'dentifiera avec votre pensée pour désigner le mortel le plus digne de vous succéder.) Und Bonaparte? Bewundere die Langmüth des außerordentlichen Mannes! Er hörte diese und ähnliche ungeheuere Schmeicheleien nicht nur geduldig an, und beantwortete sie nicht nur mit verbindlicher Artigkeit, sondern gab auch zu, daß sie am folgenden Tage unabgekürzt, und ohne irgend ein Merkmahl von Mißbilligung, in dem öffentlichen Amtsblatte, dem sogenannten Moniteur, der Länge nach abgedruckt wurden!

Gute Nacht, lieber Eduard!

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris.

In einem Stücke ist die Französische Völkerschaft jetzt, ohne allen Streit, die reichste in der Welt. Du merkst, lieber Eduard, wovon ich reden will, und wünschest mir ohne Zweifel Glück zu meinem Aufenthalte an

einem Orte, welcher jetzt im Besitze der meisten und kostbarsten Schätze der Künste und Wissenschaften ist, die sich vorher zerstreut in andern Ländern befanden. Ja, mein guter Freund! so habe ich in Kunstgenüssen nie geschwelgt, als hier! Aber eine so große, mit so vielen, so mannichfaltigen und köstlichen Gerichten aller Art belastete Tafel für Geist und Geschmack, als jetzt hier für Jeden, er sei fremd oder einheimisch, täglich, und zwar unentgeltlich, bereitet steht, war mir auch noch niemahls vorgekommen. Daß man aller dieser Schätze, so oft man will, ganz unentgeltlich genießen kann, gereicht der Artigkeit und dem Zartgefühle der Franzosen zu sehr großer Ehre. Sie unterscheiden sich dadurch auf die rühmlichste Weise von allen andern Völkern meiner Bekanntschaft.

Ich bin nun schon seit acht Wochen hier. Selten ist ein Tag hingegangen, an dem ich nicht eine oder die andere von jenen unermeßlichen Schatzkammern der Künste und der Wissenschaften — le Musée central, la Bibliothèque nationale, le Jardin des plantes u. s. w. — besucht habe, aber noch habe ich sicher nicht den hundertsten Theil — ich sage nicht aller, sondern nur der ersten und Hauptmerkwürdigkeiten dieser erstaunenswürdigen Sammlungen mit derjenigen Aufmerksamkeit gesehen, womit Dinge dieser Art gesehen werden wollen, wenn man Nutzen und Nachgenuß für's ganze übrige Leben davon haben will.

Du kennst, meine ich, die Verfahrungsart schon, die ich beim Besehen eines Bildersaals, oder ähnlicher Kunstsammlungen, als die paßlichste und nützlichste für mich, mir zum Gesetz gemacht habe. Diese habe ich denn auch hier befolgt. Ohne Buch und Führer begab ich mich zunächst nach der Gemähldesammlung, welche in zwei

großen Sälen und einer unermeßlichen Halle in der sogenannten Galerie des Louvre aufgestellt ist *). Der erste Anblick ist betäubend. Hätte ich mir jene Verfahrungsart nicht schon zur Gewohnheit gemacht gehabt, ich würde, glaube ich, unverrichteter Sache wieder haben umkehren müssen, weil ich, von so vielen Meisterwerken zugleich angezogen und geblendet, nicht gewußt haben würde, wo ich anfangen sollte. So aber befolgte ich meinen gewohnten Plan. Ich ging an der einen Wand eines jeden Saals, völlig unbefangen und ohne die Absicht, mich bei einzelnen Bildern aufzuhalten, hinauf, an der andern wieder hinunter, und merkte mir bloß die Nummern derjenigen Stücke, welche mich vor allen andern und ganz vorzüglich anzogen. Zu meiner Verwunderung fand sich's, daß die Zahl derselben nicht über ein gutes Dutzend hinauslief; vermuthlich deßwegen nicht, weil ein Kunstwerk, das auf mich wirken soll, nothwendig schöne Formen, besonders schöne und edle menschliche Gesichtsbildungen, darbieten muß, und weil ich hier, wo ich unter so vielen Meisterstücken zu wählen hatte, mit meinen Foderungen strenger war, als ich gewesen sein würde, wenn mir jedes dieser Bilder allein vorgekommen wäre. Was mich in der Natur nicht anzieht, das mag ich auch im Bilde nicht sehen, rührte dieses auch von der Hand des ersten Meisters her, und würde es von Kunstkennern auch noch so allgemein bewundert und angestaunt. Nun ist aber diese herrliche Sammlung, zu meinem Bedauern, ein wenig gar zu reich an solchen Stücken, welche unangenehme Gegenstände darstellen, auf denen in der Natur selbst

*) Diese Halle oder Galerie mag, dem Augenmaße nach, leicht 1500 bis 2000 Fuß lang sein.

kein menschliches Auge mit Wohlgefallen ruhen kann, es müßte denn das Auge eines Todtengräbers oder Scharfrichters sein. Da sind nämlich, ich weiß nicht wie viele Leichenstücke, z. B. eine Menge Abnahmen vom Kreuze, wobei ich wahrlich nicht stehen geblieben sein würde, wenn ich zur Zeit jener Handlung an Ort und Stelle gewesen wäre, und mein Weg mich gerade vorbeigeführt hätte. Da sind wenigstens fünf oder sechs Stücke, auf welchen die gräßlichsten Auftritte, z. B. der Kindermord zu Bethlehem*), vorgestellt werden, und wobei die darauf befindlichen Figuren, uneingedenk der Lessingschen Regel, vor Todesangst und Todesschmerz die Mäuler so schrecklich weit aufsperren, daß ihr ganzes Gesicht dadurch zu einer höchst unangenehmen Verzerrung wird. Da sieht man sogar das Urtheil des Kambyses**), welcher einen ungerechten Richter bei lebendigem Leibe vor den Augen der Zuschauer schinden läßt, um mit seiner Haut, zur abschreckenden Warnung für die Nachfolger desselben, den Richterstuhl zu überziehen. Schon hat der Elende den ersten Hauptschnitt vom Halse bis an den Nabel bekommen; schon ist ihm die Haut auf beiden Seiten gelöset, und seine Henker sind mit scharfen Messern fleißig darüber aus, ihr gräßliches Werk zu vollenden. Das Gesicht, welches der Gemarterte dabei macht, konnte für einen Marat oder Robespierre sein Anziehendes haben, auch mögen Künstler, welchen es nur um Kunst, nicht um Schönheitsgenuß zu thun ist, Vieles daran zu bewundern finden; ich hingegen muß, so oft ich an diese Stelle komme, die Augen zudrücken, um des abscheulichen An-

*) Von Guido Reni.

**) Von Claessens, einem Niederländer.

blicks überhoben zu sein. Alle diese und ähnliche Meisterwerke sind nicht für mich. Selbst der berühmte Hieronymus von Dominico Zampieri konnte, obwol die hohe Kunst, mit der die lebendige Leiche des heiligen Mannes dargestellt ist, auch mich sehr mächtig anspricht, und fast wider meinen Willen mich jedesmahl, so oft ich vorübergehen will, von neuen wieder festhält, mein Lieblingsbild nicht werden, weil der alte, 99 jährige, ganz verwelkte und ausgedörrte, bis an den Gürtel entblößte Körper des sterbenden Heiligen ein zu ekelhaft schauerliches Bild macht.

Du begreifst nunmehr, warum der engere Ausschuß dieser ungeheuern Menge von Meisterwerken für mich so klein ausfallen mußte.

Jetzt stieg ich in das untere Geschoß, zu denjenigen Sälen hinab, worin die Alterthümer aus Stein und Metall aufgestellt sind.

Hier hatte ich vollends für Alles, was es links und rechts zu bewundern und anzustaunen gab, das erste Mahl gar keinen Sinn; weil zwei Stücke, wovon mir das eine gleich beim Eintritte, das andere bald nachher in die Augen fiel, mich unwiderstehlich zu sich hinrissen, und für alles Andere blind machten. Jenes war der berühmte Laokoon, dieses der eben so berühmte Belvederische Apoll. Das Entzücken, womit ich, uneingedenk meines Alters, und gleich einem begeisterten Jünglinge, erst zu jenem, dann zu diesem, und wiederum zu jenem flog, will und kann ich Dir nicht beschreiben. Ein solcher Kunstgenuß war mir, so lange ich lebe, noch nie geworden. Zwanzigmahl riß der Apoll mich vom Laokoon unwiderstehlich zu sich hin, und zwanzigmahl wurde ich von jenem eben so unwiderstehlich wieder zurückgezogen. Wem sollte, wem konnte ich den Vorzug geben?

Beide sind ja über allen Ausdruck vortrefflich. Als ich mir aber endlich die Frage vorlegte: wie, wenn du eins von diesen Kunstwerken für dich wählen solltest, und zwar unter der Bedingung, auf das Anschauen des andern für immer Verzicht zu thun? da war meine Wahl denn doch sofort getroffen. Unwillkührlich streckte ich die Arme gegen den Apoll aus, und wandte dem herrlichen Laokoon für den Augenblick eben so unwillkührlich den Rücken zu. Nicht, als wenn ich jenen für ein vollkommneres Kunstwerk hielte — wie dürfte ich kunstloser Mensch mir anmaßen, darüber abzusprechen? — sondern weil die nie gefühlten Empfindungen, welche jener in mir weckte, und immer wieder von neuen weckt, so oft ich eingewurzelt vor ihm dastehe, höherer und angenehmerer Art sind, als die, welche der Anblick des leidenden Laokoon in mir aufregt. Bei diesem fühle ich, daß ich ein Mensch bin; ein Gefühl, welches mir, Gottlob! nicht neu ist. Bei jenem hingegen fühle ich mich wechselsweise bald vernichtiget, bald wieder — wofern Du mir alten Knaben einen so jugendlich-dichterischen Ausdruck zu Gute halten willst — zum Gott erhoben. Wie oft habe ich schon über mich selbst lächeln müssen, wenn ich mich bei dem vergeblichen Bestreben ertappte, die Stellung des Uebermenschlichen, den göttlichen Blick, die kühne Haltung des Kopfes, den Trotz und die Zuversicht des Mundes nachzuahmen! Aber indem ich noch, meine Nichtigkeit fühlend, über das Kindische dieses Beginnens lache, werfe ich unwillkührlich die Linke schon wieder vor, die Rechte zurück, und recke mich vonn euen gewaltsam aus, um die Größe des Erhabenen in meiner Kleinheit nachzuäffen. Vergebens rufe ich die Fabel vom Frosche, der sich zum Stier aufblasen wollte, und darüber zerplatzte, wider meine Thorheit zu Hülfe;

ich fühle das Kindische und Lächerliche meines Bestrebens, und erneuere es nichts desto weniger einen Augenblick nachher, ohne es zu wissen oder zu wollen. Glücklicher Weise haben alle die Starrer, welche vor und hinter mir und auf beiden Seiten wie eingewurzelt dastehen, eben so wenig, als ich, Augen und Sinn für etwas Anderes, als für das hohe übermenschliche Kunstwerk, welches sie so allgewaltig anzieht und festhält; sonst möchte ich nicht dafür stehen, daß Dein alter Freund, in irgend einer der nächsten Reisebeschreibungen aus Frankreich, nicht zur Ergetzlichkeit des Lesevölkleins eine ganz lustige Rolle spielen dürfte.

Als ich am folgenden Tage zu der Gemähldehalle zurückkehrte, sagte ich mir selbst: heute wirst du schon für mehr Stücke Augen und Herz, als gestern, haben. Allein gerade umgekehrt! Die Zahl meiner Auserwählten, d. i. Derer, die mich mehr als die andern alle anzogen, festhielten, und immer wieder von neuen begeisterten, verminderte sich. Beim dritten oder vierten Besuche war sie auf sechs zusammengeschmolzen. Und so oft ich nachher auch wiederkam, so waren und blieben diese immer, wenn gleich nicht die einzigen, doch die ersten und vorzüglichsten Gegenstände meines Götzendienstes. Jetzt erst nahm ich das Buch zur Hand, und fragte nach den Meistern jener Wunder der Kunst; und da that es meiner Eitelkeit denn doch gar nicht unsanft, zu vernehmen, daß die Stücke, auf die mein ungelehrter Geschmack sich so ausschließlich geheftet hatte, wirklich größtentheils zu den ersten Werken der ersten Künstler gehören. Ich will Dir diese Stücke angeben, aber nicht beschreiben. Jenes deßwegen, weil ich mir einbilde, daß es Dir einst, wenn Du einmahl selbst nach Paris kommen solltest, nicht unangenehm sein werde, diejenigen

Kunstwerke, die mich vor allen so mächtig bezauberten, darauf anzusehen; dieses deßwegen nicht, weil ich nicht begreife, wie die wörtliche Beschreibung eines Werkes der Kunst irgend Jemand erbauen, ich will sagen, belehren oder belustigen könne. Es waren 1. die beschenkte heilige Jungfrau (la vierge au Donataire) von Raphael; für mich das erste Gemählde in der Welt, so wie der Belvederische Apoll das erste aller Standbilder für mich ist. Eine solche überwirkliche (idealische) Schönheit, eine solche Verschmelzung der edelsten Menschheit mit übermenschlicher Göttlichkeit, als diese beiden Stücke mir immer wieder darbieten, so oft ich sie auch von neuen anstaune, ist mir, so lange ich lebe, weder in der Natur, noch in den Werken der Kunst jemahls vorgekommen, und wird mir schwerlich jemahls wieder vorkommen. 2. Die heilige Jungfrau mit dem Kinde, dem die Magdalene und der heil. Hieronymus huldigen, von Correggio. 3. Die heil. Familie von Luini. 4. Das Kind Jesus, welches dem kleinen Johannes liebkoset, von Raphael. 5. Adam und Eva, von Cignani. 6. Eine Verkündigung, von Gentileschi. Dieses letzte Werk mag immerhin von Kennern nicht zu den ersten Werken der Kunst gezählt werden; ich meines Theils habe es bis heute noch unmöglich gefunden, bei ihm vorüberzugehen, ohne den bewundernswürdigen Ausdruck der Demuth, verbunden mit göttlicher Jungfräulichkeit, Reinheit und Hoheit, womit die Gebenedeite den Gruß und die Ankündigung des schönen Engels vernimmt, von neuen anzustaunen.

In den Sälen der alterthümlichen Standbilder stieg die Zahl meiner Götzen nach und nach auf fünf, doch so, daß Apoll und Laokoon ihre ersten Plätze ohne alle Nebenbuhler behaupteten, und, für mich wenigstens,

immer behaupten werden. Das auf diese, in meiner Rangordnung, zunächst folgende Stück, ist eine Diane, welche entweder von dem Verfasser des Belvederischen Apolls selbst, oder doch von einem ihm ähnlichen Künstler herrühren muß, der, trotz seines vollen Vermögens, etwas Eigenthümliches erster Art hervorzubringen, sich durch eine Nahahmung jenes Meisterwerks nicht zu erniedrigen glaubte. Diese Diane ist offenbar dazu bestimmt, ein Gegenstück des Apolls zu sein. Dies erhellet zunächst aus der ähnlichen Handlung, in welcher Beide dargestellt sind. Apoll hat seinen Pfeil gegen den Python abgedrückt; Diane will mit dem ihrigen die ihr geweihete Hindinn (die aber hier im Bilde ein Rehbock mit Gehörn geworden ist), wahrscheinlich gegen den Herkules, beschützen. Das Gesicht und die Stellung Beider drucken ähnliche Empfindungen aus, gereizten Zorn und hohe Zuversicht auf beiwohnende Götterkraft. Apoll neigt sich auf die rechte, Diane auf die linke Seite. Selbst an Wuchs und Gesichtsbildung sind Beide einander so vollkommen ähnlich, daß man nicht umhin kann, sie für Bruder und Schwester zu erkennen. Diese Familienähnlichkeit erstreckt sich sogar bis auf Das, was man an jenem fehlerhaft gefunden hat; ich meine das Mißverhältniß zwischen dem untern und dem obern Theile des Körpers, in Ansehung ihrer Länge. Diane hat, wie Apoll, in Verhältniß zum Oberkörper ungewöhnlich lange Schenkel; aber auch bei ihr, wie bei ihm, scheint mir dieses nicht sowol ein Versehen, als vielmehr wohlüberlegte Absicht des Künstlers zu sein. Bekanntlich sind die menschlichen Körper in Ansehung dieses Verhältnisses sehr verschieden; der eine ist nämlich stärker als der andere gespalten, wie man sagt; und eben so bekannt ist es, daß der höher gespaltene Körper,

d. i. derjenige, welchem längere Schenkel zu Theil wurden, allemahl ein größeres Ansehen, als ein anderer hat, dessen obere Hälfte eben so lang, oder gar noch länger ist, als die untere. Es scheint mir außer allem Zweifel zu sein, daß die Künstler (falls es wirklich zwei waren), welchen wir diese beiden Meisterwerke verdanken, auf diese Täuschung Rücksicht nahmen, und den angeblichen Fehler absichtlich, und zwar deßwegen begingen, um den Gottheiten, welche sie darstellen wollten, eine übermenschliche Größe, ohne riesenmäßige wirkliche Höhe, zu geben. Diesen Zweck haben sie denn auch vollkommen erreicht. Denn ungeachtet der hohe Apoll, dem Augenmaße nach zu urtheilen, wol nicht größer sein mag, als ich, so macht er mich doch, so oft ich ihn ansehe, in meiner eigenen Vorstellung zum Zwerg, und zwingt mich dadurch jedesmahl unmerklich, mich auszurecken, um nicht in meinen eigenen Augen so erbärmlich klein zu erscheinen.

Das vierte Stück von denen, welche den engern Aushub dieser beispiellosen Sammlung für mich ausmachten, ist ein die Egiptische Gottheit Serapis vorstellendes Bruststück. Nie habe ich einen Jupiterskopf gesehen, der solche Verstandestiefe und solche Götterkraft ausdruckte, als dieser. Wirklich würde man auch nichts anders, als ein Bild des Herrn der Götter und der Menschen selbst, vor sich zu sehen glauben, wenn nicht der vergoldete Strahlenkranz, der dieses mächtige Haupt umgiebt, auf ein anderes Urbild schließen ließe. Der Triumph des Künstlers, welcher dieses erhabene Kunstwerk bildete, wird dadurch noch um so viel entschiedener und glänzender, daß man, ehe man zu ihm kommt, erst bei einem sehr gepriesenen Jupiterskopfe vorbeigehen muß, der aber, nach meiner Ansicht und

nach meinem Gefühle zu urtheilen, mit diesem Serapiskopfe gar keine Vergleichung aushält. Er soll den sanftmüthigen Jupiter vorstellen; ich kann nur den einfältigen in ihm wahrnehmen *). Vielleicht liegt der Grund dieses dreisten Urtheils in der Beschränktheit meiner Gesichtskunde und in der Ungeübtheit meines Kunstsinns. Immerhin! Ich habe ja auf beide niemahls mehr Anspruch gemacht, als jeder andere Mensch von gesunden Sinnen und von unbefangener Beurtheilungskraft darauf machen darf. Ich will mich Keinem, auch Dir nicht, mein junger Freund, für einen Kunstkenner geben; wohl aber für einen Mann, der über Alles, worüber er zu urtheilen sich erlaubt, nur nach eigener Ansicht, nach eigenen Gefühlen und nach eigener Ueberzeugung urtheilt, und welcher kein Bedenken trägt, seine unmaßgeblichen Urtheile, selbst auf die Gefahr hin, gelehrte Kunstkenner die Achsel darüber zucken zu sehen, wie Dir, so aller Welt zu gestehn.

Das fünfte treffliche Stück endlich, welches meinen engern Ausschuß beschließt, ist der sogenannte Antinous von Belvedere, worin man aber nunmehr richtiger, wie ich glaube, einen Merkur erkannt hat. Dieser zeichnet sich vor allen andern durch das vollkommenste Ebenmaß und die schönste Uebereinstimmung aller Theile des Körpers aus. Wer den menschlichen Körperbau in seiner höchsten Vollkommenheit sehen und bewundern will — sehen und bewundern kann aber hier nur Eins sein — der muß vor dieses Meisterwerk treten.

---

*) Die obere Hälfte des Kopfes nämlich kündiget auch mir den Herrn der Götter an, die untere Hälfte hingegen, besonders der ungebührlich weit geöffnete Mund, den Einfältigen.

Steht er aber einmahl da, so können nur die noch größern und mächtigeren Meisterwerke, der Belvederische Apoll und Laokoon, ihn eher wieder davon wegziehen, bis er die ganze schöne Gestalt seiner Einbildungskraft für immer eingeprägt hat.

Ueber den Laokoon muß ich, ehe ich dieses kleine Kunstkapitel schließe, noch ein paar Worte, und zwar ein paar kecke, wenn Du willst, hinzufügen. Zwei unserer ersten Schriftsteller, Lessing und Göthe, haben über den von den Verfassern *) dieses Kunstwerks gewählten Augenblick der Begebenheit geurtheilt. Beide hatten Beruf dazu. Diesen habe ich nun zwar nicht; doch darf auch ich meine unmaßgebliche Meinung, so gut als sie, darüber sagen. Vergönne mir, Gebrauch davon zu machen.

Lessing suchte zu erweisen, daß der lebende Laokoon nicht auf der höchsten Staffel des körperlichen Schmerzens dargestellt werden durfte, und daß daher dieser Augenblick der Begebenheit auch von den Urhebern desselben weislich nicht gewählt worden sei. Ohne sich ganz bestimmt darüber ausgelassen zu haben, scheint aus dem ganzen Zusammenhange zu erhellen, daß er einen frühern Augenblick für den gewählten hält. Göthe hingegen hat uns gerade vom Gegentheil zu überzeugen gesucht. Nach ihm ist Laokoon in dem Augenblicke dargestellt worden, da er den Biß der Schlange erhält, folglich in dem Augenblicke des höchsten Schmerzens; und seiner Meinung nach, durfte er nur in diesem und keinem andern, weder frühern, noch spätern Augenblicke dargestellt werden, wenn das Kunstwerk die möglich

*) Es waren ihrer drei: Agesander und seine beiden Söhne, Polidor und Athenodor.

höchste Wirkung thun sollte. Ueber die beiden Nebenfiguren urtheilt Lessing gar nicht; nach Göthe'n aber sind beide noch nicht gebissen, folglich beide noch unter der höchsten Staffel des Schmerzens. Die Gründe, womit beide Schriftsteller ihre Meinung unterstützt haben, sind ihres Scharfsinns würdig.

Was mich betrifft, so hatte ich dieses große Kunstwerk kaum zum ersten Mahle mit der Unbefangenheit eines anspruchlosen Zuschauers ins Auge gefaßt, als sich sofort und ganz ungesucht eine Meinung in mir entwickelte, welche von den beiden angezeigten jener berühmten Männer sich gleich weit entfernt. Ich sah, oder glaubte wenigstens mit höchster Augenscheinlichket zu sehen, daß die Urheber der schönen Zusammenstellung die drei Gestalten, aus welchen sie besteht, auf eben so vielen und zwar verschiedenen Staffeln des Leidens gedacht und dargestellt haben. Der älteste Knabe, auf Laokoon's linker Seite, ist nur an einem Beine und an einem Arme umwunden; übrigens noch ganz unversehrt, noch nicht gebissen. Er leidet daher körperlich noch gar nicht; vielmehr ist noch Hoffnung für ihn da, daß er sich werde loswinden können, und er bemüht sich, dieser Hoffnung gemäß, das umschlungene Bein zu entwickeln. Alles, was er leidet, ist Schrecken vor der auch ihm drohenden Gefahr, und Seelenschmerz über Das, was er seinen Vater leiden sieht. Er steht also unter den Dreien noch auf der niedrigsten Stufe des Leidens.

Laokoon selbst befindet sich gerade in dem Augenblicke, welcher auf den des höchsten Schmerzens unmittelbar folget. Er hat den Biß, und zwar an einer sehr empfindlichen Stelle, über der Hüfte nämlich, schon empfangen; allein ungeachtet die Schlange zu beißen, oder auch nur ihr Gift der Wunde einzu-

spritzen fortfährt, so kann der Schmerz doch jetzt nicht mehr ganz so scharf und unausstehlich, als in dem Augenblicke sein, da die erste Verletzung vor sich ging, und Kraft und Reizbarkeit des Körpers durch Schmerz und Gift noch nicht gelähmt waren. Vorher hatte er mit der ihn umwindenden Schlange gekämpft; dieser vergebliche Kampf sowol, als auch die dabei empfundenen namenlosen Qualen des höchsten Schreckens und der gräßlichsten Angst, verbunden mit den scharfen Schmerzen der Wunde und den tödtlichen Wirkungen des Gifts, haben in diesem Augenblicke angefangen, seine männliche Körperkraft zu brechen. Die Hoffnung, sich und die Seinigen noch retten zu können, verschwindet; sein Kopf sinket bei eben anfangender Ohnmacht matt und verzweiflungsvoll zurück und auf die linke Schulter; seine Knie sind schon gebogen, das rechte ganz, das linke zum Theil. In dem Augenblicke, da er den Schmerz des Bisses zum ersten Mahle empfand, mußte dieses letzte, so wie der ganze Schenkel nothwendig vollkommen gestreckt, und sein Fuß krampfhaft gegen den Boden gestemmt sein. Das ist er jetzt nicht mehr; nur seine Zehen berühren noch die Erde; scheinen aber nur noch darauf zu ruhen, nicht mehr gegen dieselbe gestemmt zu sein: eine Wirkung der angefangenen Entkräftung und des verzweifelnden Hingebens. Sein rechter Arm, womit er bis dahin gegen die Schlange gekämpft hat, ist zwar noch emporgerichtet, allein das scheint mir weiter nichts, als mechanische Nachwirkung vorhergegangener Kraftanstrengung zu sein. Diese Nachwirkung konnte, auch nachdem die Anstrengung schon nachzulassen angefangen hatte, um so eher fortdauern, da, bei der Stellung, welche der zurückgesunkene Kopf genommen hat, die Last des Armes größtentheils auf sich selbst

und auf einer beinahe wagerechten Grundlage ruhet; so daß es nur noch einer geringen Kraftanwendung bedarf, um ihn in dieser aufrechten Stellung zu erhalten. Uebrigens sind die Augen des Laokoon gerade so weit schon geschlossen, und der Mund desselben nur noch gerade so weit offen, als beide bei einem Menschen, der eben ohnmächtig werden will, es zu sein pflegen. Das ganze Gesicht verräth angefangene Entkräftung und ohnmächtiges Hinsinken.

Bedürfte es übrigens nach diesem Allen noch eines entscheidenderen Beweises für die von mir angenommene Meinung, so würde man denselben in der ganzen Stellung des Laokoon finden können. Diese ist eine *sitzende*. Daß er in dem Augenblicke, in welchem er von den Schlangen angefallen wurde, nicht schon auf dem Altare saß, auf dem er opfern wollte, ist doch wol eben so zuversichtlich vorauszusetzen, als daß er nicht in dem Augenblicke, da er den ersten Biß erhielt, also auch nicht in dem Augenblicke des höchsten Schmerzens, sich werde niedergesetzt haben. Erst nachdem Kampf und Schmerz und Gift seine Kraft gebrochen hatten, konnte er in diese Stellung *hinsinken*. Bei jedem früheren Augenblicke wäre es die unnatürlichste gewesen, welche die Künstler ihm hätten geben können.

Der zweite Knabe, auf der rechten Seite des Vaters, scheint mir schon um einige Grade weiter, und eben auf dem Punkte zu sein, dem Tode in die Arme zu sinken. Er hat, wie es scheint, den tödtlichen Biß früher, als sein Vater, und an einer dem Herzen nähern Stelle bekommen; er mußte daher aus beiden Ursachen sowol, als auch seines zarten und empfindlichen jungen Körpers wegen, früher als jener erliegen. Beide Schlangen fahren, so weit man sehen kann, noch fort, zu bei-

ßen. Der rechte Arm des sterbenden Knaben ist zwar auch noch emporgerichtet; allein das scheint mir auch hier, wie beim Vater, nur noch mechanisch fortdauernde Wirkung früherer Anstrengung zu sein. Zum Theil wird diese fortwährende Stellung des Armes auch dadurch begreiflich, daß die Schlange gerade denjenigen Beweger oder Muskel des Oberarms, wodurch die Emporrichtung bewerkstelliget wird, so fest umwunden hat, daß er nicht nachlassen und in den Zustand der Ruhe zurücksinken kann. Der Kopf und der ganze Körper sind übrigens schon mehr zurück- und hingesunken, als die des Vaters. Man sieht es dem Knaben an, daß er völlig ausgelitten hat. Die Beweger oder Muskeln, welche beim Vater noch in höchster Spannung sind, sind bei ihm schon meistentheils wieder in ihren natürlichen Zustand zurückgesunken. Sein Mund und seine Augen sind die eines Sterbenden. Die letzten scheinen eben brechen zu wollen.

Göthe's Meinung, daß dieser Knabe noch nicht gebissen sei, scheint nicht an Ort und Stelle und im Angesichte des Urbildes, sondern erst in Weimar und beim Anblicke einer fehlerhaften Zeichnung gefaßt zu sein, nach welcher der Kupferstich gemacht worden ist, der das erste Stück der Propyläen begleitet. Die beiden Hauptfehler jener Zeichnung betreffen 1. den Kopf derjenigen Schlange, welche dem jüngsten Knaben zusetzt. Das Maul dieses Kopfes ist hier geschlossen; der Kopf selbst scheint beinahe liebkosend an der Brust des Knaben zu ruhen und sich ihr anzuschmiegen. Nicht so im Urbilde. In diesem sieht man offenbar, daß der Rachen der Schlange gefaßt und noch nicht losgelassen hat *).

*) Man sehe die treuere Zeichnung in dem Titelkupfer dieses Bändchens.

2. Die rechte Hand ebendieses Knabens, an welcher die Finger ausgespreitet und starr emporstehend erscheinen. Nicht so am Urbilde. An diesem sind Daum und Finger, wie sie zur Zeit der Erschlaffung sein müssen, schon gekrümmt. Hier, an dem Urbilde nämlich, erscheint diese Hand, so wie der ganze Arm des Knaben, in Ermangelung der rechten, zwar nur von neuerer Arbeit und nur von Gips, gemodelt nach dem einst von Girardon verfertigten und vervollständigten gipsernen Laokoon; allein sie beweiset denn doch, daß dieser berühmte neuere Künstler die Lage des Knaben für ebendiejenige hielt, worin er mir zu sein scheint, nämlich für die Lage eines schon vollendeten Leidenden, der dem Tode in die Arme sinkt. Man begreift, daß der Anblick jener fehlerhaften Zeichnung sehr leicht den Irrthum veranlassen konnte, daß der Knabe noch nicht gebissen sei, besonders wenn man nur auf jenen verzeichneten Kopf der Schlange und auf diese ausgespreitete Hand des Knaben, und nicht auch zugleich auf den Ausdruck seines Gesichts achtet, welcher ganz offenbar der eines Sterbenden ist.

Was aber jener Göthe'schen Meinung völlig, und wie mir es scheint, ganz unläugbar widerspricht, ist das, aber nur noch schwach, fortdauernde Bestreben der Hand des Knaben, den Kopf der Schlange wegzudrücken. Woher, muß ich fragen, konnte er wissen, daß der Kopf der Schlange sich an dieser Stelle befinde, um mit der Hand dahin zu fahren? Sehen konnte er ihn doch nicht, dazu ist sein eigener Kopf zu weit zurückgebogen, dazu sind seine Augen zu weit von der Stelle abgewandt. Nur durch den Biß also konnte er von der Stelle, wo die größte Gefahr für ihn obwaltete, benachrichtiget und veranlaßt werden, die Hand dahin zu strecken, um den Kopf der Schlange wegzuschieben. Aber selbst dieser

Hand sieht man es deutlich an, daß der arme Jüngling ausgekämpft hat. Sie ruhet nur noch, wie abgestorben, auf dem Kopfe der Schlange. Keine Spur mehr von irgend einer Anstrengung zum Wegschieben dieses Kopfes, weder an der Hand selbst, noch am ganzen Arme. Alle Beweger oder Muskeln desselben sind schon wieder in vollkommner Ruhe, und verrathen Erschlaffung. Ebendies ist auch offenbar der Fall des ganzen Körpers dieses Knaben. Nirgends, oder doch höchstens nur in dem emporgerichteten unechten Arme, sieht man noch irgend eine Spannung, durch Anstrengung erzeugt. Hätte übrigens dieser Knabe den tödtlichen Biß noch nicht erhalten, und wüßte er gleichwol, daß der Kopf der Schlange seinem Herzen so nahe wäre, was in aller Welt würde ihn abhalten können, seinen eigenen Kopf vorwärts herabzubeugen, um zu sehen, ob und wie die ihm drohende Gefahr sich noch abwenden ließe? Daß er dieses nicht thut, scheint mir ein unwiderleglicher Beweis zu sein, daß er es (aus Ohnmacht) nicht mehr kann. Ebendieses macht auch bei dem Vater meine Ueberzeugung, daß er den höchsten Grad des Schmerzens schon überstanden haben müsse, vollkommen. Es ist für jedes fühlende Wesen unumgänglicher Naturzwang, die Augen dahin zu richten, wo Lebensgefahr ihm entweder drohet, oder gar schon in Wirklichkeit übergeht; vorausgesetzt, daß sein Kopf noch Kraft und Freiheit hat, sich nach Willkühr zu bewegen. Da nun Laokoon bei den fortgesetzten Bissen der Schlange nicht nach der verletzten Stelle hinstarrt, sondern den Kopf rückwärts sinken läßt, so muß man, scheint es, nothwendig daraus schließen, daß seine Kraft schon angefangen hat, ihn zu verlassen, und daß es nicht mehr in seinem Vermögen steht, sich vorwärts überzubeugen, um

nach der verwundeten Stelle hinzublicken. Daß die weisen Künstler, welchen wir dies herrliche Meisterwerk verdanken, jenes Naturgesetz recht wohl kannten, haben sie durch die Richtung bewiesen, welche sie dem Kopfe und den Augen des noch unverletzten ältesten Sohnes gaben. Diese sind weislich dahin gerichtet, wo das Gräßlichste für ihn zu sehen ist, nach dem jammervollen Kopfe seines hinsinkenden Vaters. Selbst durch die Bemühung, seinen eigenen Fuß von der Schlange frei zu machen, läßt er sich nicht aus dieser Stellung bringen. Und ebendiese, der Natur hier so treu gebliebenen Künstler sollten das Zwanggesetz derselben bei der Richtung, welche sie den Köpfen und Augen des Vaters und des jüngsten Sohnes gaben, auf eine so unverzeihliche Weise vernachlässiget haben? Unmöglich!

Jetzt, lieber Eduard, betrachte die richtigere Zeichnung dieses Kunstwerks, die ich hier beilege *), mit eigenen Augen; und urtheile dann selbst, ob meine Ansicht, so wie ich sie Dir hier auseinandergesetzt habe, die wahre sei, oder nicht. Ich bin bei Dem, was ich darüber geurtheilt habe, nicht, wie die beiden hochachtungswürdigen Männer, welchen ich hier zu widersprechen gewagt habe, davon ausgegangen, nach eigener Einsicht festzusetzen, wie die Künstler verfahren mußten; sondern ich habe mich bloß darauf eingeschränkt, die Absichten, welche sie erreichen wollten, aus ihrem Werke selbst zu schöpfen und anzugeben. Es sollte mir indeß nicht schwer fallen, nun hinterher auch zu beweisen, daß die verschiedenen

*) Siehe das Titelkupfer zu diesem fünften Bändchen. Diese Zeichnung hat freilich unter den Händen des Kupferstechers, besonders in dem Gesichte des ältesten Knaben, aber nicht in irgend einem derjenigen Stücke, worauf es jetzt hier ankommt, verloren.

Stufen des Leidens, auf welchen, meiner Meinung nach, die drei Figuren dieses Kunstwerks dargestellt sind, gerade diejenigen waren, welche von den Künstlern gewählt werden mußten, wenn sie uns in den Stand setzen wollten, den ganzen Vorgang nach allen seinen Abstufungen uns durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen. In dem ältesten Knaben sehen wir den Anfang der schrecklichen Begebenheit, in dem jüngsten ihren Beschluß, und in dem Vater von der gräßlichen Mitte oder dem höchsten Gipfel des Leidens gerade noch so viel, als unsere Einbildungskraft bedarf, um sich das unmittelbar vorhergegangene gar zu Gräßliche selbst auszumahlen. Hätten die Künstler uns den Gemarterten auf diesem Gipfel des Gräulichen selbst dargestellt, so würden wir den Anblick desselben nicht ertragen haben.

Ich erinnere mich, wiewol nur dunkel, daß unser verstorbener lieber Stuve, bei seiner Zurückkunft aus Italien vor ungefähr zehn Jahren, von der Hauptfigur dieses Kunstwerks, wo nicht ebendieselbe, doch eine ähnliche, vielleicht nur in Nebenumständen abweichende Meinung gefaßt hatte, und daß er dieselbe in einem Briefe an den Hrn. Hofrath Schütz in Jena ausführlich auseinandersetzte. Ich wünschte wol, daß dieser Gelehrte bewogen werden könnte, jenen Brief unter seinen Papieren aufzusuchen und bekannt zu machen. Wer die unbefangene, reine und scharfe Beurtheilungskraft unsers Freundes kannte, der würde mit mir bedauern, wenn dieser Wunsch nicht erfüllt werden sollte.

Jedermann bewundert, und zwar mit Recht, die schöne Zusammenstellung oder Gruppirung der Figuren dieses Kunstwerks. So wie aber kein Werk, von Menschenhänden gebildet, dergestalt über allen Tadel erhaben ist, daß Derjenige, welcher darauf ausgeht, Fehler

zu entdecken, nicht noch irgend Etwas daran auszusetzen finden sollte, so ließe sich vielleicht auch an dieser, sonst so meisterhaften Zusammensetzung, noch der einzige Umstand tadeln, daß jede der drei Gestalten, recht als wenn sie sich das Wort gegeben hätten, einen ihrer Arme, und zwar jede gerade den rechten, in die Höhe richtet. Meinem, vielleicht irrigen Gefühle nach, erwächst hieraus eine etwas unangenehm ins Auge fallende Einförmigkeit, welche vermieden worden wäre, wenn Laokoon, als die mittelste Gestalt, eine solche Stellung erhalten hätte, daß sein linker, und nicht rechter Arm hätte emporstreben müssen. Ich zweifle wenigstens, daß Vestris, dieser unnachahmliche Schöpfer schöner Zusammenstellungen, sich eine ähnliche Einförmigkeit auf der hiesigen Opernbühne zu Gute halten würde.

Hiemit genug für heute! Wie bedauere ich, mein guter Eduard, daß ich die herrlichen Kunstgenüsse, in welchen ich hier schwelge, nicht in der Wirklichkeit, sondern nur durch todte Buchstaben mit Dir theilen kann!

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris.

Mit Schweiß übergossen, setze ich mich, mein theurer junger Freund, bei offenen Thüren und Fenstern, und beinahe unbekleidet hin, um Dir schon wieder zu schreiben, ungeachtet mein letzter Brief kaum erst abgegangen ist. Ich weiß in diesen brennend-heißen Nachmittagsstunden nichts Anderes und nichts Besseres vorzunehmen. Wir haben hier seit vierzehn Tagen eine Hitze,

dergleichen die ältesten Einwohner dieser Stadt nie erlebt zu haben bekennen. An einigen Tagen hat der Wärmemesser, und zwar an der Mitternachtsseite des Hauses, folglich in Schatten ausgehängt, schon nahe an 30 Grad gezeigt, welches die gewöhnliche höchste Hitze auf Guadaloupe sein soll. Die Luft scheint entzündet zu sein; die Blätter der Bäume verdorren und fallen ab, wie im Herbste; der Boden berstet und bekommt häufig breite Spalten.

Dennoch leide ich von dieser außerordentlichen Hitze viel weniger, als in unserm nördlichen Deutschland bei einer kaum halb so beträchtlichen Höhe das Wärmemessers. Zwar dringt der Schweiß vom Morgen bis zur Nacht, und selbst in dieser noch, bei der leichtesten Bedeckung, so reichlich und so ununterbrochen aus allen Schweißgrübchen hervor, daß man, so oft man auch die Wäsche wechselt, gar nicht aufhört, am ganzen Körper naß zu sein; allein man fühlt sich leicht dabei, und nicht so mattherzig und beängstiget, als es bei uns so oft der Fall zu sein pflegt. Das macht unstreitig die größere Reinheit der Luft dieses Himmelsstriches, welche mit drückenden, das Athmen erschwerenden Dünsten lange nicht so sehr, als die unsrige, beladen ist. Auch ist man hier den Erkältungen und den gefährlichen Folgen derselben nicht so, wie bei uns, unterworfen. Setzte ich mich bei euch, in unserm eigenen Hause, so wie ich jetzt bin, indem ich dieses schreibe, das heißt, ganz mit Schweiß übergossen und beinahe völlig entkleidet, in die Zugluft hin, wie ich es hier, ohne alle nachtheilige Folgen, nun schon oft gethan habe und thun mußte, wenn ich von der Hitze nicht ganz aufgelös't werden wollte, so würde ich, wahrscheinlicher Weise, wo nicht den Tod davon haben, doch eine schwere Krankheit mir dadurch

zuziehen. Hier hat es nichts damit zu bedeuten. Ich fahre nichtsdestoweniger fort zu schwitzen, und fühle mich, wenn ich gegen Abend ein erfrischendes und stärkendes Bad genommen habe, wieder so leicht, behaglich und gesund, als der Fisch im Wasser.

Der einzige Nachtheil, den diese nie von mir empfundene Hitze mir bringt, ist der, daß ich weniger umherlaufen oder fahren, folglich auch meine Zeit weniger gut benützen kann, als es ohne dieselbe geschehen würde. Nur Eine Art von Beobachtung kann man hier jetzt besser, als zu jeder andern Zeit anstellen, nämlich die über den unbändigen Vergnügungstrieb der Franzosen, besonders über ihre immer rege und unersättliche Begierde nach Schauspielen. Ich wohne hier zwischen der Oper und dem Schauspielhause Louvois. Kannst Du glauben, daß ich, selbst an den allerheißesten Tagen, die wir in dieser Zeit gehabt haben, schon zwei Stunden vor der Eröffnung der Bühnen vor beiden Häusern ein Gedränge von Herren und Damen gesehen habe, welche sich schweifmäßig (à la queue) *) ordnen mußten, um

*) In diesem sogenannten Schweifstehen haben die Pariser eine ganz eigene Fertigkeit. Wenn bei irgend einer Thür, zu welcher viele Menschen zugleich hineinwollen, ein Gedränge entsteht, so wird sofort zu diesem Mittel geschritten, d. i. man ordnet sich, so wie man steht, paarweise, indem je zwei und zwei zusammentreten, und so von dem Eingange an bis in die Straße hinein einen langen Schweif bilden, welcher einer Schlange gleicht, die sich langsam fortbewegt. Indem nämlich jedesmahl die vordersten Zwei, nach Erlegung der Gebühr, hineingelassen werden, treten die nächstfolgenden Zwei an ihre Stelle, und der ganze Schweif rückt um einen Schritt vor. Da aber dem äußersten Ende desselben sich immer wieder neue Ankömmlinge anschließen, so erhält er, indem er vorn unaufhörlich abnimmt und hinten eben so unablässig wieder

nach und nach hineinzukommen? Und gleichwol wurden an solchen Tagen zuweilen Stücke gegeben, welche hier schon so oft gespielt worden sind, daß die meisten Pariser sie auswendig wissen! Ich habe es in dieser Zeit ein paarmahl selbst versucht, hineinzugehen; allein ich fand das Haus so voll, das Gedränge so beschwerlich, und die Luft so unerträglich heiß und dunstig, daß ich es nicht darin aushalten konnte, sondern noch vor Eröffnung der Bühne mich wieder zurück- und hinausdrängen mußte.

Dagegen bieten mir zwei andere Gebäude, selbst gegen die unerträglichste Mittagshitze, eine eben so sichere als angenehme Zuflucht an. Dies sind die Hallen des Museums und die Landesbücherei (la Bibliothèque nationale). Beide sind glücklicher Weise nicht weit von meiner Wohnung entfernt; die letzte besonders kaum zwanzig Schritt. In beiden findet man, der hohen und weiten Räume und der dicken Mauern wegen, eine bei der gegenwärtigen Hitze sehr angenehme Kühle; so daß in diesen erstaunenswürdigen Schatzkammern der Künste und der Wissenschaften nicht bloß der Geist, sondern auch der Körper sich eben so angenehm als heilsam erfrischt und gestärkt fühlt. Beide werden daher oft von mir besucht; und bin ich nur erst da, so ist das Ungemach der Hitze auf einige Stunden für mich verschwunden. Ueber das Museum habe ich Dich in meinem vorigen Briefe unterhalten; hier sollst Du nun auch eine kurze Nachricht

zuwächst, das Ansehen einer Schraube ohne Ende. Der Schweif ist in beständiger Bewegung, und bleibt, seiner Ausdehnung nach, oft Stunden lang derselbe, ungeachtet die einzelnen Personen, die ihn bilden, augenblicklich näher zum Ziele rücken und nach und nach verschwinden, um Andern Platz zu machen.

von den in ihrer Art eben so merkwürdigen und ungeheuern Schätzen jener öffentlichen Büchersammlung lesen.

Das Gebäude, worin sich diese unermeßlichen Schätze befinden, bildet ein großes Viereck, welches einen weiten Hofplatz einschließt. Gleich beim ersten Anblicke dieses den Wissenschaften gewidmeten Tempels kann man sich des Erstaunens und Schreckens über die höchst-unsichere Lage desselben nicht erwehren. Es liegt nämlich ganz nahe bei zwei großen Schauspielhäusern, der Oper und der Bühne Louvois. Von der ersten ist es nur durch eine sehr schmale Straße getrennt, und von der andern nur ungefähr dreißig Schritt weit entfernt. Wie oft hat man schon, besonders in Paris, erlebt, daß Schauspielhäuser in Brand geriethen! Wie, wenn dieses so leicht mögliche Unglück sich auch mit einem der genannten beiden Häuser ereignete, und diese kostbare Sammlung, welche jetzt nicht ihres Gleichen mehr in der Welt hat, dann zugleich mit in Feuer aufginge? Der bloße Gedanke an einen so unersetzlichen Verlust, worüber ganz Europa trauern müßte, macht mich zittern. Was aber den unbegreiflichen Leichtsinn, womit man diese Gefahr sieht und fortdauern läßt, noch stärker bezeichnet und noch unbegreiflicher macht, ist, daß man das Gebäude auch nicht einmahl durch Ableiter gegen den Blitzstrahl gesichert hat! Man würde indeß den hiesigen Gelehrten Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß sie bei dieser unerhörten Vernachlässigung eines der ersten öffentlichen Schätze gleichgültig und ruhig geblieben wären. Ich weiß vielmehr von sicherer Hand, daß sie es, sowol einzeln, als auch gesellschaftsweise an den dringendsten Vorstellungen darüber keinesweges haben fehlen lassen; aber Alles, was sie bis jetzt dadurch erreicht haben, ist die unbestimmte Zusicherung, daß demnächst, wenn die

Staatskasse es erlauben würde, ein sicherer Ort für jene Schätze in dem Louvre bereitet werden solle, welches man zu diesem Behuf werde ausbauen lassen. Bis jetzt aber ist noch kein Schritt dazu geschehen.

Ich maße mir nicht an, das Verfahren der Regierungen, besonders solcher, deren Lage und Umstände ich als Fremder unmöglich genau kennen kann, zu beurtheilen; aber wenn man bemerkt, wie viel hier jetzt zur Verschönerung der Stadt und der Schlösser geschieht, so kann man sich doch unmöglich der Frage enthalten: sollte die Staatskasse, welche Dieses erlaubt, nicht auch für Jenes Rath schaffen können? Oder, wofern Eins von Beiden vor der Hand noch aufgeschoben werden müßte, sollte die Sicherstellung so unermeßlicher Schätze nicht wichtiger und dringender sein, als die Anlegung neuer Straßen und Plätze, als die innere und äußere Verschönerung der Paläste, und als die Errichtung neuer Brücken, welche doch keinen höhern Zweck haben, als denjenigen Parisern, welche von einem Ufer der Seine nach dem andern hinüber wollen, ein paar hundert Schritte und einige Minuten Zeit zu ersparen? Und sollte endlich die Staatskasse, welche in Stande ist, zu jenen, nicht sehr dringenden Verschönerungen Millionen herzugeben, nicht auch noch ein paar hundert Thaler entbehren können, um Ableiter errichten zu lassen?

Um aber, einigermaßen wenigstens, Dir vorstellen zu können, was Frankreich und die Welt verlieren würden, wenn jene Schatzkammer der Wissenschaften in Rauch aufgehen sollte, brauche ich Dir nur einen allgemeinen Ueberblick der darin verwahrten unermeßlichen Schätze zu verschaffen. Diese bestehen in fünf Sammlungen: nämlich 1. in einer Bücherei oder Bibliothek, die, so viel ich weiß, nächst der des Buchhändlers Lackington

zu London, die größte in der Welt ist; die Zahl der Bücher wird nämlich jetzt auf 300,000 geschätzt; 2. in einer eben so ungeheuern Sammlung von Handschriften, die einen hohen und langen Saal, die Mazarinische Galerie genannt, und außerdem noch, wenn ich recht gehört habe (denn alle habe ich sie bis jetzt nicht gesehen) achtzehn andere geräumige Zimmer anfüllen. Diese Sammlung, jetzt gleichfalls die größte und wichtigste in der Welt, ist, besonders durch die Eroberungen des letzten Krieges, mit sehr vielen kostbaren und einzigen Stücken bereichert worden, deren Verlust ganz unschätzbar sein würde. Schon vor der Umwälzung soll sie gegen 60,000 Bände stark gewesen sein! 3. In einer sehr reichen und wichtigen Münzsammlung, welche gleichfalls Manches enthält, was sonst nirgends gefunden wird. 4. In einer kostbaren Sammlung von Alterthümlichkeiten aller Art, Brustbildern, Gefäßen, Werkzeugen, Inschriften, geschnittenen Steinen u. s. w. Endlich 5. in einer so großen Sammlung von Kupferstichen, als man schwerlich in irgend einem andern Lande, oder an irgend einem andern Orte finden mag. Sie enthält z. B. die ganze Französische Geschichte, d. i. nicht nur alle Französische Regenten, Staatsmänner und überhaupt alle merkwürdige Personen, welche dieses an berühmten Menschen so reiche Land hervorgebracht hat, sondern auch geschichtliche Darstellungen ganzer Begebenheiten; die ganze Naturgeschichte in bemahlten Bildern; alle Werke der Französischen Kupferstecher; die Geschichte der Kupferstecherkunst in einer Folge von Stücken, von der ersten Erfindung dieser Kunst an, bis zu unsern Zeiten, u. s. w. Die ganze Sammlung ist in zwölf Klassen geordnet, welche zusammen 5000 zum Theil dicke Bände voll Kupferstiche enthalten. Zu den Nebenmerkwürdigkeiten, welche

man hier sieht, gehören: 1. ein aus Metall verfertigter Musenberg, auf welchem man die merkwürdigsten Französischen Schöngeister bis auf Voltairen, nach dem Leben abgebildet, erblickt; 2. eine Welt- und eine Himmelskugel, beide von so beispielloser Größe, daß der Boden, welcher das unterste Geschoß von dem darüber befindlichen absondert, durchbrochen werden mußte, um ihnen einen, ihrer Höhe angemessenen Raum zu verschaffen. — Dies sind im Allgemeinen die kostbaren Schätze, welche hier, auf eine so unverantwortlich-leichtsinnige Weise, der Gefahr, verbrannt zu werden, ausgesetzt stehen!

Es ist ein schöner Anblick, sowol hier, als auch in allen andern Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen dieses Orts, den immer regen Eifer zu sehen, mit dem diese Schätze hier jetzt benützt werden. So oft ich in dieses Haus komme, finde ich, an langen Tafeln, ein paar hundert Menschen beiderlei Geschlechts, jegliches Alters und von allen Völkerschaften, sogar Türken, Egipter und Sirer, in voller Arbeit, indem der oder die Eine lieset, der Andere nachschlägt, der Dritte vergleicht, der Vierte Auszüge macht. In dem Museum, in den Sammlungen des Pflanzengartens, kurz überall, wo Werke der Kunst und der Wissenschaften aufgestellt sind, hat man ebendiesen erfreulichen Anblick; überall findet man zu jeder Zeit eine sehr große Menge Menschen beiderlei Geschlechts, welche diese Werke mit rastlosem Fleiße auf eine oder die andere Weise benützen. Der Eifer, Künste nnd Wissenschaften anzubauen, geht hier jetzt erstaunlich weit; besonders auch bei dem schönen Geschlechte. Ich habe fast keine öffentliche Vorlesung oder gelehrte Versammlung besucht, wo ich nicht gemeiniglich, trotz der unmäßigen Hitze, eben so viele, oft noch mehr Damen als Herren fand, welchen man an

ihren gespannten Gesichtszügen, an ihren funkelnden Augen, und an den lebhaften Aeußerungen des warmen Antheils, den sie an den vorkommenden Gegenständen nahmen, es unverkennbar ansah, daß sie nicht hergekommen waren, um sich bloß entweilen zu lassen, oder weil der Ton es jetzt so mit sich bringt, sondern daß sie von Begierde brannten, wissenschaftliche Kenntnisse aller Art zu erwerben.

Du weißt, daß ich aus guten Gründen den unnatürlichen Bemühungen der Weiber, gelehrte Kenntnisse einzusammeln, niemahls hold gewesen bin; die Französischen Damen aber — der Ausdruck, dessen ich mich hier bediene, wird Dir wol schon von selbst sagen, daß ich von den Weibern der höhern Klassen rede — muß ich deshalb loben. Dies wird Dir räthselhaft klingen; ich will mich erklären.

Die Französinnen der besagten Klassen, wenige Ausnahmen abgerechnet, lebten schon ehemahls, und so auch jetzt noch, in einem höchst unnatürlichen Zustande. Der wahren weiblichen Bestimmung, wodurch sie berufen werden, treue Gattinnen, sorgsame Mütter und verständige Hausfrauen zu sein, gänzlich entrückt, scheinen sie gar keine Pflichten, gar keinen Beruf und gar keinen häuslichen Wirkkreis mehr zu haben. Erzogen — nein! denn wie könnte man das Erziehung nennen? — abgerichtet, wollte ich sagen, außerhalb des väterlichen und mütterlichen Hauses (ehemahls in Klöstern, jetzt in sogenannten Erziehungsanstalten) und ohne jemahls kindliche und schwesterliche Gefühle erfahren zu haben, werden sie großentheils mit Männern verbunden, welche sie vorher kaum kennen zu lernen, geschweige liebzugewinnen Gelegenheit hatten, und welche nicht sie selbst, sondern ihre Familien für sie wählten. Nun sind sie zwar Gat-

tinnen, aber ohne die Pflichten dieses Standes zu kennen; Hausfrauen, aber ohne einen häuslichen Berufskreis zu haben. Ihr einziger schmählicher Beruf ist: den Vormittag damit zuzubringen, Besuche im Bette anzunehmen, den Nachmittag mit Putzen, den Abend an irgend einem öffentlichen Vergnügungsorte, im Schauspielhause und bei nächtlichen Gastmahlen zu vergeuden. Was in ihrer eigenen Küche vorgeht oder vorgegangen ist, das ersehen sie erst durch die Schüsseln, die auf ihren Tisch kommen. Ihr ganzes Geschäft in diesem Wirthschaftsfache besteht bloß darin, dem Koche oder der Köchinn anzuzeigen, daß heute so oder so viele Gerichte für so oder so viele Personen verlangt werden. Selbst die Wahl der Gerichte und die Art, wie jedes zubereitet werden soll, bleibt in vielen Häusern jenen gleichfalls gänzlich überlassen. Einige haben sich sogar mit dem Koche oder der Köchinn auf den zwar bequemen, aber schimpflichen Fuß gesetzt, daß sie nicht einmahl Etwas dabei vorschreiben dürfen, indem diese jede ihnen darüber ertheilte Vorschrift als einen Eingriff in ihre Amtsrechte ansehen würden, und auch der Einkauf der Bedürfnisse ihnen gänzlich überlassen bleibt. Wie soll nun eine solche Frau, ohne Beruf und Geschäft, besonders wenn sie jung, hübsch und reich ist, es anfangen, um den tausendfachen Reizungen und Versuchungen zum Argen, von welchen sie sich hier überall umgeben sieht, zu widerstehen? Was soll sie mit ihrer Zeit, was mit ihren Kräften, welche doch irgend einen Spielraum haben wollen, beginnen?*) Das Einzige, was den Bessern unter ihnen noch übrig geblieben ist, und was ihnen jetzt glück-

*) Einige unter ihnen haben sogar nicht einmahl eine einzige weibliche Arbeit gelernt. Ich habe dieses aus dem Munde

licher Weise durch die Mode vergönnt wird, ist, sich in die Künste und Wissenschaften zu werfen. Was daher bei uns ein Vergehen wider die natürliche Bestimmung des Weibes ist, das wird hier zur Tugend. Hier, wo die Weiber aus jener natürlichen Bestimmung nun einmahl herausgegangen sind, wo sie keine Kinder zu erziehen, keines Gatten zu pflegen, keine Küche zu besorgen, keiner Hauswirthschaft mehr vorzustehen, und überhaupt keine weibliche Arbeiten zu verrichten haben; hier kann es in der That für etwas Verdienstliches gelten, sich lieber mit Aufopferung ihrer Ruhe und Gemächlichkeit wissenschaftliche Kenntnisse und Kunstfertigkeiten zu erwerben, als den Vormittag, im Bette liegend, mit Männern, welche nicht die ihrigen sind, zu verplaudern, den Nachmittag mit Anputzen, und den Abend mit Vergnügungen aller Art im Schauspielhause, im Fraskati oder am Spieltische zu verschwenden.

Nach diesem Verdienste und nach dieser Tugend streben nun, wie gesagt, die Pariserinnen jegliches Alters jetzt in der That mehr als jemahls. Nie habe ich an irgend einem andern Orte etwas Aehnliches gesehen. Alle öffentliche Hörsäle, so viele ich ihrer hier besucht habe, selbst solche, worin die höhern Wissenschaften gelehrt werden, sind voll von Damen; in dem Museum und in den naturgeschichtlichen Sammlungen des Pflanzengartens wimmelt's von solchen, welche zeichnen oder mahlen; ja sogar im Schauspielhause füllen manche die Zwischenzeiten von einem Aufzuge zum andern mit wissenschaftlichen Forschungen aus, indem sie ein Buch oder

---

einer Dame, die mir ehrlich gestand, daß sie nicht einmahl nähen und stricken könne, und über das Erstaunen, welches ich dabei äußerte, sich krank lachen wollte.

die Schreibtafel hervorziehen, und sich so lange damit beschäftigen, bis der Vorhang wieder aufgezogen wird. Als ich neulich neben einer solchen, mir völlig unbekannten Dame, durch Zufall in der Oper meinen Platz erhielt, wünschte ich doch zu erfahren, zu welcher Klasse das Buch, womit sie sich zwischendurch so eifrig beschäftigte, wol gehören möchte, und bemerkte mit Verwunderung an den Figuren, die sie von Zeit zu Zeit mit dem Texte verglich, daß es aus dem Gebiete der Größenlehre war. Kannst Du glauben, daß man manche dieser lernbegierigen Weiber schon des Morgens um sieben Uhr, welches hier sehr früh ist, in dem für viele weitentlegenen Pflanzengarten in der Absicht findet, erst einer Vorlesung über die Scheidekunst, über die Pflanzen- oder die Minerlehre (Mineralogie), oder über irgend eine andere hier gelehrte Wissenschaft beizuwohnen? hienächst aber noch eine Stunde lang, und zwar immer mit nüchternem Magen, in dem Garten herumzuwandeln, um diejenigen Pflanzen aufzusuchen, von welchen in der Vorlesung die Rede war, und dann erst die Rückkehr nach Hause und zum Frühstück anzutreten?

Es kann nicht fehlen, Paris muß in kurzer Zeit das Athen des 19ten Jahrhunderts werden, falls man noch Bedenken tragen sollte, ihm schon jetzt diese Benennung beizulegen, ungeachtet es wirklich jetzt schon in mancher Hinsicht an Gelegenheiten und Hülfsmitteln zur Erwerbung wissenschaftlicher Kenntnisse viel mehr als Athen ist*). Besonders wird der jetzige beispiellose

*) Noch vor einigen Jahren glaubte und besorgte ganz Europa, daß von hier aus eine neue Verfinsterung oder Barbarei sich über die Welt verbreiten würde; und schon jetzt, drei oder vier Jahre später, erstaunen wir über den

Modeeifer der Damen hiezu unfehlbar sehr viel beitragen. Wie diese hier in allen andern Stücken den Ton angeben, so werden sie es auch hierin thun; oder vielmehr, sie haben es schon gethan. Die Männer müssen, sie mögen wollen oder nicht, ihnen nach auf der Bahn der Künste und der Wissenschaften; und diese werden daher von nun an hier eifriger und allgemeiner angebauet werden, als es, so lange die Welt steht, jemahls irgendwo der Fall gewesen ist. Da aber nichts desto weniger die ersten Anfänge des Unterrichts hier noch unglaublich vernachlässiget werden, so wird man hier künftig eine der seltsamsten Erscheinungen sehen — Gelehrte, Naturkundige, Scheidekünstler, Sternforscher und Meßkünstler vom ersten Range, welche vielleicht kaum erträglich lesen und schreiben können!

Wie sehr es den Weibern schon jetzt geglückt ist, überall den gelehrten und wissenschaftlichen Ton anzugeben und herrschend zu machen, davon konnte man sich unter andern neulich auch in dem sogenannten Französischen Schauspielhause (Théâtre Français), welches noch immer für das erste gehalten wird, überzeugen. Diese Bühne, welche sich von jeher das Verdienst erworben hat, die ältern Meisterwerke der Französischen Bühnendichtung in ununterbrochenem Umlaufe zu erhalten, kündigte das bekannte Molièresche Lustspiel: die gelehrten Weiber, an. Da ich nun schon häufig Gelegenheit gehabt hatte, die obigen Bemerkungen, über den jetzigen Heiß-

Kunst- und wissenschaftlichen Lichtstrom, der sich von hier aus zu ergießen angefangen hat! Die Franzosen sind wirklich ein erstaunliches Volk, welches Alles kann, was es will, und in Allem, worauf sein jedesmahliger Feuereifer verfällt, in unglaublich kurzer Zeit die höchsten Ziele zu erklimmen weiß.

hunger der Pariserinnen nach Gelehrsamkeit, zu machen, so sagte ich zu einem Freunde: es würde mich wundern, wenn dieses Lustspiel, worin jener weibliche Gelehrsamkeitseifer bekanntlich lächerlich gemacht wird, jetzt noch eben so stark als andere ältere Stücke besucht werden sollte. Um nun zu sehen, ob meine Vermuthung eintreffen würde, ging ich selbst dahin. Und siehe da! ich fand das Haus so leer, als man es, wie ich hörte, fast noch niemahls gesehen hatte. Zum Beweise aber, daß nicht das Alter des Stücks, sondern bloß sein tonwidriger, den Damen mißfälliger Inhalt an dieser gänzlichen Verödung Schuld war, diente der Umstand, daß man an ebendiesem Tage auf einer andern Bühne ein anderes altes Stück gab, wobei das Haus, wie man am folgenden Tage in einigen öffentlichen Blättern las, zum Erdrücken voll war. So entschieden und so mächtig ist hier noch immer die Herrschaft der Weiber!

Ich habe schon einigemahl des herrlichen Pflanzengartens (Jardin des plantes) erwähnt. Auch von diesem will ich Dir einen etwas bestimmteren Begriff zu geben suchen, weil ich mir sonst selbst den Vorwurf machen müßte, Dir eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Orts verschwiegen zu haben. Diese erste Anstalt in ihrer Art besteht: 1) aus einem sehr geräumigen, schönen und wohlunterhaltenen, sogenannten botanischen, oder Kunstpflanzengarten, welcher nur in Ansehung einiger wenigen Pflanzen, welche die Engländer sich eher verschaffen konnten, von dem zu Kew noch übertroffen wird. Auch dieser Pflanzengarten ist in den verflossenen Jahren der Umwälzung durch den rastlosen Eifer der verdienten Gelehrten, welche ihm vorstehen, beträchtlich erweitert und bereichert worden. Zu einer Zeit, wo Robespierre's Fallbeil über dem Haupte dieser Männer,

wie über so vielen andern Unschuldigen schwebte, vergaßen sie mit seltener Großmuth sich und ihre eigene Gefahr, um die ihnen anvertrauten Schätze nicht bloß zu verwahren, sondern auch zu vermehren; und indeß die beiden mächtigsten Völkerschaften, die der Franzosen und Engländer, sich in blinder Erbitterung einander zu zerfleischen und zu vertilgen suchten, wechselten die Gelehrten unter beiden, nach wie vor, Schätze der Wissenschaften gegen einander aus, und boten sich wechselseitig die Hand, sich unaufhörlich damit zu bereichern. Ein schönes Beispiel, welches für die späteste Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient! 2) Aus einer der schönsten und vollständigsten naturgeschichtlichen Sammlungen aus allen Reichen der Natur, die sich nicht bloß durch die zweckmäßigste Ordnung, sondern auch durch die größte Unterhaltungssorgfalt von allen andern auszeichnet, die ich je gesehen habe. Alle dazu gehörige Gegenstände sind wissenschaftlich geordnet und aufgestellt, jedes an dem Platze, den das Lehrgebäude ihm anweiset; alle sind mit ihrem Namen bezeichnet, alle in schönen, gegen Staub und Luft festgeschlossenen Glasschränken so sorgfältig verwahrt, daß sie ihr schönes, frisches Ansehen durch nichts verlieren können. Hier kann Jeder, mit einer guten Naturgeschichte in der Hand, sich mit allen Schätzen dieser Wissenschaft, ohne Lehrer, durch ihren Anblick selbst bekannt machen. 3) Aus einer sehr ansehnlichen und schätzbaren Büchersammlung, diese Wissenschaft nach allen ihren Theilen betreffend. Es gehört dazu unter andern auch eine Sammlung von Pflanzen- und Blumengemählden erster Art, an welcher seit einem Jahrhunderte von den trefflichsten Zeichnern und Mahlern gearbeitet worden ist und noch immer gearbeitet wird, ungeachtet diese Sammlung schon jetzt das erste und

vollkommenste Kunstwerk dieser Art in der Welt ist. Der große Blumenmahler Van Spaendonck, ein Niederländer, ist dieser Sammlung vorgesetzt, sowol um sie immer mehr zu vervollkommnen, als auch nach ihr Unterricht in der schönen Blumenmahlerei zu geben. Man findet hier jedesmahl einige funfzig junge, auch ältere Damen, und eben so viele Herren, welche damit beschäftiget sind. 4) Aus einer sehr ansehnlichen und kostbaren Sammlung von Gegenständen der Zergliederungskunst. Auch diese Sammlung ist erst in den schrecklichen Zeiten der Umwälzung durch die eifrigen Bemühungen des eben so gelehrten als edlen Cuvier entstanden, und in diesen wenigen Jahren schon zu einer Vollständigkeit gediehen, welche die Kenner in Erstaunen setzt. 5) Aus einem Thiergehege (Ménagerie), worin man eine große Menge fremder, zum Theil seltener Thiere, die wilden in Verschlägen, die gezähmten auf freien Plätzen sieht. Dazu gehört unter andern eine sehr schöne und große Löwinn, die in diesem Zustande der Gefangenschaft neulich drei junge Löwen geboren und damit das Vorurtheil widerlegt hat, daß diese Thiergattung nur immer Ein Junges zur Welt bringe. Der Abstich zwischen der jugendlichen Lustigkeit und Spielerei dieser Kleinen, und der ernsten Wildheit ihrer Mutter, gewährt dem Zuschauer eine sehr angenehme Unterhaltung.

Durch die uneigennützige Bemühung der dieser großen Anstalt vorgesetzten Gelehrten erscheint jetzt über dieses letzte Fach, das Thiergehege nämlich, ein Werk, welches an innerem Gehalte und an äußerer Pracht, besonders an Genauigkeit der Zeichnungen und an Vortrefflichkeit des Stichs, alle andere Werke dieser Art übertrifft. Jedes Heft, welches aus ungefähr zwölf Bogen des größten und stärksten Papiers und aus vier eben

so großen Kupferplatten, welche sämmtlich, in Zeichnung und Stich, von den ersten Meistern herrühren, besteht, wird zu dem sehr mäßigen Preise von 8 Franken oder 2 Rthlr. verkauft. In Deutschland würden wir es, wenn uns auch alles andere dazu Erfoderliche zu Gebote stände, nicht unter 4 Rthlrn. liefern können. Ich besitze dieses kostbare Werk durch die Güte eines der verdienstvollen Verfasser desselben, des würdigen Cuvier, und ihr werdet es nebst vielen andern Werken, die ich als Denkmähler der Französischen Artigkeit mitbringe, in einer besondern Kiste finden, die ich in diesen Tagen über Straßburg absende. Ueber die Gefälligkeit der hiesigen Gelehrten gegen Fremde, so wie überhaupt über die beispiellose Artigkeit, womit ich mich hier überall, selbst von Solchen, welchen ich vorher nicht einmahl dem Namen nach bekannt sein konnte, bis zur Beschämung behandelt sehe, werde ich Dir, um den Auffoderungen meines Herzens ein Genüge zu thun, wol noch einen besondern Brief schreiben müssen. Dahin verschiebe ich denn auch das Uebrige, was ich über die Kunst- und wissenschaftlichen Schätze dieses neuen Athens und deren Benützung noch weiter für Dich bemerkt habe.

Der zusammengesetzten ganzen Anstalt, welche unter dem eingeschränkteren Namen des Pflanzengartens begriffen wird, sind dreizehn Hochlehrer oder Professoren vorgesetzt, welche über alle Fächer der Naturwissenschaften, das Wort in weiterem Sinne genommen, innerhalb der Anstalt selbst, öffentliche Vorlesungen halten; lauter Männer, welche ihrem Fache und ihrem Vaterlande Ehre machen. Die Namen einiger derselben, welche durch ganz Europa bekannt sind, z. B. die eines Cuvier, Faujas-St.-Fond, Fourcroy, Jussieu, Lacépède u. s. w. können auch Dir nicht mehr

fremd sein, und Du wirst, bei weitern Fortschritten in den Wissenschaften, die großen und glänzenden Verdienste dieser trefflichen Männer immer mehr würdigen und ehren lernen. Und damit genug für heute! Die Hitze dieses Tages hat mich so erschöpft, daß es hohe Zeit ist, nach der Seine zu eilen, um mich durch ein erfrischendes Bad zu erquicken.

Ich wünsche Dir und den Unsrigen allen einen eben so angenehmen Abend, als nach dem Bade der heutige, wie gewöhnlich, für mich sein wird. Lebe wohl, mein Guter!

Acht und zwanzigster Brief.

Paris.

So wie London an großen, menschenfreundlichen Anstalten zur Verminderung des menschlichen Elends die erste Stadt in der Welt ist, so übertrifft Paris jetzt alle andere an unermeßlichen Schätzen der Künste und der Wissenschaften. Wenn alle Kunst- und wissenschaftlichen Schatzkammern in ganz Europa durch eine allgemeine Feuersbrunst verzehrt würden, und nur Paris allein verschont bliebe, so würde das freilich ein großer, nie genug zu bejammernder Verlust für die Menschheit sein; allein in Barbarei würde sie deßwegen nicht zurücksinken. Paris allein würde noch immer so viel Licht über sie verbreiten können, als nöthig wäre, um sie auf der erklimmten Höhe der Aufklärung zu erhalten. Möge der Schutzgeist der Menschheit diese für die Künste und Wissenschaften jetzt so wichtige Stadt nur selbst vor ei-

ner allgemeinen Feuersbrunst im eigentlichen und uneigentlichen Sinne bewahren!

Außer der großen Landesbücherei (Bibliothèque nationale) und der des Kunstpflanzengartens, von welchen ich Dir in meinem letzten Briefe einen nothdürftigen Begriff zu geben gesucht habe, giebt es hier noch verschiedene andere öffentliche Bücherhallen, wovon ich Dir die vorzüglichsten doch wenigstens nennen muß. Diese sind: 1) Der Büchersaal des Pantheons. Dieser soll 80,000 Bände gedruckter Bücher, und 2,000 Bände Handschriften enthalten. 2) Die Stadtbücherei (Bibliothèque de la ville), gleichfalls sehr beträchtlich. 3) Die Mazarinische oder die der vier Völkerschaften (Bibliothèque Mazarine ou des quatre nations), welche auf 60,000 Bände geschätzt wird. 4) Die des allgemeinen Gelehrtenvereins (Bibliothèque de l'Institut national). Diese ist bis jetzt noch die kleinste von allen; allein es ist kein Zweifel, daß auch sie nach und nach beträchtlich anschwellen wird; wäre es auch nur durch die Menge neuer Werke, welche einheimische und auswärtige Gelehrte dieser glänzenden gelehrten Gesellschaft als ein Opfer ihrer Verehrung darbringen.

Der genannte allgemeine Gelehrtenverein, oder das National-Institut, hat seit seiner Errichtung die Augen des ganzen gelehrten Europa auf sich gezogen. Es verdient diese Aufmerksamkeit, man mag auf die Größe der Anstalt, oder auf den hohen Rang sehen, den viele ihrer Mitglieder in der gelehrten Welt behaupten. Selbst das jetzige Oberhaupt der Franzosen, Bonaparte, ist auf die Ehre, dieser Gesellschaft anzugehören, eifersüchtig gewesen, und hat sich als ihr Mitglied einschreiben lassen.

Die Gesellschaft besteht aus 140 wirklichen Mitglie-

dern, welche in Paris ansässig, folglich in Stande sind, den Versammlungen persönlich beizuwohnen; dann aus eben so vielen, durchs ganze Land verbreiteten Ehrenmitgliedern, welche an den Zwecken dieser großen gelehrten Körperschaft durch Briefwechsel Theil nehmen. Diesen sollen bis auf 80 auswärtige Ehrenmitglieder beigesellt werden.

Die ganze Anstalt ist in drei Klassen eingetheilt worden, wovon die erste die Naturwissenschaften und die Größenlehre, die zweite die Sittenlehre (das Wort im weitesten Sinne genommen) und die Staatswissenschaften, die dritte endlich die schönen Künste und Wissenschaften zu Gegenständen hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man die Zahl der Klassen vermehrt hätte, um die Zahl der Mitglieder einer jeden zu vermindern *). Die den Franzosen eigene Lebhaftigkeit macht sie unfähig, große Gesellschaften zu bilden, in welchen wichtige, eine ruhige Erörterung verlangende Gegenstände verhandelt werden sollen. Es ist ihnen geradezu unmöglich, eine Empfindung oder einen Gedanken, sobald sie lebhaft in ihnen werden, zu unterdrücken, oder die Aeußerung derselben nur einen Augenblick aufzuschieben. Daher das unruhige Geräusch, um nicht zu sagen, das Geschrei und der Lärm, welche in allen ihren größern Versammlungen herrschen! Wie in den ehemahligen Versammlungen der Stellvertreter des Volks, so bei ihren gelehrten Zusammenkünften. Vergebens hat man festgesetzt, daß der Vorsitzer Stille gebieten soll. Er gebietet sie; aber Keiner achtet darauf, Keiner hört auf sein Geklingel. Es ist daher schwer für einen Fremden, selbst wenn er der Sprache völlig mächtig ist, der

*) Dieser Wunsch ist seit meiner Zurückkunft erfüllt worden.

Verhandlung zu folgen. Der Franzose hat auch hierin eine bewundernswürdige Fertigkeit. Man sollte oft glauben, er müsse hundert Ohren und eben so viele Verstandesfächer besitzen, um hundert Stimmen zugleich, und zwar jede deutlich und für sich, zu vernehmen und ihren Inhalt aufzufassen. Dies, was ich ehemahls in der geräuschvollen sogenannten Nationalversammlung nicht genug bewundern konnte, bietet sich dem erstaunten Fremden auch bei allen andern berathschlagenden Versammlungen dar, sobald sie nur ein wenig ins Große gehn. So auch in den Versammlungen dieses Gelehrtenvereins.

Ich habe drei Sitzungen desselben beizuwohnen das Vergnügen gehabt. In jeder wurden theils Briefe, theils Aufsätze vorgelesen; aber selten konnte der Vorleser ununterbrochen auch nur einen einzigen Gliedersatz zu Ende bringen; und die lauten Stimmen durchkreuzten sich gewöhnlich noch von dem einen Ende der langen Tafel bis zum andern, wann er, nach dem vergeblichen Klingeln des Vorsitzers, vorzulesen begann: so daß es mir oft sehr schwer wurde, nur so viel davon aufzufassen, als erfodert wurde, um zu wissen, wovon eigentlich die Rede war. In einer dieser Sitzungen wurde ein Danksagungsschreiben von Klopstock, für die ihm erzeigte Ehre der Aufnahme in diese Gesellschaft, erbrochen. Da sich aber fand, daß es Deutsch geschrieben war, so erhielt Bitaubé den Auftrag, es erst zu übersetzen. Einer, durch dessen Hände der Brief ging, bemerkte, daß er gleichwol mit Französischen Buchstaben geschrieben ei; worauf ein Anderer behauptete, daß das eine lobenswürdige Neuerung sei, welches ihm von einem Dritten die Zurechtweisung zuzog, schon Geßner habe diesen Schritt, die alte barbarische Mönchsschrift abzuschütteln, gewagt. Daß seitdem Tausende von Büchern

mit Lateinischer oder Französischer Schrift in Deutschland gedruckt worden sind, schien den meisten dieser Herren noch nicht zu Ohren gekommen zu sein.

Eine Bemerkung über die Französischen Gelehrten, die ich sowol in diesen Sitzungen, als auch in andern gelehrten Versammlungen zu machen Gelegenheit hatte, möchte ich in Deutschland von einem Manne, der sich einer stärkern Stimme erfreut, als die meinige ist, recht laut verkündigen hören. Es ist die: daß man hier besser, als bei uns, wie es mir vorkommt, den Gelehrten und Schriftsteller vom Menschen, die Sache der Gelehrsamkeit von der des Lebens unterscheidet. Hier darf ein Gelehrter dem andern in wissenschaftlichem Wortwechsel geradezu, mit Wärme, sogar mit Bitterkeit, widersprechen, ohne daß das dem Verhältnisse, worin sie als Menschen und Bürger mit einander stehen, in der Regel, Eintrag thut. Gleich den Stellvertretern im Englischen Volksrathe, erlaubt man sich hier die stärksten Ausfälle auf die Geisteserzeugnisse der Herren Amtsbrüder; allein wenn die Sitzung geendiget ist, gehen alle als gute Freunde scherzend und lachend nach Hause. Der Mensch bleibt dem Menschen werth und geachtet, wenn gleich der Gelehrte dem Gelehrten, der Schriftsteller dem Schriftsteller die bittersten Dinge gesagt hat. Sehr lobenswerth, fürwahr! und werth, von den Gelehrten anderer Länder nachgeahmt zu werden! Als Gelehrte bilden wir einen Freistaat, worin Freiheit und Gleichheit herrschen, und herrschen sollen. Hier ist es daher erlaubt, und sogar pflichtmäßig, freimüthig zu sein, weil wir Alle die Wahrheit suchen und befördern, folglich auch ihr nichts durch Schmeichelei und Heuchelei vergeben sollen. Aber unsere Zänkereien aus dem einen Verhältnisse in das andere, aus den gelehrten Zusam-

menkünften in das menschliche und bürgerliche Leben überzutragen, ist unrecht und kleinstädtisch zugleich. Hier übertreffen uns, wie es scheint, die Französischen Gelehrten weit, und verdienen daher, uns zum Muster aufgestellt zu werden.

Unter den übrigen gelehrten Gesellschaften, welche nicht vom Staate abhangen, sondern durch freiwilliges Zusammentreten entstanden sind, zeichnet sich besonders das sogenannte Atheneum von Paris (Athénée de Paris) aus. Gelehrte vom ersten Range sind demselben beigetreten, und machen sich dabei durch öffentliche Vorlesungen über Naturgeschichte, Pflanzenkunde, Größenlehre, Zergliederungskunst, Scheidekunst, Naturlehre und fremde Sprachen sehr verdient. Auch diese Vorlesungen werden von alten und jungen Frauenzimmern stark besucht. Es war mir angenehm, in dem gedruckten Verzeichnisse der Vorlesungen die über die Deutsche Sprache obenan zu finden. Derjenige, welcher sie hier lehrt, ist ein wackerer Deutscher, Herr Weiß, welcher den großen Moreau bei seinen Feldzügen als Geheimschreiber begleitet hat. Das Oertliche dieser gelehrten Anstalt besteht in verschiedenen geräumigen Sälen und Zimmern. Einer von jenen ist den Vorlesungen, ein anderer der der Gesellschaft gehörigen Büchersammlung gewidmet. In einem der Zimmer werden Zeitschriften und andere öffentliche Blätter gelesen, und ein anderes ist zu gelehrten und gesellschaftlichen Unterhaltungen bestimmt. Für das Alles bezahlen die Theilnehmer jährlich nur 4 Karolinen oder 24 Rthlr.

Eine zweite Anstalt dieser Art, das Atheneum der Künste (Athénée des arts) genannt, scheint mehr die Künste und die Vervollkommnung nützlicher Erfin-

dungen, als die eigentlichen Wissenschaften, zum Gegenstande zu haben.

Das Museum, eine gelehrte Gesellschaft, welche bei meinem ehemahligen Hiersein blühete, und der auch ich anzugehören die Ehre hatte, ist eingegangen.

Noch muß ich Einer gelehrten Gesellschaft erwähnen, welche sich ausschließlich mit Beobachtungen über den Menschen beschäftiget, und welche daher auch die Benennung einer Gesellschaft der Menschenbeobachter (Société des observateurs de l'homme) angenommen hat. Der berühmte, auch im Auslande gekannte und geschätzte Lacépède ist ihr jetziger Vorsitzer; Jauffret, ein zwar noch junger, aber achtungswürdiger Gelehrter, der unter andern auch verschiedene mit Beifall aufgenommene Bücher für die Jugend geschrieben hat, ihr Geheimschreiber. Die Mitglieder dieser nützlichen Gesellschaft begnügen sich nicht bloß damit, Bemerkungen über den Menschen durch eigene Forschungen zu machen, sondern unterhalten auch einen darauf abzweckenden Briefwechsel mit Reisenden und Angestellten in entfernten Weltgegenden. Auch zeigen sie dergleichen Beobachtern Gesichtspunkte für die zu machenden Bemerkungen an, und leiten ihre Aufmerksamkeit durch Fragen über solche, die Menschenkenntniß betreffende Gegenstände, welche noch nicht hinlänglich erörtert sind. Die Gesellschaft erzeigte mir die Ehre, mich zu einer ihrer Sitzungen einzuladen, und überhäufte mich, im Angesichte einer ansehnlichen Versammlung von Zuhörern, mit Artigkeitserweisungen, welche nur in Frankreich nicht zu den außerordentlichen gehören.

Unter den noch übrigen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, welche vornehmlich gesehen zu werden verdienen, darf ich die kostbare Minersammlung

(Cabinet de minéralogie) in dem prächtigen Münzgebäude (Hôtel des monnaies), und die aus den geretteten Kirchenschätzen der Bildhauerkunst, unter dem Namen eines National-Museums (Musée national des monumens Français) entstandene neue Sammlung nicht mit Stillschweigen übergehen. Jene ist eine der vollständigsten Schatzkammern von Berggut jeder Art, welche es in Europa geben mag; diese ein merkwürdiges und bleibendes Denkmahl, sowol von der schrecklichen Raserei des Französischen Pöbels zur Zeit der Robespierre-schen Gräuel, als auch von dem muthigen und gefahrvollen Eifer, womit einige, zu jeder Aufopferung entschlossene Männer der Zerstörung so viel zu entreißen suchten, als sie konnten. Derjenige, der sich hiebei am meisten auszeichnete, und viele jener Kunstwerke mit Gefahr seines Lebens gerettet hat, heißt Alexander Lenoir. Dieser ist denn auch, wie der Stifter, so noch jetzt der Vorsteher dieser schätzbaren Sammlung, die er fortwährend zu vergrößern und zweckmäßig zu ordnen beflissen ist *).

Diese Sammlung ist eine anschauliche Geschichte der Französischen Bildhauerkunst, und in sofern die einzige ihrer Art. Es war ein glücklicher Einfall, alle diese Denkmähler, von den ersten schwachen Versuchen der Kunst in den mittleren Jahrhunderten an, nach der Zeitfolge aufzustellen. Jedes Zimmer oder jeder Saal faßt die Werke eines Jahrhunderts in sich. Fünf Jahrhun-

*) Bekanntlich hat man, bald nach Wiederherstellung der Königl. Regierung, für gut gefunden, dieses Museum aufzuheben, und seinen Inhalt den verschiedenen Kirchen, welchen die Denkmähler ursprünglich angehörten, wieder zurückzuliefern. Anm. z. n. Ausg.

derte sind, außer einem Einführungssaale *) (Salle d'ouverture) und einer Begräbnißkammer (Chambre sépulcrale) **) schon vollkommen geordnet und eingerichtet. An den Räumen, welche die übrigen in sich fassen sollen, wird noch gebaut. Die Zahl der schon aufgestellten Kunstwerke beläuft sich bereits auf 575 Stück, einige Glasmahlereien mit eingeschlossen.

Mit sehr lebhaftem Vergnügen fand ich hier auch ein Denkmahl wieder, welches bei meinem ehemahligen Hiersein mich ganz vorzüglich angezogen hatte, und welches ich noch einmahl zu sehen gar nicht hoffen durfte, weil es recht eigentlich zu der Klasse derer gehörte, welchen der bilderstürmende Pöbel die Zernichtung geschworen hatte. Es ist das schöne Grab- und Denkmahl des Kardinals Richelieu, welches ehemahls in der Kirche der Sorbonne stand; eins der schönsten Werke, welches die Französische Bildhauerkunst hervorgebracht hat. Die Zeichnung dazu ist von Lebrün, die Ausführung von Girardon. Das Ganze besteht aus fünf mit einander verbundenen Figuren. Die Hauptgestalt ist der Kardinal selbst, auf seinem Sterbelager dargestellt. Der Aus-

*) Dieser Saal enthält gleichsam einen Auszug aus der Geschichte der Französischen Bildhauerkunst, gleichfalls nach der Zeitfolge geordnet, und wovon die ganze Sammlung die ausführlichere Darstellung liefert.

**) Diese Begräbnißkammer scheint besonders für die Ueberreste jener prachtvollen königlichen Grabmähler aus der Abtei St. Denis bestimmt zu sein, wovon der brave Lenoir auch Eins und das Andere gerettet hat. Die dazu gehörigen Grabmähler von Franz I. und Ludwig XII. hat er aus einzelnen Stücken, die er unter den Ruinen der verbrannten Kirche hervorzog, schon jetzt glücklich wieder hergestellt; mit einigen andern hofft er gleichfalls noch zu Stande zu kommen.

druck seines Gesichts sowol, als auch der Faltenwurf des ihn deckenden Gewandes sind von hoher Kunst. Der Glaube oder die Religion unterstützt sein sinkendes Haupt. Zu dem Gesichte derselben soll eine Nichte des Kardinals gesessen haben. Von ihm selbst wird versichert, daß er nach dem Leben getroffen sei. Die übrigen, das Sterbebette umgebenden Gestalten sind: die Geschichte und zwei Geisterknaben oder sogenannte Genien.

Schon war man darüber aus, dieses kostbare Denkmahl zu zerschlagen, weil der dadurch geehrte Mann ein herrschender Minister und ein Priester gewesen war, als Hr. Lenoir herbeieilte, und troz der gegen ihn gerichteten Flintenspieße die Unsinnigen daran zu hindern suchte. Er erhielt zwar einen Stich durch die Hand, womit er die Rasenden abwehrte, erreichte aber dennoch endlich seinen Zweck. Das schöne Werk wurde gerettet; und so hatte ich denn die Freude, es hier wiederzufinden.

Ein vorzüglich sehenswürdiger Theil dieser vaterländischen Kunstschatzkammer ist ein dazu gehöriger Wonnegarten (Élysée); zwar nur ein wirklicher oder irdischer, aber durch passende Denkmähler, die hier im Freien eine viel bessere Wirkung thun, überaus schön und zweckmäßig verzierter Garten, voll niedlicher Anlagen, halb im Französischen, halb im Engländischen Geschmacke. In diesem stillen und reizenden Aufenthalte sieht man, außer einigen vierzig Standbildern, die Grabmähler berühmter Personen, deren Andenken den Zuschauer bald mit Wehmuth, bald mit Verehrung erfüllt; z. B. das der Héloise und des Abélard, das des Connétable Bertrand du Guesclin, und seines Freundes Sancerre. Auch die aus den Kirchen, wo sie ehemahls beigesetzt waren, hierher geschafften Ueberreste eines

Descartes, eines Molière, eines Lafontaine und eines Boileau ruhen in alterthümlichen Särgen, die aber jetzt erst zu diesem Behufe verfertiget worden sind, auf zweckmäßig gewählten schönen Plätzen dieses heiligen Gartens, zwischen welchen und um welche her ein Gemisch von Zipressen, Fichten, Pappeln und Gesträuch schauerlichen Schatten verbreiten. Aschenkrüge und Larven, welche man auf der Mauer des Gartens erblickt, tragen nicht wenig dazu bei, die Seele jedes empfindsamen Besuchers zur sanften Schwermuth zu stimmen, und sie auf die Rührungen vorzubereiten, die sie beim nähern Anblicke jener Denkmähler empfinden soll.

Wie viel zweckmäßiger stehen die Ehrenmähler großer und berühmter Menschen in einem solchen Garten, als in den staubigen Winkeln und Kapellen einer alten Kirche aufgestellt! Die schöne Umgebung von Bäumen, Gesträuch und Blumen wirft, selbst auf Gegenstände der Trauer, ein sanftes, gefälliges Licht; und die Wehmuth, welche man hier empfindet, erhält dadurch eine sanfte Heiterkeit, und wird zur süßen Rührung, der man sich gern überläßt, weil man fühlt, daß sie wohlthätig für unsere geistige und sittliche Natur ist. Hier ist es uns nicht zuwider, uns mit Todten zu unterhalten, weil das Bild des Todes selbst uns hier nicht gräßlich, sondern als ein sanftes Zurücksinken in den mütterlichen Schpoß der immergebärenden Natur erscheint. In den Kapellen und Kirchenwinkeln hingegen wittern wir Leichengeruch, oder glauben ihn doch zu wittern; das scheußliche Bild der Verwesung und des übrigbleibenden Knochengerippes steht in seiner ganzen Widerwärtigkeit uns vor den Augen. Das Andenken an die Person, der ein solches Kirchendenkmahl gilt, sei uns noch so werth,

jene Bilder der Einbildungskraft vergällen uns jeden Gedanken an dieselbe, wir wünschen den widerlichen Zustand, worein wir uns dadurch versetzt fühlen, je eher je lieber mit einem behaglicheren zu vertauschen, und verlassen das Denkmahl entweder ohne sonderliche Empfindungen, oder doch mit andern, als das Kunstwerk beabsichtigte.

Es war daher ein eben so unglücklicher, als abgeschmackter Gedanke, den man in den ersten Jahren der Umwälzung hier faßte, den großen Männern Frankreichs Grab- und Ehrenmähler in den Grüften des sogenannten Allgottstempels (Panthéon) zu errichten. Nicht genug, daß man die Asche des armen Rousseau aus dem Schooße der schönen Natur, auf der von ihm selbst gewählten Pappelinsel zu Ermenonville — wo die Bäume und Felsen umher durch tausend Inschriften von der Rührung zeugten, welche seine Verehrer an dieser Stelle empfunden hatten — ausgrub, um sie in einem Kirchengebäude wieder zu verscharren, sondern es mußte sogar auch zu den zu errichtenden Denkmählern für ihn und andere große Männer eine dumpfige, mit ungesunder Kellerluft erfüllte unterirdische Gruft gewählt werden, in die man nicht ohne sehr unangenehme Empfindungen, und nicht ohne sehr gegründete Besorgniß, eine Krankheit daraus zu holen, hinabsteigen kann. Ich holte mir wirklich eine solche, als in den ersten Wochen meines Hierseins eine unzeitige und schlecht belohnte Neugier mich plagte, diesen unterirdischen Kirchhof in Augenschein zu nehmen.

Wozu überhaupt das zwecklose, um nicht zu sagen das kindische Ausgraben der irdischen Ueberreste derjenigen Männer, deren Andenken man hier ehren wollte? Es waren ja nicht die Knochen und die sie umgebende

Fleischmasse, was ihre Größe begründete. Wozu denn die abergläubische Aufbewahrung derselben in einer Kirche? Wollte man etwa neues Heiligengebein an die Stelle des ausgekehrten alten setzen?

Wie viel herrlicher und wirksamer würden dergleichen Denkmähler in einem der großen und prächtigen öffentlichen Gärten, in den Tuilerien oder dem Garten des Luxemburgs, unter schattigen Bäumen oder in einem schauerlichen Dickicht stehen!

Das Pantheon ist übrigens ein sehr schönes und prächtiges Gebäude, aber so erhaben, als die Paulskirche in London, ist es bei weiten nicht. Beide Tempel scheinen mir den Unterschied der Völker zu bezeichnen, die sie bauen ließen. Das Pantheon entzückt durch Zierlichkeit und Schönheit; die Paulskirche setzt durch stille Größe und einfache Erhabenheit in Erstaunen. Jenes scheint zu sagen: sieh mich an! und ich verspreche Dir, daß Deine Augen und Dein Geschmack nicht unbefriediget bleiben sollen; dieses hingegen steht in seiner bescheidenen, anspruchslosen und stillen Erhabenheit da, und scheint es zu verschmähen, sich zu Einladungen und zu den Künsten der Gefallsucht herabzulassen. Jenes gefällt und entzückt, wie der Französische Voltaire; dieses flößt Ehrfurcht und Bewunderung ein, wie der Engländische Newton.

Ich versprach Dir in meinem letzten Briefe noch einige Bemerkungen über die Pariser Gelehrten; und es scheint mir nicht unpaßlich zu sein, diese dürftigen Nachrichten von den hiesigen Schätzen der Künste und der Wissenschaften damit zu beschließen.

Was man zuvörderst hier zu finden am wenigsten erwarten sollte, und gleichwol wirklich findet, ist die außerordentliche Einfachheit, Schlichtheit und Natürlich-

keit, welche diese Männer durch die Bank, sowol in ihrem Anzuge, als auch in ihren Sitten, in ihrem Umgange und in ihrem ganzen Wesen zu Tage legen. Je größer und anerkannter ihr Verdienst ist, desto rücksichtsloser überlassen sie sich dieser, einen Gelehrten so wohl kleidenden Natürlichkeit, und desto weniger fällt es ihnen ein, sich durch angenommene steife Würde, durch geschrobene Förmlichkeit, oder gar durch gesuchten Anzug ein erkünsteltes Ansehen zu geben, dessen nur der leere, an allen wirklichen Verdiensten völlig nackte Mensch bedarf, um sich, wenigstens bei Unkundigen, doch durch Etwas gelten zu machen. Diese Bemerkung kann man zwar in andern Ländern auch machen, aber schwerlich irgendwo in eben der Allgemeinheit, als hier. Mir wenigstens ist, weder bei meinem ehemahligen Hiersein, noch während meines diesmahligen Aufenthalts hieselbst, auch nur ein einziges Beispiel des Gegentheils vorgekommen.

Dies hat denn auch, besonders für Reisende, die sehr angenehme Folge, daß man in der Bekanntschaft mit diesen unversteckten uud unverschrobenen Männern sehr schnelle Fortschritte macht, und in kurzer Zeit eben so offen und zutraulich mit ihnen umgehen kann, als mit alten Bekannten. Hiezu kommt, daß sie, als Leute von echter Lebensart, die Kunst besitzen, Jeden bald in seine natürliche Lage zu setzen, und sogar den Bescheidenen und Furchtsamen so viel Vertrauen zu sich selbst und zu ihnen einzuflößen, daß sie den ihnen eigenen Zwang ablegen, und in den Ton der freien Unterhaltung, der ihnen angegeben wird, unmerklich einstimmen. Ueberhaupt findet man wol bei keinem andern Volke so viel Bereitwilligkeit und Eifer, jegliches Verdienst in jeglichem Menschen, besonders in Fremden, auszuspähen, hervorzuziehen und durch ermunternden Beifall zu ehren, als bei den

Franzosen. Sie, welchen die Ehre über Alles gilt, fühlen das Bedürfniß des Beifalls so lebhaft und stark, daß sie, bei der Voraussetzung des nämlichen Gefühls in Andern, und eingedenk des Grundsatzes: Was ihr wollt u. s. w. ihre erste Sorge sein lassen, Jedem etwas Verbindliches zu sagen, um auch von ihm — etwas Verbindliches dafür zu hören. Mündlich werde ich Dir über diese Eigenthümlichkeit der Franzosen überhaupt, und der Französischen Gelehrten insonderheit, Manches erzählen können, was ich zu schreiben aus guten Gründen Bedenken tragen muß.

Diese gefälligen Männer sind in hohem Grade gastfreundlich gegen Fremde, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne, sondern in einem bessern. Zwar nöthigen sie Dich auch wol, je nachdem die Tageszeit es mit sich bringt, zu ihrem Frühstücke oder zu ihrer Suppe; aber nicht, weil sie (wie man wol anderswo gewohnt ist) sich einbilden, damit die Schuld der Gastfreundschaft auf einmahl bei Heller und Pfennig abtragen zu können, oder weil sie die verächtliche Meinung von Dir gefaßt haben, daß Dir damit, und nur damit vornehmlich gedient sei, sondern um ein Stündchen mehr zum Plaudern mit Dir zu gewinnen. Mit feierlichen Einladungen zu den in andern Ländern gebräuchlichen Abfütterungen hat mich auch nicht Einer unter ihnen geängstiget. Dagegen fand ich bei Allen, zu jeder Zeit, selbst dann, wann sie beschäftiget waren, die freundlichste Aufnahme, und die zuvorkommendste Bereitwilligkeit und Güte, mir zur Erreichung aller derjenigen Zwecke, die man bei vernünftigen Reisenden voraussetzt, nach Möglichkeit behülflich zu sein. Selten komme ich zu Hause, ohne zu hören, daß eine Anzahl der achtungswürdigsten Männer dagewesen sei, um mich zu besuchen; und wenn

ich in mein Zimmer trete, so finde ich eine Menge von ihnen zurückgelassener oder von Andern gesandter Flugzettel und Briefchen, worin der Eine sich erbietet, mich zu diesem oder jenem merkwürdigen Manne zu führen, um mir seine Bekanntschaft zu verschaffen, der Andere mir einen Einlaßzettel zu dieser oder jener Feierlichkeit oder Sehenswürdigkeit hinterläßt, der Dritte mich zu irgend einer Vorlesung, einem Versuche, einer gelehrten Versammlung oder deßgleichen einladet, der Vierte mir ein Geschenk mit seinen Werken macht u. s. w. Was meine Beschämung dabei vollendet, ist, daß oft Männer darunter waren, welchen ich selbst meinen ersten Besuch zu machen verhindert worden war. Wie weit edler und nützlicher ist diese Art von Gastfreundschaft, als die gemeine, bei der es nur auf Gaumenkitzel und Magenüberladung angesehen ist!

Wenn man sieht, wie gesellig und gastfrei (das Wort in dem angezeigten höheren Sinne genommen) die hiesigen Gelehrten sind; wenn man Zeuge davon gewesen ist, wie sehr sie von fremden und einheimischen Besuchern überlaufen werden, und wenn man hört, mit wie vielerlei Geschäften die Regierung sie zum Theil beladet, um ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zum Besten des Staats zu benützen: so begreift man wahrlich nicht, wie sie es anfangen, um dem Allen zu genügen, und doch noch immer Zeit und Kraft zu gelehrten Arbeiten übrig zu behalten. Nur die den Franzosen eigene Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten, die damit verbundene Fähigkeit, sich schnell und ohne Verwirrung aus einem Fache ins andere zu werfen, und der Umstand, daß die Französischen Gelehrten in der Regel bei weiten nicht solche Vielschreiber sind, als wir, machen diese Erscheinung einigermaßen erklärlich. In einer Gesellschaft, der ich

beiwohnte, war die Rede von der großen Menge von Büchern, welche jetzt zu Paris geschrieben und gedruckt würden, und man schien auf meine Bewunderung zu rechnen, indem man hinzufügte, daß die Zahl derselben in dem verflossenen Jahre sich auf 300 belaufen habe. Ich lächelte, und drehete den Gegenstand der Verwunderung um, indem ich zu erkennen gab, daß diese Zahl, mit der Fruchtbarkeit der Deutschen Federn verglichen, mir sehr ärmlich vorkomme. Man sah mich darauf an; und ich fuhr fort: da man annehmen könne, daß die meisten in Frankreich geschriebenen Werke zu Paris herauskämen, so werde die ganze Zahl aller in Frankreich jährlich ans Licht tretenden Bücher wol höchstens nur 1500 betragen; das sei aber kaum der dritte Theil von Dem, was der Deutsche gelehrte Kunstfleiß jährlich hervorbringe, denn hier belaufe sich die Zahl der neuen Bücher, ein Jahr ins andere gerechnet, auf nicht weniger als 5 — 6000 Bände. Jetzt war die Reihe, sich zu verwundern, an ihnen. Ich fügte aber hinzu, daß wir in Deutschland weit davon entfernt wären, uns auf diese Fruchtbarkeit unserer Finger etwas einzubilden; daß wir sie vielmehr für eine Art von Seuche und Landplage hielten, wogegen das Mittel bis jetzt noch nicht erfunden sei. —

Wenn die Französischen Gelehrten weniger Bücher schreiben, als wir, so wissen sie dagegen auch nichts von der uns plagenden Milzsucht oder sogenannten Hypochondrie. Sie sind in der Regel so gesund als andere Menschen, folglich auch eben so heiter und vergnügt als Andere. Der Grund davon mag theils in ihrer geringern Schreibseligkeit, theils in der größern Leichtigkeit, womit sie arbeiten, theils in ihrer natürlicheren und gesundern Lebensart liegen, indem sie schwerlich einen Tag

hingehen lassen, ohne sich eine tüchtige Leibesbewegung in freier Luft zu machen, und ihr Gemüth durch irgend eine Vergnügungsart zu erheitern. Ihr milderer Himmelsstrich trägt denn natürlicher Weise auch das Seinige dazu bei.

Folge ihrem Beispiele, mein lieber Sohn, und suche den kostbarsten Schatz, den der Mensch hienieden besitzen kann – Gesundheit des Leibes und Heiterkeit des Gemüths — Dir für Dein ganzes Leben zu erhalten. Ich schließe Dich und die Unsrigen mit Innigkeit in meine Arme.

Neun und zwanzigster Brief.

Paris.

Wenn ich die Absicht hätte, Dir, mein lieber Eduard, eine förmliche Reisegeschichte, und zwar eine nach gewöhnlichem Zuschnitte zu schreiben, so würde ich Unrecht haben, Dir erst jetzt von dem hiesigen Bühnenwesen etwas zu sagen. Nach der Schätzung der meisten Reisebeschreiber scheint es keinen wichtigern Gegenstand für die Beobachtung, und keinen anziehendern Stoff für die Beschreibung zu geben, als diesen. Diese Schätzung ist nicht die meinige. Zwar bin auch ich der Meinung, daß ein Reisender, der auf Beobachtungen ausgeht, die Bühnen der von ihm besuchten Oerter nicht vernachlässigen müsse, weil man vor diesen mehr als anderswo Gelegenheit zu haben pflegt, Bemerkungen über den geistigen und sittlichen Zustand der Einwohner, besonders aber auch über die gegenwärtige Stimmung des Tages zu machen. Allein ich habe nie begriffen, Wem, der kein Schauspieler ist, mit einer ausführlichen Beurtheilung

der Stücke, des Spiels und der spielenden Personen, die man an einem fremden Orte kennen lernt, sonderlich gedient sein könne, oder wer dadurch eigentlich erbaut werden solle. Am wenigsten kann ich glauben, daß mein Eduard und seines Gleichen auf Beschreibungen und Beurtheilungen dieser Art so ganz besonders erpicht sein sollten. Ich kann mir also höchstens nur eine und die andere Bemerkung darüber erlauben, und zwar nur solche, welche mehr dazu geeignet sind, das Volk, worunter ich jetzt lebe, als ihre Schauspieler zu bezeichnen.

Auf der ganzen Erde giebt es keine so schauspielgierige Menschen, als die Franzosen überhaupt, und die Pariser insonderheit sind. Bei den Römern, welche auch sehr schaulustig waren, hießen die beiden dringendsten Staatsbedürfnisse: Brot und Schauspiele; hier: Schauspiele und Brot! Denn so unentbehrlich zum Leben dem Franzosen das Brot auch ist, so sind ihm doch die Schauspiele noch unentbehrlicher. Dies hat man zur Zeit der Hungersnoth, während der ersten Hälfte der Staatsumwälzung, hier deutlich sehen können; denn selbst damahls, wo Mancher mit leerem Magen zu Bette gehen mußte, waren die Schauspielhäuser oft eben so gedrängt voll, als sie es jetzt sind. Selbst damahls wurden neue Bühnen errichtet und neue Schauspielergesellschaften angestellt. Sogar in der schrecklichen Blutzeit, unter Robespierre's henkermäßiger Herrschaft, lief man von dem Revolutionsplatze, wo die Köpframme spielte, nach den Schauspielhäusern, wo erdichtete Begebenheiten dargestellt werden, wie von der Mahlzeit zum Nachtische. Die blutigen Auftritte auf jenem Platze wurden selbst als Schauspiele behandelt. Dies, und nicht angeborne Grausamkeit, war die Ursache, daß jene Robespierreschen Trauerspiele so stark besucht wurden, und sich so

lange halten konnten. Man will in diesem Lande sehen, und wieder sehen, und unaufhörlich sehen, sei es was es wolle, wenn es nur etwas Neues oder etwas Ungewöhnliches ist; man will unterhalten sein, sei es wodurch es wolle, und koste es was es wolle, wenn nur neue und lebhafte Empfindungen dabei erregt werden. Selbst Bruchstücke von Menschen habe ich hier den Schauspielhäusern zueilen sehen; so z. B. neulich einen, dem der ganze rechte Schenkel bis an den Leib fehlte, und der daher auf Krücken einherging. Dieser lief nicht nur mit Andern in die Wette, sondern ließ auch, um nicht als ein Krüppel vor der Bühne zu erscheinen, seine beiden Krücken in der Vorhalle zurück, und hüpfte nun auf seinem einzigen Schenkel so munter vor mir hin und in das Haus hinein, daß ich kaum Schritt mit ihm halten konnte.

Daß die unmäßige Hitze, die wir diese Zeit über hier gehabt haben, Niemand abhält, die zum Ersticken heißen Schauspielhäuser zu besuchen, meine ich Dir schon neulich gesagt zu haben; und das nicht bloß um neuer, sondern auch um alter Stücke willen, die man auswendig weiß, sogar um solcher willen, die man, im Ganzen genommen, mit Mißfallen sieht. So wohnte ich neulich einer Vorstellung des Singspiels Peter der Große bei. Meine Nachbaren links und rechts machten mich alle Augenblicke auf Fehler aufmerksam, die, ihrer Meinung nach, der Verfasser des Stücks begangen haben sollte. Und als der Vorhang endlich fiel, sprang der eine lebhaft auf, und sagte mit einem Gemisch von Unwillen und zugleich von Freude über das Ende des Stücks: Voilà le malheureux Pierre encore une fois avalé! Da hätten wir also den unseligen Peter noch einmahl hinuntergeschluckt! Oft ist es eine einzige Stelle, und

die Art, wie sie vorgetragen wird, um welcher willen das Haus sich immer wieder von neuen füllt.

Ehemahls war die Oper der Ort, wo die große und schöne Welt sich versammelte, um ihren geschmackvollen und prächtigen Anzug sehen zu lassen, und die Augen durch den Glanz ihrer Edelsteine zu blenden; jetzt nicht mehr. Ich habe einigemahl Vorstellungen in diesem Hause beigewohnt, ohne auch nur eine einzige geputzte Dame darin zu sehen. Die Verschläge oder Logen, selbst die des ersten Ranges, waren mit Hauben angefüllt. Will man jetzt Putz und Edelsteine sehen, so muß man die Welschen (les Italiens) besuchen. Warum? Weil die freien Pariser jetzt noch gerade eben so, wie ehemahls die unterwürfigen, sich nach dem Hofe richten. Da der Obervolksberather, als ein geborner Korse, mehr Geschmack an dem Welschen Tonspiele, als an dem Französischen findet, so findet Alles, was zu der vornehmern Welt gehört, es nun eben so. Jene Bühne wird daher jetzt als die Hofbühne angesehen; und es geziemt sich also, hier nicht anders, als hofmäßig geputzt zu erscheinen. Abermahls ein merkwürdiger Zug, der die eigenthümliche Sinnes- und Handlungsart der Franzosen bezeichnet. Bei weiten die große Mehrheit der Pariser, d. i. Alle, welche nicht angestellt sind, deren Wohlsein also auch nicht von der gegenwärtigen Ordnung der Dinge abhängt, murret über Buonaparte, wie sie ehemahls über die Könige murrte; aber nichts destoweniger richten sich auch diese, sogar in Dingen, welche noch von ihrer Wahl abhangen, sogar bei ihren Vergnügungen, nach seinem Geschmacke. Hier huldigen sie ihm freiwillig, was sie in wichtigern Dingen nur gezwungen und wider Willen thun. Das macht, hier spricht seine äußere, dort seine innere Kraft sie an; hier ist es die Mode, dort die Regierung,

welche ihnen Gesetze giebt; und gegen jene hat noch nie ein Franzose sich aufzulehnen gewagt!

Unter der Menge der hiesigen Bühnen ragen besonders viere hervor, und verdienen von einem Reisenden vorzüglich besucht zu werden. Diese sind, die Oper, die Italier (les Italiens), die Französische Bühne (les Français oder le théâtre Français), und die Wirthaler Bühne, wie ich in meinem Wörterbuche das Théâtre du Vaudeville verdeutschen zu müssen geglaubt habe*). Diese letzte ist unter allen diejenige, welche dem Geiste, der Sinnesart und dem Geschmacke der Fran-

---

*) „Das Wort Vaudeville scheint zwar auf ein Lied zu deuten, welches durch die Stadt läuft oder auf allen Gassen gesungen wird (wofür wir den niedrigen Ausdruck Gassenhauer haben), allein diese Bedeutung hat man erst von der Zeit an damit verbunden, da der Ursprung des Vaudeville, so wie sein wahrer Name, von welchem jener nur eine Verdrehung ist, schon in Vergessenheit gerathen war. Ursprünglich hieß es Vau (d. i. val) - de - Vire, ein Wirthaler. Der erste Urheber dieser Liederart war Basselin, Walkmüller in dem Thale Vire in der Normandie. Diesem gutlaunigen Manne gab der ihm eigene Frohsinn Lieder ein, welche sich durch Lustigkeit, Leichtigkeit, Unbefangenheit, mitunter auch durch feinen Spott auszeichneten, und die dann von den frohsinnigen Bewohnern des angenehmen Wirthales (Val, oder nach dortiger Sprechart, Vau - de - Vire) aufgefaßt und gesungen wurden. Als diese Lieder sich in der Folge durch ganz Frankreich verbreiteten, und überall, besonders in der Hauptstadt, nachgeahmt wurden, bezeichnete man sie mit dem Namen der Gegend, worin sie entstanden waren, und nannte sie Wirthaler, Vau - de - Vire, so wie man etwa Lieder, von oder nach Claudius gesungen, Wandsbecker nennen könnte. Späterhin wurde diese Benennung, aus Unkunde des dabei zum Grunde liegenden Geschichtsumstandes, in Vaudeville verdreht." S. die Vorrede zu der Reichardtschen Sammlung solcher Bühnenstücke.

zosen am allerangemessensten ist, folglich auch diejenige, die ihnen immer eigenthümlich war und bleiben wird, und worin kein anderes Volk, wenn auch die Nachahmung ihm gelänge, sie je wird übertreffen können. Das Wesen dieser ganz eigenen Schauspielart besteht in Fröhlichkeit und leichtem Witze, mit Unbefangenheit oder Naivetät gepaart. Es liegt gewöhnlich irgend eine kleine drollige Begebenheit, irgend ein kleiner lächerlicher Vorfall, der sich entweder in Paris selbst, oder sonst wo ereignete, dabei zu Grunde, und den man mit echtfranzösischer Lustigkeit und Laune zu behandeln und in die Form eines Singspiels zu bringen wußte. Die Hauptsache aber machen die leichten, Frohsinn und Schalkheit athmenden, und fast immer mit einer sinndichtlichen Spitze (Pointe) sich endigenden Liederchen aus, womit dergleichen Stücke aufgestutzt werden. Die Schnelligkeit, mit welcher solche kleine Vorfälle, die sich zu einem Wirthaler eignen, hier benützt und auf die Bühne gebracht werden, übersteigt beinahe allen Glauben. Von Einer Geschichte z. B., die des Abends in Tivoli oder an einem andern öffentlichen Belustigungsorte vorfiel, hat man mir erzählt, daß sie am nächstfolgenden Abend schon auf der Bühne gesehen wurde. Sie war also innerhalb 24 Stunden geschehen, aufgefaßt, bearbeitet, eingelernt und gespielt! Das will doch viel sagen. Man kann übrigens diese Bühne nicht verlassen, ohne einen Vorrath guter Laune für den ganzen folgenden Tag mit nach Hause zu nehmen.

Die Oper muß man besuchen, wenn man das Vollkommenste in dieser Art sehen, aber gerade nicht, wenn man es hören will. Der Inhalt der Stücke nämlich wimmelt auch hier, wie überall, von Verstößen gegen die Wahrscheinlichkeit und von Ungereimtheiten aller Art;

das Tonspiel ist meistentheils Französisches, welches sich aus dem von der Natur ihm angewiesenen Kreise des Leichten, Scherzhaften und Fröhlichen nur selten ins Leidenschaftliche und Erhabene mit Glück verstiegen hat; die Sänger und Sängerinnen aber sehen sich, der Größe des Hauses wegen, genöthiget, statt zu singen, zu schreien. Das Ohr findet also hier seine Rechnung gerade nicht; desto mehr aber das Auge. Es ist wol kaum möglich, die Täuschungen, durch Bühnenmahlerei bewirkt, die Genauigkeit und Schnelligkeit der Bühnenverwandlung und des dazu erfoderlichen Kunstgetriebes, vornehmlich aber die Vollkommenheit des Bühnentanzes noch höher zu treiben, als es hier geschehen ist. Ich habe unter andern das Tanzspiel oder Ballet, Påris, und das Singspiel, die Geheimnisse der Isis, gesehen. In beiden ist die Kunst der Bühnenverzierung und des Maschinenwerks, so wie in dem ersten die Zauberei der Tanzkunst, zu einer Höhe gebracht worden, daß selbst die lebhafteste Einbildungskraft Dessen, der kein Augenzeuge davon gewesen ist, sich unmöglich eine Vorstellung davon machen kann. Wenn z. B. in dem ersten die ganze Götterschaft vom hohen Olimp auf Wolken sanft herabschwebt, so wirken Pracht, Schönheit und Glanz, verbunden mit der Feerei des vollkommensten Maschinenwesens, selbst auf den kältesten Zuschauer, so unwiderstehlich, daß er Mühe hat, allen den Täuschungen, von welchen seine Sinne sich bezaubert fühlen, zu widerstehen, und sich bewußt zu bleiben, daß das Ganze nur ein Bühnenspiel ist. Und wenn in dem genannten Singspiele dem einzuweihenden Jünglinge eine Aussicht, erst in die Gefilde der Seligen, und dann in die Feuerschlünde der Verdammten geöffnet wird, so möchte man wünschen, daß der Vorhang Stunden lang aufgezogen

bliebe, um die Wunder der Darstellung, von welchen man sich geblendet und entzückt fühlt, eben so lange anzustaunen. Bei jenen glaubt man wirklich, in eine unermeßliche, vom stärksten und schönsten Lichte durchflossene und mit seligen Geistern bevölkerte Landschaft bis an den äußersten Rand eines sehr weiten Gesichtskreises hinzublicken.

In diesem Tanzspiele, Pâris, hatte ich Gelegenheit, dem Wettstreite zweier Männer beizuwohnen, welche Vollkommenheiten der Tanzkunst entfalteten, die, so lange es Bühnen giebt, in gleichem Grade wol noch nie gezeigt worden sind. Ehemahls stand Vestris, als der anerkannte erste Tänzer in Europa, allein da; und er war, sobald er erschien, vollkommen sicher, alle andere, selbst die besten Künstler und Künstlerinnen, völlig zu verdunkeln. Seit einiger Zeit aber hat er einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen. Er heißt Deshayes. Dieser, welcher an Wuchs und körperlicher Schönheit ihn weit übertrifft, scheint nahe dabei zu sein, ihn auch an Kunst zu erreichen; und er würde daher vielleicht schon jetzt der erste Abgott der Pariser sein, wenn nicht ein Gefühl von Dankbarkeit gegen Den, welchem sie, während einer so lange Reihe von Jahren, ihre schönsten Entzückungen verdanken, sie noch zurückhielte. Gerade in diesen Tagen aber hatte er einige Mahle das ganze Haus so zur Bewunderung hingerissen, daß Vestris dadurch sich beinahe in den Schatten gestellt sah. Selbst die Tageblätter fingen an, ihm mit vollen Händen einen Weihrauch zu streuen, den sonst Vestris ausschließlich einzuathmen gewohnt gewesen war. Eins unter andern druckte sich so darüber aus: „Wenn Vestris, wie sein Vater zu sagen pflegte, der Gott des Tanzes ist, so muß man gestehen, daß Deshayes auch schon,

wenigstens mit Einem Fuße, auf dem Altare steht." Man kann denken, daß den Ersten dies Alles verschnupfen mußte.

In dem genannten Tanzspiele fügte es sich nun, daß beide Nebenbuhler einen Zweitanz zu machen hatten. Deshayes trat zuerst vor, und wurde mit allgemeinem Händeklatschen empfangen. Dadurch ermuntert und begeistert, bot er alle seine Kräfte auf, um den vorausbezahlten Beifall zu verdienen; und es gelang ihm so wohl, daß jeder Andere, als Vestris, an der Möglichkeit, ihn zu übertreffen, hätte verzweifeln müssen. Dieser aber, welcher bis dahin dem Triumphe seines wackern Nebenbuhlers, ich weiß nicht mit welchen Empfindungen, zugesehen hatte, verzweifelte nicht; sondern beschloß, wie der Erfolg bewies, ihm den errungenen Kranz durch einen noch höhern Triumph wieder zu entreißen. Er schwebte vor; entwickelte erst (worin seine Hauptstärke besteht) eine wunderschöne Stellung aus der andern, gleichsam als wenn er die Pariser erst an seine eigenthümliche, von Keinem, selbst von Deshayes nicht, erreichte Größe erinnern wollte; dann ging er zu denjenigen Kraft- und Kunstsprüngen über, worin sein schlanker Nebenbuhler ihn beinahe zu übertreffen geschienen hatte, und führte auch diese mit einer so beispiellosen Kunst und allgewaltigen Gewandtheit aus, daß das ganze Haus zur höchsten Bewunderung hingerissen wurde. Ein unbändiges Geklatsche, und ein die Mauern des Hauses erschütterndes Freudengeschrei und Beifallrufen hörten selbst dann noch nicht auf, als er seinen Alleintanz vollendet hatte, und, seines höhern Sieges gewiß, schon wieder im Hintergrunde bei seinem edlen Mitbewerber stand. Jetzt begann der Zweitanz selbst. Vergebens würde ich versuchen, Dir die Wunder der Tanzkunst zu beschreiben,

welche beide, nunmehr vereinigte Nebenbuhler wechselsweise verrichteten, und welche, nach dem Urtheile der Pariser selbst, Alles übertrafen, was man auf dieser Bühne je gesehen hatte. Die Sprache hat keine Ausdrücke dafür. Der lauteste Beifall des Hauses begleitete jede ihrer Bewegungen, und wurde, wie die Gerechtigkeit es foderte, unter Beide gleichmäßig vertheilt. Das Klatschen und Beifallrufen nahm gar kein Ende.

Hat man nun vor dieser Bühne in Augenlust genug geschwelgt, und wünscht man dann auch dem Ohre, welches hier nicht ganz befriediget werden konnte, gütlich zu thun, so geht man zu den Italiern. Hier hört man Tonkunst, welche nicht bloß Ohrenkitzel gewährt, sondern durch die Ohren zum Herzen spricht, und Stimmen, gegen welche die der Oper nur zu kreischen scheinen. Die erste Sängerinn dieser Bühne, und zugleich die erste in ganz Paris, ist die Strina-Sacchi. Ich habe ehemahls zwei der größten Sängerinnen in Europa, die Mara und die Todi gehört, und doch war es mir, als ich die süße, weiche, herzschmelzende Sirenenstimme dieser Strina-Sacchi vernahm, als hätte noch nie etwas eben so Vollkommenes und Bezauberndes mein Ohr erreicht. Ich bescheide mich indeß, daß es schwer ist, zwischen so hohen Kunstfertigkeiten zu entscheiden, noch schwerer, wenn sie nicht neben einander gestellt werden können, am schwersten aber, wenn Der, der den Ausspruch darüber thun soll, so wenig davon versteht, als ich. Enthalten wir uns also, in geziemender Bescheidenheit, über jene Meisterinnen des Gesanges alles vergleichenden und entscheidenden Urtheils, und wenden uns nun noch auf einige Augenblicke zu der vierten Pariser Hauptbühne, die Französische Bühne genannt.

Diese ist von jeher die erste in Paris gewesen, und ist es in Ansehung des eigentlichen Lust- und Trauerspiels, worauf sie sich lediglich beschränkt hat, noch jetzt. Sie war immer die Schule und der Schauplatz der größten Künstler, und auch jetzt noch zählt sie wenigstens ein halbes Dutzend Schauspieler und Schauspielerinnen, welche für die ersten in Frankreich gehalten werden. Mit Recht, glaube ich; aber wenn in Frankreich, nach hiesigem Sprachgebrauche, so viel als in Europa oder gar in der Welt bedeuten soll, so bekenne ich, daß ich dieses Urtheil, wenigstens in Ansehung des Trauerspiels und überhaupt des Leidenschaftlich-Erhabenen oder des sogenannten Pathetischen, keinesweges unterschreiben kann. Die Leidenschaften müssen auf der Französischen Bühne, wie im gemeinen Leben der Franzosen, nicht auf natürliche, sondern bloß übereinkünftliche Weise geäußert werden. Man sieht daher dem Französischen Schauspieler, auch dem besten, und selbst in seinen glücklichsten Rollen, noch immer deutlich an, daß er — Schauspieler ist. Er muß, will er anders Beifall ernten, auf die unnatürlichste Weise künsteln und übertreiben. Je lauter er bei leidenschaftlichen Stellen schreit oder brüllt; je unnatürlicher er dann, mitten im wildesten Geschrei, die Stimme plötzlich wieder zum leisesten Geflüster hinabsinken läßt, um sie eben so plötzlich von neuen wieder zu erheben, welches oft gerade so herauskommt, als wenn es darauf angesehen wäre, das ernsthafte Stück durch einen lächerlichen Vortrag der rührendsten Stellen zum Possenspiele zu machen; je gewaltsamer er alle Gliedmaßen seines Körpers in Bewegung setzt, und je heftiger er raset und wüthet: desto allgemeiner und lauter wird er beklatscht. Das macht, die Franzosen erkennen ihre Natur darin, welche von der

unsrigen hierin sehr verschieden ist. Was daher einem Deutschen falsche und frostige Künstelei, Uebertreibung und Unnatur zu sein scheint, das ist dem Franzosen schöne und veredelte Natur, weil er selbst, in eben dem Maße, in welchem er Bildung hat, seine Leidenschaften eben so reden läßt, und sich eben so dabei geberdet.

Desto mehr aber findet der Deutsche an diesen Schauspielern in solchen Stücken und bei solchen Auftritten des höhern Lustspiels zu bewundern, wo es darauf ankommt, die feinen Sitten, den leichten Weltton und die geistige und körperliche Gewandtheit gebildeter Menschen, besonders aus den höheren Ständen, darzustellen. Dies Alles geschieht hier mit derjenigen Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche dem Franzosen eigen sind, und worin der gute Deutsche, aus mehr als Einem Grunde, sich stets von ihm übertroffen sehen wird.

Zwei Vorstellungen, welchen ich hier beiwohnte, gaben mir Gelegenheit, eine bestimmte Vergleichung zwischen dieser Hauptbühne und der unsrigen in Braunschweig anzustellen, weil ich ebendieselben Stücke, kurz vor meiner Abreise von Euch, durch unsere, alles Beifalls würdige Französische Schauspielergesellschaft hatte aufführen sehen. Es waren der Abt L'Epée und der Ruhmredige (le Glorieux). Das erste, worin der treffliche Monvel die Hauptrolle macht, wurde hier unvergleichbar besser, das andere unvergleichbar schlechter gegeben, als bei uns. Die Darstellung des Ruhmredigen nämlich wurde so sehr übertrieben, daß man einen Tollhäusler in ihm sah, und daß das ganze Stück dadurch zu einem höchstunnatürlichen und abgeschmackten Possenspiele ohne alle Wahrscheinlichkeit ward, indem man eben so wenig begriff, wie ein so ausgemachter Narr in dem letzten Auftritte auf einmahl gebessert wer-

den, als wie es ihm gelingen konnte, nach dieser erzwungenen Besserung eben so plötzlich die Hand eines verständigen Mädchens und die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten, nachdem er sich Beiden, das ganze Stück hindurch, als einen von Hochmuth völlig Wahnsinnigen gezeigt hatte. Nicht so auf unserer Bühne. Hier ist der Ruhmredige zwar auch ein Narr, allein seine Narrheit ist so gemäßiget, daß noch immer Möglichkeit der Besserung für ihn übrig bleibt. Hier geht es daher auch mit dieser Besserung ganz natürlich zu, und der Vorwurf des Unwahrscheinlichen trifft weder das Stück, noch die Schauspieler.

Genug, oder vielmehr schon zu viel aus einem Fache, welches nicht das meinige ist! Andere Reisende werden Dir mehr darüber zu sagen haben, wofern Du Lust haben solltest, mehr darüber zu lesen; welches ich denn doch fast bezweifeln möchte. Lebe wohl, mein theurer Eduard! In drei Wochen habe ich Dich, will's Gott! wieder in meinen Armen.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Vier und dreißigstes Bändchen.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

In der Reihe die fünfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1832.

Inhalt.

I. Rückreise von Paris nach Braunschweig.
II. Reise in das Land der Buschmänner. Ein Auszug aus Barrow's Reisen durch das Innere des südlichen Afrika.

Vorrede.

Dieser sechste Theil enthält:

1. meine Rückreise von Paris nach Braunschweig, und
2. die im dritten Theile versprochenen Nachrichten von den Buschmännern im südlichen Afrika.

In dem ersten Aufsatze habe ich, vor der Beschreibung der Rückreise, auch noch einige Bemerkungen über Paris und die umliegenden Gegenden nachgetragen, welche in dem vorhergehenden fünften Theile keinen Raum mehr fanden. Ob ich Recht daran that? ob diese Bemerkungen des Nachtragens werth waren, oder nicht? das werde ich ja von meinen Beurtheilern wol erfahren. Wie aber auch das öffentliche Urtheil über meine Reise überhaupt, und über diesen Nachtrag insbesondere ausfallen mag, so bin ich doch völlig sicher, daß kein unparteiischer Richter mir die redliche Wahrheitsliebe und die strenge Unparteilichkeit streitig machen wird, deren ich mich überall mit der reinsten Gewissenhaftigkeit beflissen habe. Mein Selbstgefühl ist mir Bürge dafür. Ich

habe gelobt und getadelt, was mir des Lobes oder des Tadels werth zu sein schien. Zweierlei wird, hoffe ich, meinen verständigen Lesern dabei nicht entgehen; nämlich: daß ich das Lobenswürdige gern, das Tadelnswürdige ungern und mit widerstrebender Hand ans Licht hervorzog; und daß ich bei dem Letzten nie die Absicht hatte, Jemand zu beleidigen oder herabzuwürdigen. Ich kann mir daher kaum die Möglichkeit denken, daß es in ganz England und in ganz Frankreich auch nur einen einzigen so jämmerlich schwachen und kleinlich gesinnten Menschen geben sollte, der durch Das, was ich über die in beiden Ländern mir vorgekommenen Gegenstände mit aller Bescheidenheit und mit unverkennbarem Wohlwollen gegen beide Völker geurtheilt habe, sich für beleidiget halten könnte.

Braunschweig, im Jänner 1804.

Der Herausgeber.

habe gelobt und getadelt, was mir des Lobes oder des Tadels werth zu sein schien. Zweierlei wird, hoffe ich, meinen verständigen Lesern dabei nicht entgehen; nämlich: daß ich das Lobenswürdige gern, das Tadelnswürdige ungern und mit widerstrebender Hand ans Licht hervorzog; und daß ich bei dem Letzten nie die Absicht hatte, Jemand zu beleidigen oder herabzuwürdigen. Ich kann mir daher kaum die Möglichkeit denken, daß es in ganz England und in ganz Frankreich auch nur einen einzigen so jämmerlich schwachen und kleinlich gesinnten Menschen geben sollte, der durch Das, was ich über die in beiden Ländern mir vorgekommenen Gegenstände mit aller Bescheidenheit und mit unverkennbarem Wohlwollen gegen beide Völker geurtheilt habe, sich für beleidiget halten könnte.

Braunschweig, im Jänner 1804.

Der Herausgeber.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 33.

Braunschweig 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 978 -32/35
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259534-4